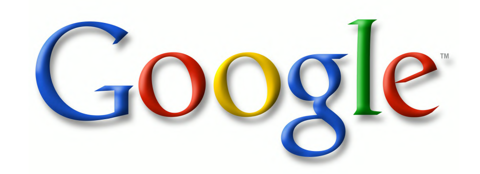
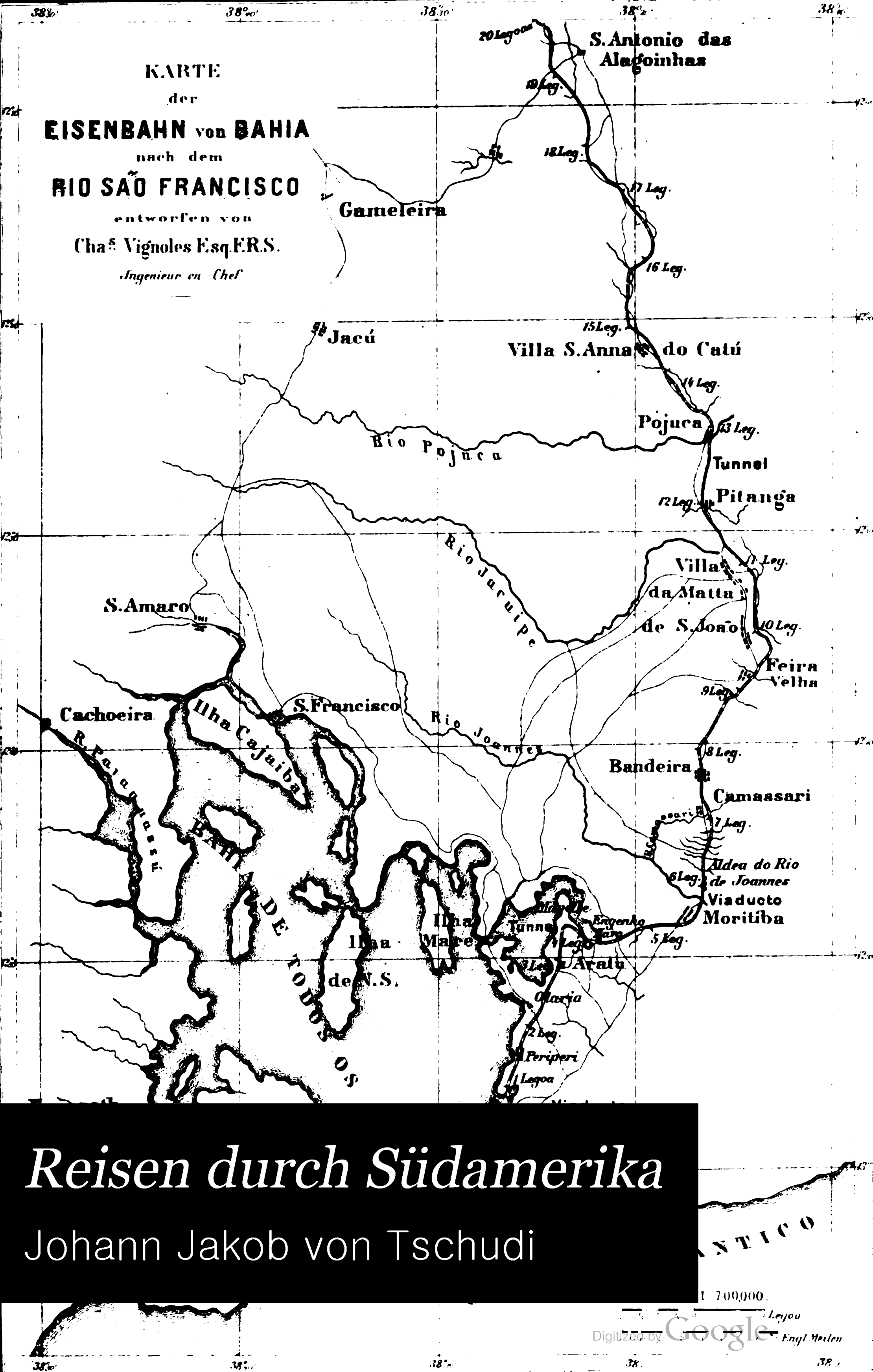
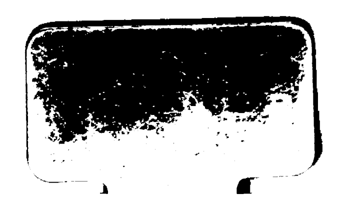




KARTE
der
EISENBAHN von BAHIA
nach dem
RIO SÃO FRANCISCO
entworfen von
Chas. Vignoles Esq. F.R.S.
Ingenieur en Chef
S. Antonio das Alagoinhas
Gameleira
Jacú
Villa S. Anna do Catú
Pojuca
Tunnel
Pitanga
Rio Pojuca
Rio Jacuipe
Villa da Matta de S. João
S. Amaro
Feira Velha
Cachoeira
S. Francisco
Ilha Cajaiba
Rio Joannes
Bandeira
Camassari
Aldea do Rio de Joannes
Viaducto
Moritiba
Ilha Maré
Ilha de N.S.
Aratu
Olaria
Periperi
1 Legoa



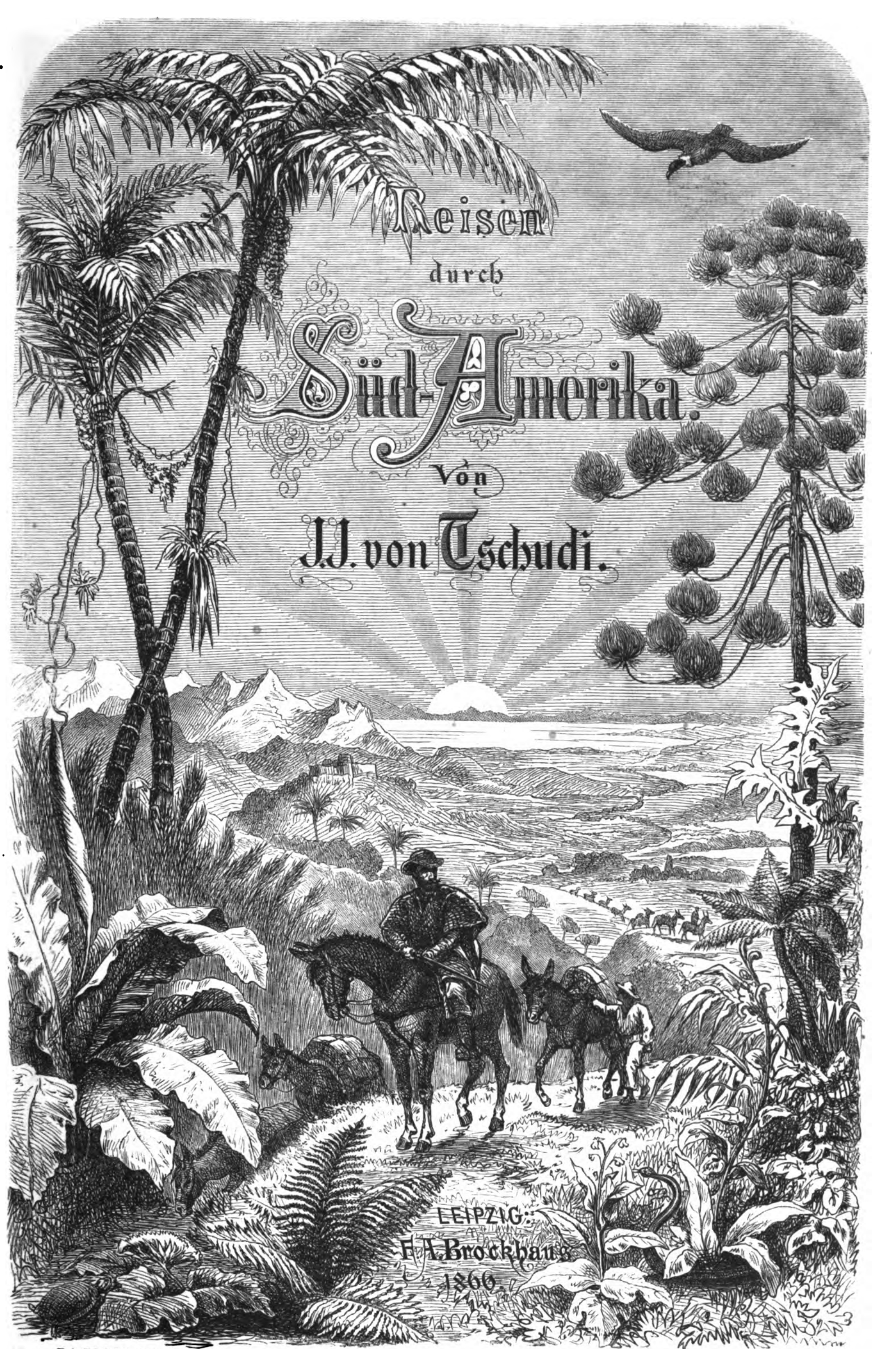



BIBLIOTHEQUE CANTONALE
C. 1818.

Reisen

durch

Südamerika.


Reisen
durch
Süd-Amerika.
Von
J.J. von Tschudi.
LEIPZIG:
F.A. Brockhaus
1866.
F.A.BROCKHAUS X.A.

Reisen

durch

Südamerika.

Von

Johann Jakob von Tschudi.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten.

Erster Band.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1866.



Reitens u. dgl. ungewohnte bittere Klagen führt; ein kranker Mann wird die Verhältnisse anders anschauen als der, den weder körperliche Leiden noch nervöse Aufregungen beirren. Unter Ungunst der Witterung wird ein Landschaftsbild, eine Provinz ein unvortheilhafteres Urtheil erfahren, als wenn freundlicher Sonnenschein den Reisenden auf seinen Wanderungen begleitet hätte. Ein unbedeutender, oft sogar ganz zufälliger Umstand kann eine Härte oder Ungerechtigkeit des Urtheils begründen, während andererseits wiederum Kleinigkeiten, der Individualität schmeichelnde Situationen ein überaus günstiges hervorrufen. Endlich wird jener, der schon eine lange Reihe von Jahren in einem Lande lebte, dasselbe ganz verschieden von demjenigen beurtheilen, der es nur für kurze Zeit besucht; ob aber richtiger, ist eine Frage, die ich für einen grossen Theil der Fälle entschieden verneinend zu beantworten vollen Grund habe. Der Europäer, der längere Zeit z. B. in einem südamerikanischen Staate gelebt hat, wird schliesslich an dessen Beurtheilung immer einen egoistischen Massstab legen; sie wird ganz anders ausfallen, wenn er in demselben sein Glück gemacht hat, oder dort in angenehmen socialen Verhältnissen als Kaufmann, als Grundbesitzer, als Künstler, als Diplomat u. s. w. gelebt hat, als wenn er mit der Ungunst des Schicksals zu kämpfen gehabt hätte. Oft präoccupirt ihn eine einzige Widerwärtigkeit derart, dass ihm das Land oder die Menschen oder beide zugleich nur im dunkelsten Colorit erscheinen. Ich habe wiederholt beobachtet, dass sehr gebildete Europäer, die länger in transatlantischen Ländern lebten, mit den bittersten Worten Verhältnisse derselben tadelten, die im Vaterlande kein Haar besser sind, aber dort mit Stillschweigen hingenommen werden. Es war ihnen von den heimischen Erinnerungen nur noch der angenehme Eindruck zurückgeblieben. Noch mehr. Ein langjähriger Aufenthalt in einem Lande erschwert eine vorurtheilsfreie Anschauung und beirrt das Urtheil durch die Masse des zu bewältigenden Stoffes, der um so gewissenhafter abgewogen werden muss, je

bedeutender er ist. Dem in grössern Territorialkreisen sich bewegenden Reisenden hingegen, der mit den verschiedensten Schichten der Bevölkerung in Berührung kommt, werden zwar eine Menge Einzelheiten entgehen, auch manche charakteristische Details, er wird aber doch, wenn er ein gesunder, ruhiger und gewissenhafter Beobachter ist, ein wahreres Bild des Landes und seiner Bewohner entwerfen. Mit vollem Rechte sagte einst ein bekannter deutscher Diplomat, dass er nach einem ein- oder zweijährigen Aufenthalte in England ein Werk über das Land hätte schreiben können, dass es ihm aber nach zehnjähriger Residenz daselbst nicht mehr möglich war.

Erste und wichtigste Pflicht des Reisenden ist es, von möglichst unparteiischem Standpunkte und mit klarem Blicke die Verhältnisse zu prüfen, ehe er darüber aburtheilt. Sein Urtheil mag immerhin den Stempel individueller Anschauungsweise tragen, es wird aber doch ein ehrliches und daher auch ein mehr oder minder werthvolles sein, und es werden Flüchtigkeiten, notorische Unwahrheiten, arrogantes Absprechen über Land und Leute, voreilige und irrige Schlussfolgerungen von einem oder wenigen Beispielen auf das Ganze, wie sie leider so häufig in Reisebeschreibungen vorkommen, wenigstens nicht den Leser irreführen.

Der Reisende soll billigerweise zwei Anforderungen entsprechen.

Erstens soll er der Sprache des von ihm bereisten Landes mächtig sein. Kann er sich entweder blos mit Hülfe eines Dolmetschers oder nur sehr unvollkommen mit den Eingeborenen verständigen, so entgehen ihm gewöhnlich die interessantesten Nationaleigenthümlichkeiten und Tausende von Einzelheiten, die er bei freiem unmittelbarem Verkehr erfahren würde, abgesehen von den sich ihm darbietenden Schwierigkeiten, oft auch nur das Nothwendigste für die ersten Lebensbedürfnisse zu erhalten.

Zweitens soll er überhaupt verstehen mit Menschen umzugehen. Ein festes, entschlossenes, aber ruhiges Auftreten, eine sehr grosse Portion Geduld und eine richtige Würdigung der Ver-

hältnisse werden ihm über die sich ihm darbietenden Hindernisse hinüberhelfen, während ihn ein aufbrausendes, jähzorniges, ungeduldiges, daher auch meistens ungerechtes Betragen, insbesondere gegen seine einheimische Bedienung und gegen die Eingeborenen, oft in die schlimmste Lage versetzen. Rache ist bei Menschen auf einer niedrigen Culturstufe immer die erste und natürlichste Antwort auf eine ihnen angethane vermeintliche oder wirkliche Beleidigung. Es darf daher auch nicht auffallen, wenn aus solchen Veranlassungen z. B. einem Reisenden sein Reitthier sammt Zubehör gestohlen, ein anderer von sonst ganz friedlichen Indianern tüchtig durchgeprügelt, ein dritter endlich gar todtgeschlagen wird.

Ich kann noch einen wichtigen Punkt nicht unerwähnt lassen. Der Reisende ist angewiesen, bei den Eingeborenen Erkundigungen über das Land, seine Bewohner und deren Sitten u. dgl. einzuziehen. Nun geschieht es aber häufig, dass ihm diese, besonders halbgebildete Personen, absichtlich falsche Mittheilungen machen. Sie thun es gewöhnlich weit weniger aus böswilliger Absicht, als um sich wichtig zu machen und viel zu erzählen, sich gewissermassen mit ihrem Wissen zu brüsten. Manche aber, und diese sind gerade die gefährlichsten, machen absichtlich unrichtige Angaben und zwar mit einer gewissen täuschenden Feinheit, um sich nachher im Kreise ihrer Freunde über den neugierigen aber angeführten Fremden zu belustigen. Traurig genug ist es, dass sogar Europäer sich oft den Spass machen, Reisende auf solche Weise irrezuführen.*)

Es ist mir der Fall vorgekommen, dass sich ein Südamerikaner mir gegenüber rühmte, einem meiner Vorgänger, der ebenfalls ein

*) In Baron Müller's „Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico", I, 320, ist ein solches Bubenstück erzählt. Ein deutscher Kaufmann aus Worms, Namens Becker, in Puebla ansässig, führte den verdienstvollen Reisenden und Naturforscher Herrn de Saussure aus Genf zu einem verfallenen Backofen in Cholula, zeigte ihm diesen als aztekisches Alterthum und verleitete dadurch den gelehrten Zoologen boshafterweise zu einem Irrthum in seiner Reisebeschreibung.

Reisewerk publicirte, eine Menge falscher Notizen in sein Tagebuch dictirt zu haben, nur weil dieser mehrere Reisebedürfnisse nicht bei ihm, sondern bei einem seiner Concurrenten gekauft hatte. Gegen die Folgen einer solchen gemeinen Handlungsweise kann sich der Reisende vorzüglich durch controlirende Fragen bei verschiedenen Personen schützen.

In neuerer Zeit ist hinsichtlich einiger südamerikanischer Länder, namentlich Brasiliens, eine Tendenzliteratur in doppelter Richtung ins Leben getreten: die eine, vorzüglich durch klingende Gründe bewogen, ergeht sich in masslosen Lobhudeleien; die andere, aus ebenso unreinen Motiven, hat es sich zur Aufgabe gemacht, durch schamloses, verächtliches Schmähen Land und Leute in den Koth zu ziehen. Der leitende Grundsatz beider Richtungen ist absichtliche Entstellung; ihre publicistischen Erzeugnisse sind also gleich erbärmlich. Leider haben selbst in der eigentlichen Reiseliteratur diese Tendenzen angefangen Wurzel zu schlagen, und es sind dadurch schon viele irrige Anschauungen auch in weitere Lesekreise gedrungen.

Die über Brasilien handelnden Bände des vorliegenden Werks enthalten eine Schilderung meiner Reise durch einen Theil des Kaiserreichs in den Jahren 1857 und 1858. Ich habe derselben Beobachtungen und Erfahrungen beigefügt, die ich während meiner officiellen Stellung als ausserordentlicher Gesandter der schweizerischen Eidgenossenschaft am Hofe Sr. Maj. des Kaisers Dom Pedro II. in den Jahren 1860 und 1861 zu sammeln Gelegenheit hatte. Ich bin mir bewusst, mich stets gewissenhaft bemüht zu haben, bei meinen Darstellungen einen möglichst vorurtheilsfreien Standpunkt innezuhalten, und habe mein Augenmerk vorzüglich auf die socialen und politischen Verhältnisse der von mir bereisten Länder gerichtet. Die im Verlaufe des Werks mitgetheilten statistischen Angaben beruhen womöglich auf officiellen Daten, wo keine solchen vorhanden waren, habe ich stets getrachtet, Auskunft von competenten Männern zu erhalten. Bei meinen Erkun-

digungen habe ich es nie an der nöthigen Vorsicht mangeln lassen und mit Gewissenhaftigkeit die erhaltenen Mittheilungen gesichtet.

Mein Werk wird vier Bände umfassen; die beiden ersten sind einer Reise durch die Provinz Minas geraes gewidmet, der dritte beschäftigt sich vorzüglich mit meinem Besuche der hauptsächlichsten deutschen Colonien in den Provinzen Espiritu Santo, São Paulo, Santa Catharina und Rio Grande do Sul, der vierte Band endlich enthält meine Reise von Buenos Ayres, quer durch Südamerika nach Cobija am Stillen Ocean, einen Besuch in Chile und die Bereisung des peru-bolivianischen Hochlandes.

Die zahlreichen Abbildungen sind zum grössten Theil nach Originalskizzen oder Photographien in dem durch seine trefflichen Leistungen rühmlichst bekannten Atelier der Verlagshandlung sorgfältig ausgeführt.

Jakobshof, im Februar 1866.

von Tschudi.

Inhaltsverzeichniss des ersten Bandes.

Drittes Kapitel.

Petropolis.

Viertes Kapitel.

Reise von Petropolis nach Ouro-Preto.

Verzeichniss der Holzschnitte und Karten des ersten Bandes.

1. Separat gedruckte Holzschnitte.

2. In den Text gedruckte Holzschnitte.

3. Karten.

Erstes Kapitel.

Reise von Hamburg nach Rio de Janeiro.



Das Dampfboot Elbe führte mich den 20. October 1857 in Gesellschaft zahlreicher anderer Passagiere von Hamburg an Bord des grossen eisernen, der Hamburg-Brasilianischen Dampfschiffahrtsgesellschaft gehörigen Schraubendampfers *Teutonia,* der mit voller, reicher Ladung vor Glückstadt zur Abreise nach Brasilien bereit lag. Das Ueberladen der Post und der Reisenden mit ihrem vielen Gepäck ging rasch von statten. Um 4 Uhr nachmittags liessen wir Cuxhaven hinter uns und dampften, vom schönsten Wetter begleitet, in die trügerisch ruhige Nordsee. Schon am Abend des folgenden Tages wurden Wind und Meer ungünstig, und bald hatten wir mit schwerer See und Sturm zu kämpfen. Um Mitternacht bildeten sich in unmittelbarer Nähe des Schiffs mehrere hohe Wasserhosen, und es bedurfte der voll-

sten Umsicht des erfahrenen und besonnenen Kapitäns L. Göde, um in diesem gefährlichen Fahrwasser den sehr bedrohten Dampfer sicher zu führen. Zuerst wurde stündlich, dann in immer kürzern Zwischenräumen gestoppt und das Senkblei geworfen. Von 2—4 Uhr lag das Schiff still. Der folgende Tag war noch stürmischer. Bei einbrechender Nacht in Sicht der englischen Küste wurde durch bengalische Feuer und einen Kanonenschuss ein Lootse gerufen; da aber keiner erschien, so entschloss sich der Kapitän, vor Spithead vor Anker zu gehen. Erst nachdem wir schon eine Stunde dort gelegen, langte ein Lootsenboot an. Sturm und hohe See hatten die Piloten in den sichern Hafen getrieben. Von den Schiffskapitänen wird verlangt, dass sie auch unter den günstigsten maritimen Verhältnissen beim Einlaufen in einen europäischen Hafen sich der Lootsen bedienen, es darf daher auch ihrerseits die gewiss nur gerechte Forderung gestellt werden, selbst bei dem rauhesten Wetter Pilotenboote auf See zu treffen. Sturm und wild bewegtes Meer dürfen den Lootsen nicht zurückschrecken; unter solchen Verhältnissen sind seine Dienste gerade am allerwichtigsten.

Den 23. October bei Tagesanbruch wurden die Anker gelichtet und wir fuhren dicht an der lieblichen Insel Wight mit ihrem berühmten Osborn-House und ihren epheuumrankten Schlössern vorüber, langten um 9 Uhr vormittags in Southampton an und lagen nachmittags um 1 Uhr in den Docks.

Da hier 900 Tonnen Kohlen, Lebensmittel, die Post, Ladungen und Passagiere von Frankreich und England eingenommen wurden, so blieb mir hinreichend Zeit, die lebhafte Stadt von 38000 Einwohnern mit ihren so reinlichen, meistens zweistöckigen Häusern mit schmalen, hübschen, gewöhnlich tief zurückliegenden Thüren, den grossen, oft auswendig vorspringenden, runden oder eckigen Fenstern von Spiegelglas im ersten Stocke, das rege Leben und Treiben der alljährlich um ein Beträchtliches sich vermehrenden Bevölkerung zu betrachten, einen Ausflug zu Wagen in die freundliche, in hoher Cultur stehende, mit zahllosen Villen geschmückte Umgebung zu machen und die grossen Trockendocks, in denen Handelsschiffe des grössten Tonnengehalts

mit aller Bequemlichkeit ausgebessert werden können, zu bewundern.

Sonntags den 25. October dampften wir in den Frühstunden den Solent hinunter bei den Needles vorüber, um spät abends den Atlantischen Ocean zu gewinnen und einen südlichen Curs einzuschlagen. Den 28. hatten wir die spanische Küste in Sicht und langten, mit Sturm und heftigen Dünungen aus Nordwest kämpfend, vor der Mündung des Tejo an, wo uns unverzüglich ein Lootse entgegenkam. Er war eine eigenthümliche Erscheinung, mit zerrissenen Kleidern, einer rothen Zipfelmütze, wachsgelbem Colorit, das die scharfmarkirten Gesichtszüge noch mehr hervorstechen machte und dem Manne eher den Ausdruck eines Banditen oder vagabundirenden Bettlers, als den eines Piloten verlieh. Kaum war er eine halbe Stunde an Bord, so zeigte er sich als ein echtes Kind Portugals und fing an, trotz des strengen Verbotes des Kapitäns, bei den Passagieren um Trinkgelder zu betteln. Gegen 10 Uhr kam das Sanitätsboot an Bord und befahl, die gelbe Flagge am Fockmaste zu hissen. Das Schiff wurde in Quarantaine erklärt. Ein wenig gewissenhafter Correspondent eines vielgelesenen süddeutschen Blattes hatte nämlich einige Zeit vorher die Nachricht mitgetheilt, dass in Hamburg die Cholera mit verheerender Heftigkeit wüthe. Diese in hohem Grade übertriebene Notiz war in französische und von diesen in die Zeitungen der Halbinsel übergegangen und hatte die portugiesische Regierung veranlasst, alle aus Hamburg einlaufenden Schiffe mit Quarantaine zu belegen. Obgleich bei unserer Abreise die Cholera dort nur in sehr wenigen, ungesunden Stadttheilen in so unbedeutendem Grade geherrscht hatte, dass die damalige Sterblichkeit die durchschnittliche nur um ein paar Procent überstieg, so mussten wir, der noch nicht aufgehobenen Regierungsmassregel uns fügend, um 11 Uhr mitten im Tejo bei *Belem*, dem schönen, aber immer noch unvollendeten Palacio da junta gegenüber, vor Anker gehen. Einige Stunden später holte ein Boot die für Lissabon bestimmten Passagiere ab und führte sie nach dem am linken Ufer des Flusses liegenden Lazarethe. Die Teutonia aber wurde von einer Anzahl Zollwächter besetzt. Es waren durchschnittlich

1*

schöne, freundliche Leute in einfacher, kleidsamer Uniform, nämlich dunkelbraunen Beinkleidern mit breiter schwarzer Borte, einer gleichfarbigen Rundjacke mit rothem Passepoil und einer gelben Nummer im rothen Felde am stehenden Kragen.

Zwei Tage lang mussten wir hier liegen bleiben, ohne unsern sehnlichen Wunsch befriedigen zu dürfen, die schöne Hauptstadt Lusitaniens zu besuchen, die, nur wenige Seemeilen entfernt, morgens und abends in der wundervollsten Beleuchtung sich vor uns ausdehnte und in ihrer majestätischen Ruhe nicht ahnen liess, welch schwerer Alp auf ihr laste. Seit fast einem Jahrhunderte wüthete dort zum ersten mal wieder das Gelbe Fieber in verderblicher Heftigkeit. Ein aus Brasilien eingelaufenes Schiff hatte es eingeschleppt. Die Effecten eines an Bord daran verstorbenen Matrosen waren im Hafen versteigert worden, und alle Personen, die sie angekauft hatten oder sonst damit in Berührung gekommen waren, erkrankten in wenigen Tagen an dieser furchtbaren Seuche. In den schmuzigen Quartieren und bei der untersten Klasse der Bevölkerung fand sie, anfangs von den Aerzten verkannt, die günstigsten Bedingungen zu einer erschreckend raschen Entwickelung. Angst und Schrecken hatten die Bevölkerung ergriffen; wem es die Geldmittel und die Geschäfte erlaubten, war aus der Stadt geflohen, und in weniger als einer Woche hatten 25000 Menschen Lissabon verlassen. Die Kaufläden waren geschlossen, die Strassen entvölkert und nur von Zeit zu Zeit wurde ihre Todtenstille durch die monotonen Gebete einer um Hülfe und Gnade flehenden Procession unterbrochen. Mit wahrem Stolze erzählten uns unsere Zollwächter, wie ihr hochherziger König keinen Augenblick die so schwer heimgesuchte Residenz verlassen, sondern die überfüllten Spitäler besuche und überall Hülfe und Trost spende.

Wenige Stunden vor unserer Abreise wurde die Quarantaine aufgehoben; die Zeit erlaubte uns aber nicht mehr einen Besuch am Lande zu machen. Wir mussten uns begnügen, in der Einschiffung unserer neuen Reisegefährten einige Abwechslung zu suchen. Wir erhielten hier 41 portugiesische Passagiere, die meisten für das Zwischendeck bestimmt, und waren in den ersten Tagen nicht

ganz ohne Sorge, ob sich nicht unter dieser Zahl ein oder der andere Fiebercandidat befinde und uns die gefährliche Seuche mittheile. Glücklicherweise blieben wir von dieser an Bord der Schiffe doppelt furchtbaren Krankheit verschont.

Wir verliessen Belem nachmittags den 31. October und befanden uns gegen Abend ausserhalb der Barre des Tejo auf offener See. In der Nacht vom 2. zum 3. November passirten wir Madeira, den künftigen Vormittag die Salvages, in deren Nähe eine besonders starke Abweichung der Magnetnadel bemerkbar war. Gegen Mittag tauchte in nebelgrauer Ferne der Pic von Teneriffa aus dem bewegten Ocean empor; am folgenden Morgen lag er weit hinter uns, unsern Blicken entschwunden, und wir fuhren an Ilha de ferro, einer der Canarischen Inseln, in Sicht vorüber und erreichten noch am nämlichen Tage den Nordost-Passat und mit ihm eine ruhigere See.

Seit unserer Einfahrt in die Nordsee bis zu den Canarien hatten wir ununterbrochen sehr stürmisches Wetter und ein heftig bewegtes Meer gegen uns. [1]) Ein peinliches Rollen und Stampfen hinderte die Ruhe am Tage und den Schlaf des Nachts. Die Bewegungen eines Schraubendampfers sind unter übrigens gleichen Verhältnissen weit heftiger und unangenehmer als die eines Segelschiffes oder eines Räderdampfers. Der Grund davon liegt hauptsächlich in der Länge der Welle, die von der Maschine in der Mitte des Schiffes bis unter den Stern zur Schraube reicht. Der Widerstand, den diese im Wasser findet und der vorzüglich dem hintern Theile des Schiffes mitgetheilt wird, und das durch sie hervorgebrachte eigenthümliche Stöhnen und Zittern treffen demnach grade die Hauptkajüte und die an sie angebauten Cabinen am empfindlichsten. Bei heftigem Stampfen des Schiffes auf offener See hebt sich, wenn sich der Bug stark senkt, die Schraube aus dem Wasser, macht einige

---

[1]) Ich bemerke hier nur beiläufig, dass das vielfach als Specificum gegen die Seekrankheit angepriesene Chloroform in keinem einzigen der vielen von mir beobachteten Fälle den geringsten Nutzen geleistet hat. Im Gegentheile beklagte sich die Mehrzahl der Seekranken, die Zuflucht dazu genommen hatten, über eine viel grössere Eingenommenheit des Kopfes.

Umdrehungen in der Luft und fällt, wenn der Bug seinerseits steigt, mit aller Gewalt in das Meer zurück. Dieser Rückschlag ist gewöhnlich von einem so heftigen Stosse begleitet, dass man glaubt, er reisse das Schiff aus allen seinen Fugen. Da sich bei Schraubendampfern die vorwärts stossende Kraft hinten befindet und seitliche Stützpunkte, die Segelschiffe in ihren Segeln, gewöhnliche Dampfer in ihren Rädern haben, gänzlich fehlen, so ist auch das Rollen (d. h. die Bewegung von einer Seite zur andern) viel bedeutender, als bei Schiffen anderer Construction. Man hat versucht, dem ersten Uebelstande, der bei häufig wiederholten heftigen Rückschlägen leicht die Maschine gefährden kann, dadurch zu begegnen, dass man dieselbe statt in der Mitte des Schiffes weit nach hinten placirte und dadurch die Achse der Schraube beträchtlich verkürzte. Bei dieser Einrichtung kommen die meisten Kajüten vor die Maschine zu liegen und haben also die für den Reisenden angenehmste Lage.

Als Vortheil der Schraubendampfer (Propellers) wird besonders hervorgehoben der Gewinn von Raum für Waarenladungen und ein etwas geringerer Verbrauch an Brennmaterial. Gewöhnlich haben sie nicht die Schnelligkeit der Räderdampfer. Der grössere Theil der englischen und französischen Postdampfer ist nach dem Rädersystem gebaut. In der Kriegsmarine findet dagegen die Schraube eine ausgedehnte Anwendung, besonders auch als Hülfskraft. Kriegsschiffe, die Stationen wechseln oder kreuzen und die bei ihren Fahrten nicht an einen möglichst kurzen Termin gebunden sind, bringt die Hülfsschraube bei Calmen und anhaltenden Gegenwinden über die Hindernisse hinweg, während sie sich bei günstigen Witterungsverhältnissen ausschliesslich der Segel bedienen. Bei der Beschiessung von Festungen und bei Seeschlachten macht sie das Schiff den schnellen Manövern gehorsam und stellt es an Brauchbarkeit weit über Segelschiffe; zudem ist die Schraube den feindlichen Geschützen ein weniger leicht zu verletzender Punkt als die Räder der Raddampfer.

Wenn es gilt Eis zu durchbrechen, so haben die Propellers jedenfalls einen grossen Vortheil über alle andern Schiffe. Ist

die Eisdecke einigermassen stark, so arbeiten die Räder schwer und laufen Gefahr, Schaden an den Schaufeln zu nehmen, während bei dem Propeller die Schraube in dem durch Bug und Rumpf klar gemachten Fahrwasser sich, ohne ein fremdes Hinderniss überwinden zu müssen, gefahrlos dreht. Im Januar 1859 befand ich mich, von England kommend, an Bord eines kleinen Dampfers in Stade vor der zugefrorenen Elbe. Der alte sehr erfahrene Kapitän des John Bull wankte lange, ob er den Versuch wagen dürfe, nach Hamburg zu fahren. Während er noch deliberirte, dampfte ein Propeller bergwärts an uns vorüber und flugs wurde in sein Fahrwasser gelenkt. Es war höchst interessant, zu sehen, wie der Schraubendampfer sich wie ein Keil in die Eisdecke hineintrieb und Weg bahnte; die von ihm losgebrochenen Eisstücke, die uns, die wir in kurzer Entfernung folgten, entgegentrieben, wurden von den Rädern unsers Dampfers erfasst und zermalmt. Das war aber ein Stöhnen, Zittern und Krachen des alten John Bull, dass einem ordentlich unheimlich zu Muthe wurde. Der Kapitän meinte, dass er ohne den wegbahnenden Propeller die Eisdecke nicht hätte durchbrechen können.

Seit der praktischen Anwendung der Propellers in ausgedehntem Masse sind eine sehr grosse Zahl von Schraubenbrüchen verzeichnet, besonders bei Schiffen, die eine ihrer Tragfähigkeit entsprechende Maschine haben. Wie es scheint, wurden die Schrauben entweder zu schwach gegossen, oder ein Material dazu verwendet von nicht hinreichender Zähigkeit, den gewaltigen Widerstand auf die Dauer zu überwinden. Gewöhnliches englisches Gusseisen ist, wie die Erfahrung hinlänglich bewiesen hat, zu spröde, um die erforderliche Sicherheit zu gewähren. Nur die zähesten Legirungen in Eisen oder Bronze werden im Stande sein, vollkommen seetüchtige, verlässliche Schrauben zu liefern. Dreiflügelige Schrauben, besonders wenn sie cannelirt sind, haben eine grössere Repulsivkraft als zweiflügelige; bei ihnen ist aber ein Flügelbruch noch gefährlicher, da bei der Schnelligkeit der Umdrehungen ein gebrochener Flügel gewöhnlich auch den

folgenden mit sich reisst und durch den damit verbundenen heftigen Choc die Maschine oft schwer leidet.

Eine regelmässige Dampferverbindung zwischen Europa und Brasilien ist noch ziemlich jungen Ursprunges. Im Jahre 1850 wurde sie durch die monatlich einmal von Southampton und am nämlichen Tage von Rio de Janeiro auslaufenden Dampfboote der Royal British Mail-Steam-Ship-Company eröffnet, und seit jener Zeit von der genannten Gesellschaft ohne Unterbrechung mit der grössten Regelmässigkeit unterhalten.

Dieses *scheinbar* sehr gewinnbringende Unternehmen erregte mächtig den Speculationsgeist europäischer Rheder und Kapitalisten. Sie glaubten in einer regelmässigen Dampferverbindung zwischen Europa und dem fruchtbaren Brasilien eine sichere Quelle des lucrativsten Gewinnes zu finden und verwirklichten ohne eine umfassende Würdigung der gegebenen Verhältnisse ihre Projecte. So tauchten im Verlaufe von wenigen Jahren, neben der ersten, nicht weniger als sieben concurrirende Dampferlinien zwischen Europa und Brasilien auf: nämlich eine englische von Liverpool, zwei französische von Havre de Grâce und Marseille [1]), eine sardinische von Genua, eine portugiesische (Luzo-brasileira) von Oporto, eine belgische unter englischer Flagge von Antwerpen und eine deutsche von Hamburg aus. Es gab eine Zeit (1856), als sechs von diesen Dampferlinien zugleich in Thätigkeit waren! [2])

Was ist aus diesen Dampferlinien geworden? Eine nach der andern ist vom Schauplatze verschwunden und nur die erste,

---

[1]) Das erste und zugleich auch das letzte Schiff dieser Linie erreichte nicht einmal Rio de Janeiro. Es wurde statt mit Wasser- mit Schwefeläther-dampf getrieben. Auf der Rhede von Bahia ging nachts ein Matrose mit offenem Lichte in den Raum, in welchem der Schwefeläther aufbewahrt wurde. Das Gemach war mit Aetherdämpfen angefüllt, die sich augenblicklich entzündeten. Das Feuer nahm so rasch überhand, dass eine Rettung des Schiffes nicht möglich war; es brannte bis auf den Spiegel ab; 1857 sah ich noch seinen Rauchfang über das Wasser emporragen.

[2]) Später tauchte eine Linie von Milford Haven auf, die mit englisch-portugiesischen Kapitalien gegründet wurde und den Namen Anglo-Luzo-Brasilian Royal Mail-Steam-Navigation führte und im October 1860 wieder einging.

die solide Royal British Mail-Steam-Ship-Company ist geblieben und setzt nun seit 14 Jahren ihre Reisen ununterbrochen fort, und zwar mit solchem nautischen Glücke, dass während dieses Zeitraumes nur ein einziger einigermassen ernstlicher Unfall eins ihrer Schiffe betroffen hat. [1])

Wechselfälle mannichfacher Art, administrative und technische Versehen, bei verschiedenen Linien falsche Berechnungen, sanguinische Ueberschätzung der Geldkräfte u. s. f. haben die Gesellschaften entweder gänzlich ruinirt, oder ihre Anlagekapitale ohne auch nur eine entfernte Aussicht auf Gewinn derart geschwächt, dass sie vor ihrer gänzlichen Erschöpfung die Fahrten klugerweise einstellten, wenn sie auch unter möglichst günstigen Auspicien die Concurrenz begonnen hatten.

Die Unkosten sind bei allen langen Dampferlinien unverhältnissmässig hoch. Sie beliefen sich z. B. bei jeder Rundreise der hamburg-brasilianischen Linie auf circa 10000 Pfd. St. [2]), eine Summe, die selbst unter exceptionell günstigen Combinationen von Fracht und Passagieren kaum gedeckt werden konnte. Da aber natürlich nicht bei jeder Reise nur die *glücklichsten* Verhältnisse eintraten, so war ein Rückschlag unvermeidlich. Nach kaum einjährigem Bestehen (December 1856 bis December 1857) gab die erschütternde Handelskrise von 1857 auch dieser Gesellschaft, deren schöne Schiffe ohnehin wenig vom Seeglücke begünstigt waren [3]), den Todesstoss.

Diesen traurigen Erfahrungen gegenüber ist es geradezu unbegreiflich, dass in neuester Zeit von einem österreichischen Seemanne noch einer Dampferverbindung zwischen Triest und

---

[1]) Der Dampfer Tyne, Kapitän Valler, fuhr im Januar 1857 an der Küste Englands bei St. Alban's Head bei bösem Wetter auf eine Sandbank. Das Schiff mit seiner Ladung, Passagieren und Mannschaft wurde gerettet und fährt noch heute auf der anglo-brasilianischen Linie.

[2]) Da auf einer Rundreise die Schraube circa 4 Millionen Umdrehungen machte, so kam jede Umdrehung auf $\frac{1}{2}$ Sgr. zu stehen.

[3]) Die beiden Schraubendampfer Petropolis und Teutonia der hamburg-brasilianischen Dampfschiffsgesellschaft erlitten in Einem Jahre zwei Schraubenbrüche und einen Wellenbruch. Sie waren auf den Schiffswerften des Herrn Caird in Glasgow gebaut worden.

Brasilien das Wort geredet, sie sogar dringend anempfohlen wurde und dass sich, wahrscheinlich infolge dieser Befürwortung, in Wien eine transatlantische Dampfschiffahrtgesellschaft bildete.[1])

Ich habe diese Frage in einem Aufsatze „Einige Betrachtungen über österreichisch-brasilianische Dampfschiffahrtsprojecte“ in der „Allgemeinen Zeitung“ (Beilage Nr. 57 und 58 vom 27. und 28. Februar 1858) eingehend beleuchtet und nachgewiesen, dass die 60—70000 Säcke Kaffee[2]), die Triest jährlich aus Brasilien bezieht, und das Mehl, die Oliven, Glasperlen, Papier, und einige Droguen, die es hinschickt, wahrlich nicht Objecte sind, auf die sich die Hoffnungen für eine lucrative Dampferlinie stützen dürfen, dass insbesondere das triestiner Mehl, wenn es auf dem Markte von Rio de Janeiro trotz seiner Vortrefflichkeit in fortdauernde und erfolgreiche Concurrenz mit dem nordamerikanischen und chilenischen treten will, keine Dampferfracht bezahlen kann; dass überhaupt die Dampfmühlen zu Triest, Stratzig und Fiume, d. h. die einzigen drei Etablissements, die

[1]) In dem wiener Blatte „Presse“ vom 14. Mai 1863 lesen wir Folgendes: „Project einer transatlantischen Dampfschiffgesellschaft in Wien. Dass ein Consortium, bestehend aus dem Fürsten Colloredo, dem Baron Doblhoff, dem Baron Hohenbruck, dem Fürsten Jablonowsky und Herrn Merton, ein Memoire zur Gründung einer transatlantischen Dampfschiffgesellschaft der Regierung überreicht habe, ist von uns schon gemeldet worden. Die „General Correspondenz“ meldet nun, dass dieses Project in den Kreisen der Regierung bereits Gegenstand der eingehendsten Erwägung geworden ist. Wie unsere Leser wissen, wollen die Gründer eine Gesellschaft zum Betriebe einer regelmässigen Dampferverbindung zwischen dem mittelländischen Meere und der Ostküste von Amerika, desgleichen einer Schiffswerfte und zur Ausführung der triester Hafenbauten mit Docks bilden. Wir können hinzufügen, dass das Gesellschaftskapital aus zwanzig Millionen Gulden bestehen soll und dass die Gründer ausser der Ueberlassung des neuen Lazarethes in Triest eine Subscription von jährlich etwa 1½ Millionen Gulden beanspruchen. Die Angelegenheit gelangt daher jedenfalls als Vorlage an den Reichsrath.“

[2]) In der „Austria“ (1858, Heft XLIII) werden unter den Rückfrachten von Rio de Janeiro auch edle Metalle, Edelsteine, Vanille, Arrow-Root, Sassaparilla, Chinarinde, Cochenille etc. aufgeführt, lauter Sachen, die zum Theil dort gar nicht existiren, sammt und sonders aber nie von Rio de Janeiro nach Triest expedirt worden sind. Solche Angaben zeugen jedenfalls zum wenigsten von sehr geringer Kenntniss der wichtigen Frage.

gegenwärtig für Brasilien arbeiten, nicht annähernd den Raum von monatlich abgehenden Dampfern füllen würden. Die österreichische Industrie arbeitet bis jetzt noch in kaum nennenswerthem Masse für Brasilien, und sollte sich auch in den nächsten Decennien der Export von österreichischen Fabrikerzeugnissen nach dem südamerikanischen Kaiserreiche um das Sechsfache steigern, so kann man doch mit Zahlen nachweisen, dass sie selbst dann noch nicht eine volle Dampferladung ausmachen würden.

Triest's geographische Lage, eine für den levantinischen Handel so überaus glückliche, ist für einen transatlantischen Dampferverkehr eine entschieden ungünstige. Eine längere Seereise, als von jedem der Häfen der West- und Nordküste Europas, von denen Dampferlinien nach Amerika entstanden sind, bedingt nothwendigerweise eine höhere Fracht und eine höhere Assecuranz. Für Oesterreichs Handel liegt bisjetzt das Bedürfniss einer solchen Dampferlinie nicht vor; der deutsche Handel aber würde nach wie vor den ihm bequemern und langgewohnten Seeweg benutzen.

Wenn nun aber das Consortium, das die österreichisch-brasilianische Dampferlinie projectirt hat, darauf rechnen würde, durch Passagiere einen beträchtlichen Theil der enormen Auslagen zu decken, so dürfte es wol durch genaue Erkundigungen bei den schon bestehenden Linien gänzlich enttäuscht werden. Es gibt Monate, in denen die englischen und französischen Riodampfer ganz oder doch nahezu ganz mit Passagieren besetzt sind, aber es gibt auch Jahreszeiten (November bis Februar), in denen diese Dampfboote fast leer nach Europa zurückkehren, und es ist schon vorgekommen, dass englische Steamer in Rio de Janeiro nur 8—10 Passagiere für europäische Häfen aufgenommen haben, die circa 4500 Gulden Ueberfahrtsgeld bezahlten. Jeder mit der Passagierfrequenz einigermassen Vertraute weiss, dass von Reisenden von ausserösterreichischen Staaten wol nur in seltenen Ausnahmefällen der eine oder der andere die Linie von Triest benutzen würde. Für die aus Südamerika kommenden Reisenden haben London und Paris eine viel zu grosse Attrac-

tion, als dass sie den Besuch dieser Weltstädte einer andern Route opfern würden, selbst dann nicht, wenn sie ihnen, obgleich in der Reisedauer im Nachtheil, Vortheile im Fahrpreise gewähren würde. Eben so kläglich würde es mit der Einnahme der durch diese Dampfer beförderten Post aussehen; denn es würde ja vernünftigerweise keinem ausserösterreichischen Kaufmanne einfallen, seine Correspondenz nach Brasilien über Triest zu befördern, da er ja den 9. und 24. eines jeden Monats Gelegenheit hat, sie auf kürzerm Wege abzusenden.

Ob endlich die k. k. österreichische Regierung in der Lage und ob es staatsökonomisch zweckmässig sein wird, eine so geringe Aussicht auf Erfolg bietende transatlantische Dampfschiffsgesellschaft mit jährlich 1½ Million zu subventioniren, darüber werden zur gegebenen Zeit die Vertreter der Nation nüchtern und umsichtig berathen. Jedenfalls werden sie das Factum nicht unberücksichtigt lassen, dass Hamburg, die reiche Handelsstadt und der grösste Kaffeemarkt des europäischen Continents, nicht im Stande war, eine Dampferlinie mit dem vorzüglich Kaffee producirenden Brasilien zu unterhalten. Sie werden wohl erwägen, ob die grossen verlangten Opfer auch nur einigermassen im richtigen Verhältnisse zu den möglicherweise zu erlangenden Vortheilen stehen werden. Ich kann nicht umhin hier zu wiederholen, was ich schon in dem obenerwähnten Aufsatze sagte: „Wo zur Herstellung neuer Land- und Meerstrassen keine naturgemässen Motive vorliegen, wo mehr der Nachahmungstrieb als die politische und commercielle Nothwendigkeit sich schöpferisch gestalten will und also keine wirklich praktische Aufgabe löst, da vermögen wir selbst der Dampfkraft keine Wunder zuzumuthen.[1])

[1]) Von dem gründlichsten Kenner und gewissenhaftesten Beurtheiler der österreichisch-brasilianischen Handelsverhältnisse erhielt ich vor kurzem einen Brief aus Rio de Janeiro, in dem er mir hinsichtlich der projectirten Dampferverbindung wörtlich Folgendes schrieb: „Der in Ihren Reisebriefen von 1858 enthaltene Commentar ist auch heute noch durch und durch massgebend. Ich wüsste auch kein Jota daran zu ändern, es sei denn, noch grellere und abschreckendere Farben zu gebrauchen. da sich seit jener Zeit alle und jegliche

Unter den concurrirenden Nationen für eine Dampferverbindung mit Brasilien finden wir bis 1865 die Nordamerikaner nicht vertreten. Sicherlich weht das Sternenbanner in erster Reihe, wo irgend ein merkantiles Seeunternehmen auch nur einige Aussicht auf gewinnbringende Resultate darbietet, aber auf Postdampfer nach Brasilien wurde es bisher noch nicht gehisst. Der kalt und genau berechnende Yankee weiss zu gut, dass 400000 Sack Kaffee, die Mahagoni- und Farbehölzer, die rohe Baumwolle und das Gummi-Elasticum im Gesammtwerthe von circa 18—20 Millionen Dollars ebenso wenig als das Mehl, die Schinken, die Baumwollstoffe und die Ackergeräthe, die er nach Brasilien sendet, eine theure Dampferfracht vertragen und, wenn in neuester Zeit dennoch ein solches kostspieliges Unternehmen ins Leben getreten ist, so geschah es weit mehr, um dem Post- und Personenverkehr auf einer wirklich wichtigen Linie vielfach verlangte Concessionen zu machen, als in der Hoffnung auf eine gewinnbringende Speculation. [1])

Die Dampferverbindung zwischen Southampton und Brasilien ist nur ein Arm der ausgedehnten Dampferlinien der Royal British Mail-Steam-Ship-Company mit ihrem Sitze in London. Diese grossartige Gesellschaft unterhält nämlich eine regelmässige Dampfschiffahrt zwischen England und Mittel- und Südamerika. Die Hauptlinie ist zwischen Southampton und der kleinen Dänemark gehörigen Insel St. Thomas; von hier zweigt sich eine Linie ab, die die Rundreise nach den wichtigsten der Antillen bis nach Mexico macht; eine andere zieht sich, die Häfen Santa Martha und Carthagena in Neu-Granada berührend, durch das

---

bei dem unglücklichen Plane in Betracht kommenden Verhältnisse nicht nur nicht gebessert, sondern im Gegentheile noch um hundert Procent verschlechtert haben."

[1]) Soeben erfahre ich, dass im September 1865 endlich eine Dampferlinie von New-York nach Rio de Janeiro und Buenos Aires ins Leben treten wird. Die Gesellschaft, die eine brasilianische Regierungssubvention von 200 Contos erhalten soll, führt den Titel: United-States and Brazil Steam-Ship-Company. Seit Mai 1865 tauchte ebenfalls eine neue Linie von Liverpool via Falmouth nach Rio de Janeiro und den La Platastaaten auf, auch wurden wieder die Linien von Genua und Marseille in Anregung gebracht. Sie dürften wol das nämliche Schicksal haben als ihre Vorgängerinnen. (?)

Caraibische Meer bis nach Aspinwall an der Ostküste des Isthmus von Panama; hier empfängt und gibt sie ab Posten und Passagiere für die Dampferlinien längs der ganzen Westküste Südamerikas (Ecuador, Peru, Bolivia, Chile) und für die amerikanische Linie längs der Westküste Mexicos bis Californien. Die Verbindung zwischen England und der ganzen Westküste Südamerikas ist eine monatlich zweimalige.

Die zweite Hauptlinie dieses maritimen Verbindungsnetzes ist die brasilianische mit monatlich einmaligen Fahrten. Die Dampfer fahren je den 9. eines jeden Monates (oder wenn dieser auf einen in England so heilig gehaltenen Sonntag fällt, den 10.) von Southampton ab, berühren Lissabon und St. Vicente, eine der Cap Verdischen Inseln, auf der die Compagnie grosse Kohlendepots besitzt, Pernambuco, Bahia und Rio de Janeiro. Von der Hauptstadt Brasiliens führt ein kleiner, der nämlichen Gesellschaft gehöriger Dampfer die Post und Reisenden nach Montevideo und Buenos-Aires. Auf der Rückreise wird die nämliche Scale befolgt.

Da die Reise von St. Thomas nach Southampton die längste ist, ohne dass Land berührt wird (je nach dem Dampfer dauert sie 12—18 Tage), so verwendet die Gesellschaft die neuen, besten und grössten Dampfboote auf dieser Route. Wenn sie eine Reihe von Jahren hier ihren Dienst gethan haben, so werden sie für die brasilianische Linie bestimmt, und wenn sie auf dieser so ziemlich invalide geworden sind, so müssen sie zur völligen Ausnutzung auf den antillischen und mexicanischen Linien und im Caraibischen Meere herumdampfen.

Die Verpflegung auf den englischen Dampfern hat von jeher eine sehr verschiedene Beurtheilung erfahren. Während sie ein Theil der Passagiere, besonders Süddeutsche und Franzosen, geradezu als schlecht darstellt, wird sie von der Mehrzahl der Reisenden gelobt. Auf den Linien, die ich benutzte, habe ich sie vortrefflich gefunden, insbesondere auf dem ausgezeichneten Atrato zwischen St. Thomas und Southampton. In der Früh wird Thee und Kaffee verabreicht, um 9 Uhr gefrühstückt, um 12 Uhr ein reichlicher Lunch von kalten Speisen servirt, um 4

Uhr zu Mittag gespeist und zwischen 8 und 9 Uhr abends Thee getrunken. Das Mittagsessen bestand auf dem Atrato jeden Tag aus 18—20 verschiedenen Fleisch- und 10—12 Mehlspeisen, Kuchen u. s. f. und Früchten. Nach englischer Sitte werden alle Speisen eines Ganges gleichzeitig aufgetragen und jeder bedient von der Schüssel, die vor ihm steht. Dass die Verpflegung weniger gut ist, wenn sich einige hundert Passagiere an Bord befinden und die Tafel zwei bis dreimal nacheinander abgeräumt und frisch servirt werden muss, als wenn nur eine geringe Anzahl Reisende zu bedienen ist, braucht kaum erwähnt zu werden; ebenso dass bei anhaltend stürmischem Wetter die Küche etwas weniger gut bestellt ist, als bei günstigen Witterungsverhältnissen. Frisches Rind-, Hammel- und Schweinefleisch, Trut-, Perl- und gewöhnliche Haushühner, Enten und Gänse erscheinen täglich auf der Tafel. In jedem anzulaufenden Hafen werden frische Gemüse und alle übrigen nothwendigen Provisionen in reichlicher Menge eingenommen. Die Getränke, besonders die Weine, sind auf allen Dampferlinien, die ich kenne, in der Regel mittelmässig. Sie sind auf den englischen Dampfern nicht im Fahrpreise einbegriffen und müssen sehr theuer bezahlt werden.

Vor dem Frühstück und in den Abendstunden wird von den Aufwärtern (Stewards) ganz erträgliche, oft sogar gute Musik gemacht. Bei der Aufnahme von Stewards wird immer solchen, die irgend ein Instrument mit Fertigkeit spielen, der Vorzug gegeben. Fast auf jedem Dampfer befindet sich ein Klavier, aber wehe den Passagieren, wenn unter den Mitreisenden sich irgend ein eitler Stümper befindet; er kann die Uebrigen zur Verzweiflung bringen.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, dass sich trotz des sehr gut organisirten Dienstes doch manche Uebelstände rügen liessen, aber um billig zu sein, darf man die Forderungen an Comfort nicht allzu hoch schrauben. Gerechten, nicht überspannten Ansprüchen genügen aber, mit seltenen Ausnahmen, die englischen Dampfer.

Ich habe an Bord dieser Schiffe immer ein Gefühl von

Sicherheit gehabt, wie auf keinem andern Dampfer. Der Ernst, die Ruhe und die Genauigkeit, mit der alle Manöver ausgeführt werden, sind ungemein wohlthuend. Der Reisende bemerkt es kaum, dass ein so schwerer, so viele Pünktlichkeit und ein so präcises Ineinandergreifen fordernder Dienst von mehr als hundert Matrosen, Heizern, Maschinisten und Offizieren ausgeführt wird. Hier hört man nicht das polternde Lärmen, Schreien und Fluchen, wie an Bord der französischen Schiffe, und wenn nicht das Rütteln der Schraube, oder das Schlagen der Räder an den unermesslichen Ocean erinnern würden, so könnte man glauben, sich in einem Gasthofe ersten Ranges des Festlandes zu befinden. Die imponirende Ruhe, womit der Seedienst ausgeführt wird, dringt jedem unbefangenen Reisenden die Ueberzeugung auf, dass der Engländer der Herrscher zur See ist.

Bis zum Jahre 1858 liefen die Schiffe dieser Linie auch auf Madeira und Teneriffa an. Die Gouverneure dieser Inseln machten aber den Dampfern wegen der Quarantaine so grosse Schwierigkeiten, dass die Compagnie es aufgab, diese Punkte auch fernerhin zu berühren. Ende 1858 kam z. B. der Fall vor, dass einer der englischen Dampfer, der eine Anzahl Brustkranke, die auf Madeira Gesundheit oder doch wenigstens Linderung ihrer Leiden suchen wollten, an Bord hatte, dieselben dort gar nicht ausschiffen durfte. Die arg getäuschten Kranken mussten nun wider ihren Willen die Reise nach Brasilien machen.

Trotz der rationellen Ausbeutung aller einschlägigen Verhältnisse würde es der Compagnie doch nicht möglich sein, diese Dampferlinie zu unterhalten, wenn die englische Regierung sie nicht contractlich, gegen die monatliche Beförderung der Post, mit 60000 Pfd. St. jährlich subventioniren würde, und trotz dieser so namhaften Unterstützung machte sie nichts weniger als brillante Geschäfte, selbst nicht zu jener Zeit, als sie glücklich alle Concurrenten überwunden hatte; noch viel weniger ist es gegenwärtig der Fall, da sie mit einem gewaltigen Rivalen zu kämpfen hat.

Das französische Kaiserreich hat nämlich neben seinen eminen-

ten Anstrengungen zur Hebung der Kriegsmarine auch der Postdampfschiffahrt seine vollste Aufmerksamkeit zugewendet und eine Summe von 4,700000 Franken jährlicher Subvention für ein ausgedehntes transatlantisches Postdampfernetz bestimmt. Die Compagnie des services maritimes des messageries Impériales, die schon seit mehrern Jahren den Postdienst im Mittelmeere versah, wurde auch mit der neuen Linie betraut.

Diese wichtige und grossartige Gesellschaft besitzt eine Dampferflotte von 51 Schiffen von 120—500 Pferdekraft, darunter sind 26 Räder- und 25 Schraubendampfer. Den 26. Mai 1860 eröffnete sie von Bordeaux aus die brasilianische Linie, wie die englische mit einer Fortsetzung nach Montevideo und Buenos-Aires, ausserdem noch mit einer Seitenlinie von St. Vicente an den Senegal (Gorea), um die dortigen nicht unwichtigen französischen Besitzungen in regelmässige monatliche Verbindung mit dem Mutterlande zu setzen. Sechs Postschiffe versehen den Dienst der transatlantischen Linie, vier grosse eiserne Räderdampfer (Guienne, Navarre, Estremadure, Béarn), jede zu 500 Pferdekraft, fahren zwischen Bordeaux und Rio de Janeiro. Der Räderdampfer Saintonge zu 250 Pferdekraft zwischen der brasilianischen Hauptstadt und Buenos-Aires und der Räderdampfer Merovée von 180 Pferdekraft zwischen St. Vicente und Gorea. Die grossen Dampfer sind sehr schön und zweckmässig eingerichtete, bequeme und schnelle Schiffe. Sie werden, wie alle Dampfer der Messagerie Impériale, von kaiserlichen Marineoffizieren befehligt. Ich machte eine Reise von Rio de Janeiro nach Bordeaux am Bord des Béarn [1]), fand aber meine Erwartungen in vielfacher Hinsicht getäuscht, vermisste insbesondere manche der Vorzüge, die ich oben bei den englischen Schiffen lobend hervorgehoben habe.

---

[1]) Der Dampfer Béarn strandete den 27. Februar 1865 um 8¾ Uhr auf einer Sandbank an der Küste von Ilheos bei Ponta dos Castelhanos, ungefähr 20 Meilen südlich vom Morro de S. Paulo am Eingang der Bai von Bahia. Passagiere und Post wurden gerettet, das Schiff aber mit dem grössten Theile der Ladung ging verloren. Fahrlässigkeit von Seite des Kapitäns und der übrigen Schiffsoffiziere scheint Schuld an dem Unglück gewesen zu sein.

Die Reisegesellschaft ist in der Regel an Bord der englischen Postdampfer eine angenehmere; denn das gallische Kaiserreich, das das grösste Contingent zu den Passagieren der französischen Dampfer liefert, ist zwar in Brasilien stark vertreten, aber nicht gerade von Trägern der Civilisation, man müsste denn optimistisch genug sein, um Moden, Frisuren, Schacher u. s. w. eine hohe civilisatorische Bedeutung zuzuschreiben. Jedenfalls bilden die elsasser Juden, die ganz Brasilien als Mascates (darüber später) durchziehen, eine nichts weniger als angenehme Reisegesellschaft. Ich habe im Salon eines dieser Schiffe während der Ueberfahrt Scenen mit angesehen, die man sonst nur in den gemeinsten Herbergen suchen würde. Glücklicherweise sind die Dampfer geräumig genug, sodass es ein Leichtes ist, solchen unsaubern Passagieren aus dem Wege zu gehen, und wenn einige gebildete Reisende an Bord sind, an denen es denn doch nie fehlt, so kann man noch manche Stunde angenehmer geselliger Unterhaltung geniessen.

Die Verpflegung an Bord dieser Dampfer ist einfacher, als an Bord der englischen, aber ebenfalls gut. Die Speisen in viel geringerer Anzahl, als auf diesen, aber meistens vorzüglich zubereitet, werden eine nach der andern aufgetragen und von den Dienern herumgereicht. Ein leichter Rothwein ist im Passagierpreise inbegriffen und dies ist der einzige Preisvorzug der französischen Postdampfer vor den englischen. Hinsichtlich der Mahlzeiten gibt es auf den Schiffen beider concurrirenden Linien nur eine Klasse, dagegen ist ein bedeutender Preisunterschied in den Cabinen, ob nämlich ein Platz in einer Cabine zu zwei Personen im Hinterdeck oder einer in einer Cabine zu vier Personen im Vorraum genommen wird. Auch ist der Preis für die Fahrt von Europa nach Brasilien ein verschiedener von dem auf der Rückreise, da in Brasilien die Lebensmittel um ein sehr Bedeutendes theurer sind, als in Europa.

Sowol auf englischen als auf französischen Schiffen werden folgende Preise bezahlt:

Von Bordeaux (resp. Southampton) nach Rio de Janeiro: eine Cabine für 1 Person 1500 Franken; ein Platz in einer Cabine

zu 2 Personen 1125 Franken; ein Platz in einer Cabine zu 4 Personen 875 Franken. Für die Rückreise von Rio de Janeiro nach Bordeaux (resp. Southampton) wird bezahlt: Für eine Cabine für 1 Person 1875 Franken; für einen Platz in einer Cabine zu 2 Personen 1500 Franken; für einen Platz in einer Cabine zu 4 Personen 1250 Franken; natürlich Beköstigung inbegriffen. Eigentliche Zwischendeckpassagiere werden nicht aufgenommen.

Die Tour von Rio de Janeiro nach Europa während der europäischen Sommermonate und in angenehmer Gesellschaft an Bord eines Postdampfers kann jedenfalls zu den genussreichsten Seereisen gezählt werden, denn in der Regel ist die See dann günstig und die Hitze bei der Abreise aus Brasilien nicht sehr drückend und, wenn man den nördlichen Wendekreis passirt hat, der Temperaturunterschied nicht so empfindlich wie während der Wintermonate. Der Abstand der Zwischenstationen ist nicht so gross, dass die Seereise, ehe wieder eine erreicht wird, besonders ermüdend würde.

Nach dem Programm sollen die französischen Postdampfer die Reise von Bordeaux nach Rio de Janeiro und umgekehrt in je 24 Tagen und 11 Stunden zurücklegen; davon werden genau 22 Tage auf die Seefahrt und 2 Tage 11 Stunden auf den Landaufenthalt in den verschiedenen Zwischenstationen gerechnet. Die trefflichen Dampfer haben fast ohne Ausnahme die Reise bisher in etwas kürzerer Zeit gemacht. Ich bin an Bord des Béarn schon nach 22 Tagen und 1 Stunde von Rio de Janeiro in Bordeaux angelangt (Abreise 25. October 4 Uhr abends, Ankunft 17. November 5 Uhr abends).

Von Rio de Janeiro nach Bahia werden 3 Tage 6 Stunden Seefahrt gerechnet, der Landaufenthalt ist auf 19 Stunden bestimmt; von hier nach Pernambuco soll die Reise nur 1 Tag 16 Stunden dauern und das Schiff dort 9 Stunden auf der Aussenrhede vor Anker liegen. [1]) Von Pernambuco nach S. Vicente

[1]) In der „Revue des deux mondes“ vom 1. Juli 1861 heisst es in einem sehr oberflächlichen Artikel eines gewissen Adolphe d'Assier betitelt: „*La société brasilienne*“: „Comme dans toutes les cités éloignées de leur centre politique les habitans de Pernambuco ont été longtemps dominés par une idée fixe

ist die grösste Distanz zwischen je zwei Stationen und es sind zum Durchlaufen derselben 7 Tage bestimmt. Der Aufenthalt auf S. Vicente ist mit 18 Stunden bemessen.

Auf S. Vicente, einer der Inseln des Archipels des Grünen Vorgebirges, wurde von der englischen Linie ein grosses Kohlendepot errichtet, das auch von der französischen Dampfercompagnie benutzt wird. Diese kleine Insel liegt beinahe in der Mitte zwischen Pernambuco und Lissabon, nur 40 Seemeilen näher dem letztern Hafen, und eignet sich deshalb vortrefflich für die angegebene Bestimmung. Die Inselgruppe des Grünen Vorgebirges liegt zwischen 15—18° nördl. Br., circa 400 Seemeilen von der afrikanischen Küste entfernt, und besteht aus 9 bewohnten Inseln mit 19887 Feuerstellen und 89310 Einwohnern[1]) und einigen unbewohnten, höchstens von Fischern besuchten Eilanden. Die Inseln sind in 2 Comarcas eingetheilt, nämlich in die Comarca der Inseln im Winde (barlovento), und die der Inseln unter dem Winde (sotovento).

Die erste Comarca zählt die Inseln:

1) *Saõ Antonio* die nördlichste und zugleich auch die westlichste der Inseln	4857	Feuerst.	14643	Einw.
2) *Saõ Vicente* etwas südlicher . .	236	„	1141	„
3) *Saõ Nicolas* südwestlich davon	1434	„	6372	„
4) *Ilha do sal* östlich von der vorhergehenden	159	„	894	„
5) *Boa vista* im Süden	617	„	2647	„

Die Ilha do sal ist wegen ihrer Salzausfuhr sehr wichtig. Ein grosser Theil von Brasilien consumirt ausschliesslich Salz dieser Insel.

Die Comarca der Inseln unter dem Winde umfasst die Inseln:

---

de se séparer de la Métropole. *Cette ville est en effet presque aussi distante de Rio de Janeiro que de Lisbonne.*“ Solches Zeug wagt ein leichtfertiger Tourist den Lesern der „Revue des deux mondes“ zu bieten. Pernambuco liegt von Rio de Janeiro nur 1114 Seemeilen, von Lissabon aber 3106 Seemeilen entfernt.

[1]) Nach officiellen Angaben im „Boletim e Annaès do conselho ultramarino.“ Die Zahlen sind für 1860 gültig.

1) *Santiago*, die grösste aller Cap Verdischen Inseln mit zwei nicht unbedeutenden Ortschaften, nämlich:			
Cidade da Praia	2887 Feuerst.	12709 Einw.	
Santa Catharina	5621 „	28143 „	
2) *Ilha do Maio* westlich von Santiago	425 „	1863 „	
3) *Ilha do Fogo* östlich von Santiago	2276 „	14341 „	
4) *Ilha brava* im Osten der vorhergehenden	1356 „	6557 „	

S. Vicente ist eine bergige, unfruchtbare Insel. Ich sah sie mit einigem Grün bekleidet, da es im Jahre 1861 dort mehrmals geregnet hatte; für gewöhnlich soll sie aus Mangel an atmosphärischen Niederschlägen den traurigsten Anblick der Sterilität darbieten. Von Agricultur kann daselbst kaum die Rede sein; nur mit Mühe werden einige Gemüse und Früchte gezogen. Die Einwohner finden hauptsächlich ihren Verdienst und Lebensunterhalt durch die Postdampfer und die Handelsschiffe, die für die Dampferlinien aus England Kohlen zuführen. Die Ankunft eines Dampfers aus Brasilien oder Europa ist daher immer eine Art Festtag für sie. Ihre Industrie beschränkt sich fast ausschliesslich auf Flechten von schlechten Matten. Die Weiber beschäftigen sich mit Anfertigung von künstlichen Blumen. Unter den Reisenden gibt es immer einige Abnehmer für ihre geschmacklosen Kunstfertigkeiten.

Der am Hafen liegende Ort S. Vicente scheint sehr ärmlich zu sein. Ich konnte ihn leider nicht besuchen, da die aus Brasilien kommenden Dampfer in diesem Hafen, wegen des Fiebers, immer in Quarantäne liegen müssen. Ein hübsches Bild, von der See aus gesehen, bietet der Landsitz des englischen Consuls in ziemlicher Entfernung des Städtchens an der Berglehne. Nach dem Programm soll der Aufenthalt der französischen Postdampfer auf der Rhede von S. Vicente 18 Stunden dauern. Die Kapitäne suchen ihn durch Beschleunigung des Einnehmens der Kohlen so viel wie möglich abzukürzen. Für die Passagiere, die hier während dieses Geschäftes an Bord consignirt sind, ist daher der Aufenthalt äusserst peinlich, denn es gibt

kein Mittel, sich vor dem unerträglichen Kohlenstaube und dem betäubenden Lärme zu retten.

Auf der Rhede von S. Vicente erwartet die französischen Postdampfer der kleine Räderdampfer Merovée, um Post und Passagiere nach Senegambien aufzunehmen. Diese Verbindung ist für die französischen Niederlasungen am Senegal von grösster Wichtigkeit. Die Insel Gorea, auf der sich der Haupthafen der französischen Colonien an der westafrikanischen Küste befindet, liegt etwas südlich vom Grünen Vorgebirge, 480 Seemeilen östlich von S. Vicente. Der Dampfer legt diese Entfernung in 2 Tagen 10 Stunden zurück. Von Gorea, dem afrikanischen Ausgangspunkte dieser Linie, werden die Posten dann weiter nach S. Louis am Senegal und den übrigen Hauptpunkten der Colonie befördert.

Von S. Vicente bis Lissabon wird eine Fahrzeit von 6 Tagen 20 Stunden berechnet. Sobald man die Höhe von Madeira überschritten hat, beginnt sich schon der Einfluss europäischer Meere und Lüfte fühlbar zu machen. In den Monaten, in denen sich die Sonne auf der südlichen Hemisphäre befindet, vermindern sich dadurch die Annehmlichkeiten der Reise von Tag zu Tag, trotz der Hoffnung, das Ziel bald zu erreichen. In den Sommermonaten hingegen und bei ruhiger See ist diese Fahrt ausserordentlich angenehm und für Reisende, denen die Hitze der südlichern Regionen beschwerlich fällt, der genussreichste Abschnitt der ganzen Tour. Für Lissabon sind nur 13 Stunden Aufenthalt bestimmt, allerdings genug für die aus Brasilien kommenden Reisenden, da die aus dem transatlantischen Kaiserreiche einlaufenden Schiffe im Tejo des Gelben Fiebers wegen einer strengen Quarantäne unterworfen sind. Wohlhabende portugiesische Passagiere, die den äusserst lästigen und langen Lazarethaufenthalt ihrer Reichshauptstadt gegenüber vermeiden wollen, reisen oft mit dem Dampfboote weiter nach Bordeaux und kehren einige Tage später mit dem nächstfolgenden wieder nach Lissabon zurück, wo sie ungehindert ausschiffen können. Die Fahrt von Lissabon nach Bordeaux ist auf 3 Tage 6 Stunden berechnet. Zur Flutzeit können die grossen Postdampfer die Gironde hinauf bis nach Bordeaux fahren. Sind sie nicht in diesem Falle, so

bleiben sie bis zum Eintritte der Flut in Paulignac liegen. Post und Passagiere werden aber unverzüglich auf einem kleinen Dampfer an den Ort ihrer Bestimmung befördert.

Die Entfernung von Bordeaux nach Rio de Janeiro beträgt 5014 Seemeilen, von Rio de Janeiro nach Buenos Aires 1142 Seemeilen. Die ganze Linie misst also mit Einschluss des afrikanischen Zweiges 6636 Seemeilen.

Das folgende Schema versinnlicht die Entfernungen unter sich und mit dem Ausgangspunkte.

Entfernung in Seemeilen.	Lissabon.	S. Vicente.	Pernambuco.	Bahia.	Rio de Janeiro.	Montevideo.	Buenos Aires.
Bordeaux.	740	2300	3900	4280	5014	6038	6156
Lissabon.		1560	3160	3540	4274	5298	5416
S. Vicente.			1600	1980	2714	3738	3856
Pernambuco.				380	1114	2138	2256
Bahia.					734	1758	1876
Rio de Janeiro.						1024	1142
Montevideo.							114

Noch ist einer regelmässigen Seeverbindung zwischen Europa und Rio de Janeiro zu erwähnen; sie wird von der Compagnie des Chargeurs in Havre de Grâce durch ausgezeichnete Klipper unterhalten. Wenn Wind und Wetter es erlauben, wird je den 1. und 15. eines jeden Monats eins dieser Schiffe von Havre und von Rio expedirt. Durch die grossartigen Fortschritte der Schiffsbaukunst in der Neuzeit und durch kluge Benutzung der Wind- und Strömungskarten ist es diesen feinen

Seglern möglich, Durchschnittsreisen von 35 Tagen zwischen Havre und Rio de Janeiro zu machen. Einzelne dieser Schiffe haben die Strecke schon in 28 Tagen zurückgelegt. Reisen von 30—33 Tagen kommen öfter vor. Die Rückreise dauert immer einige Tage länger.

Die Compagnie war eine Reihe von Jahren durch glückliche Fahrten sehr begünstigt. In neuerer Zeit hat sie wiederholt Seeunglücke getroffen. Ein paar ihrer Schiffe strandeten bei heftigen Stürmen in der Bai von Rio de Janeiro; andere erlitten auf der See schwere Havarien. Am beklagenswerthesten war der Verlust des Schiffes Carioca, das mit Mann und Maus (Ende 1859) zu Grunde ging, ohne dass je genau ermittelt werden konnte, wo das Unglück stattfand; wahrscheinlich an der französischen Küste in Sturm und Nebel. Sonderbarerweise wurde nichts als ein im Kanal von Bristol treibendes Bret mit dem Schiffsnamen aufgefunden.

Ich habe eine Reise von Havre nach Rio de Janeiro auf einem Klipper (Petropolis) dieser Compagnie gemacht und kann mich im Ganzen nur lobend über Behandlung und Verpflegung an Bord aussprechen. Das allgemeine Urtheil unbefangener Reisenden ist diesen Schiffen günstig. Eine gewisse Klasse von Passagieren, gerade unter den Franzosen am meisten vertreten, ist freilich mit nichts zufrieden und ihre Prätensionen sind um so grösser, je erbärmlicher sie zu Hause gelebt haben. Die französische Dampferlinie hat diesen Schiffen, die früher stets mit Passagieren voll besetzt waren, eine gefährliche Concurrenz im Personentransport gemacht, in der Waarenbeförderung hingegen nicht, und von Frankreich wenigstens gehen sie immer ganz beladen ab.

Mehrere der eingegangenen Dampferlinien haben gehofft, durch massenhaften Transport von Auswanderern ihre Rechnung zu finden, sich aber in ihrer Speculation arg getäuscht. Einestheils sind die brasilianischen Verhältnisse noch nicht der Art, dass grossartige Einwanderungen Schlag auf Schlag stattfinden könnten, andererseits ist aber wiederholt die Bemerkung gemacht worden, dass auf jenen von Europa kommenden Dampfern, die viele wenig zahlende Emigranten an Bord hatten, die Zahl der

hochzahlenden Kajütenpassagiere sich verminderte. Es ist leicht erklärlich, denn der Reisende, der unter mehrern concurrirenden Linien die Auswahl hat, wird nicht leicht in Gesellschaft von einigen hundert Auswanderern, von denen oft ein grosser Theil der Hefe des Volkes angehört und aus liederlichem. Gesindel, Taugenichtsen und entlassenen Zuchthaussträflingen besteht, einschiffen. Unter der Leitung eines tüchtigen, energischen Kapitäns und bei einer sehr strenge aufrecht gehaltenen Schiffspolizei ist eine solche Gesellschaft unter gewöhnlichen Verhältnissen weder wünschenswerth noch angenehm, aber immerhin noch erträglich; anders aber gestaltet es sich bei einem ernsten Unglücksfalle, was auch den auf See Unerfahrenen nicht verborgen bleiben kann. Augenblicklich lösen sich dann die Bande der Ordnung; die brutale Uebermacht kennt kein anderes Gesetz, als das der schleunigsten Selbsterhaltung. Das Zwischendeck gewinnt die Oberhand und dadurch werden gewöhnlich die noch möglichen Rettungsversuche, die bei einem geordneten Gange der Dinge von grossem Erfolge sein könnten, gänzlich paralysirt. Natürlich kommt dadurch der besonnene, ruhige und gebildete Reisende in die mislichste Lage und muss mit an den traurigen Folgen leiden, die Unverstand und Roheit heraufbeschwören.

Als grossen Uebelstand aller Dampferlinien möchte ich noch hervorheben, dass in der Regel zu wenig Rettungsboote an Bord sind. Selbst bei den grossen englischen und französischen Postdampfern, die so oft mit Einschluss der Schiffsmannschaft gegen 400 Personen an Bord haben, fassen alle Boote an Bord kaum mehr als 200 Menschen. Eine trostlose Aussicht in jedem Falle, wo die Reisenden auf Rettungsboote angewiesen sind und in ihnen noch ihr Heil finden könnten. Allerdings ist die Placirung einer grossen Anzahl von Booten auf den Schiffen mit sehr bedeutenden Schwierigkeiten verbunden; ich glaube aber, dass der rege Erfindungsgeist sich mit diesem Gegenstande noch viel zu wenig befasst hat. Es werden in neuester Zeit so staunenswerthe Erfindungen gemacht, um massenhaft Menschenleben zu zerstören, wie viel ehrenvoller ist aber die Aufgabe, Erfindungen zu machen, um möglichst viele Menschenleben zu retten.

Kehren wir nach diesen Abschweifungen wieder zur Reise zurück. Den 7. November passirten wir die Inseln des Grünen Vorgebirges in der Hoffnung, 6—7 Tage später Pernambuco zu berühren. Die Hitze bei flauem Winde war erstickend. Der Dampfer legte verhältnissmässig wenig Weg zurück, da bei Mangel an gehörigem Luftzuge die Feuer unter den Kesseln nicht lebhaft genug brannten. Das Fahrenheit'sche Thermometer zeigte im Maschinenraume 158° (56° R., 70° C.) Es gibt kaum ein erschöpfenderes und härteres Geschäft, als das der Heizer grosser Dampfer in den Tropengegenden. Die Hitze erreicht am aufgehängten Thermometer zuweilen 72°; die Arbeiter müssen aber vor der Glut der aufgesperrten Oefen stehen und Kohlen einwerfen, haben also neben einem anstrengenden Geschäfte noch einen weit höhern Grad Hitze auszustehen. Halb besinnungslos eilen sie oft aufs Deck, um nach frischer Luft zu schnappen, und es gehört nicht zu den Seltenheiten, dass sie, kaum oben angelangt, todt zusammenstürzen. Den verzehrenden Durst löschen sie gewöhnlich mit Haferschleim, es ist unter diesen Verhältnissen das zweckmässigste und gesündeste Getränk.

In der Nacht vom 8. auf den 9. November (unter 9° 18′ nördl. Br.) um 1¾ Uhr wurden wir plötzlich durch rasch aufeinanderfolgende heftige, das ganze Schiff erschütternde Stösse und Mark und Bein durchdringende schrille Töne, die sich längs der Schraubenwelle fortpflanzten, aus dem Schlafe aufgeweckt, und unmittelbar darauf stand das Schiff still. Die Welle war zwischen den beiden Cylindern gebrochen und nur das schleunigste Stoppen rettete das Schiff. Eine halbe Minute später, und die Teutonia hätte die schauerliche Liste eines President, Atlantic, Baltic, Central-America und so vieler anderer Dampfer um eine traurige Nummer vermehrt, und es wäre wohl nie zu eines Menschen Kunde gelangt, welchem Verhängnisse die Teutonia und ihre unglücklichen Passagiere erlagen. [1]) Wir waren, die

[1]) Von Jahr zu Jahr mehren sich die Unglücke mit Dampfern. Der Grund davon liegt allerdings mit in der jährlich zunehmenden Zahl von Seedampfbooten, vorzüglich aber in der grössern Sorglosigkeit, mit der gefahren wird. Nach genauen statistischen Ausweisen gingen im Jahre 1857 104 Dampfer zu Grunde; 1858 aber 113. Von diesen kamen 42 auf England, das freilich allein

Schiffsmannschaft mit inbegriffen, gegen 350 Personen an Bord. Die unverzüglich vorgenommene Peilung gab den Trost, dass der Rumpf nicht leck sei.

Nachts um 12 Uhr hatte sich, wie schon öfter im Laufe des Tages, eine frische Boë erhoben. Während des Maschinenbruches befand sich gerade Kapitän Göde auf dem Decke, um das nothwendige Einziehen einiger Segel zu überwachen, und traf nun mit echt seemännischer Ruhe und Geistesgegenwart unverzüglich die nothwendigen Massregeln.

Für die Passagiere war es eine lange und trübe Nacht. Jedes Unglück, insbesondere auf dem Meere nimmt bei Nacht für die Phantasie riesige Dimensionen an. Ein Blick auf den düstern, bewegten, unermesslichen Ocean erfüllt dann die Seele mit unaussprechlichem Grauen und einer schauerlichen Hoffnungslosigkeit, besonders in den Tropenmeeren, wo der von der Schiffskatastrophe Gerettete, dem es noch gelingt, sich an einem Stück Holze festzuklammern, doch eine sichere Beute der gefrässigen Haie wird. In solchen Momenten empfindet man durch und durch die Worte des Dichters:

Spurlos ist der Ocean,
Ueberall und nirgends Bahn.
Kalt schlägt die Welle, kalt und leer
Ans volle, warme Herz heran.
Wohin du lugst — ein Strich — nicht mehr —
Kalt, mein Junge, ist der Ocean!
Einsam ist die See.

Die Lage des Schiffes war eine bedenkliche. Anfangs war es den Ingenieuren nicht möglich, den ganzen Umfang des erlittenen Schadens zu übersehen und ein Urtheil über dessen Ausbesserung abzugeben. Wir befanden uns noch in einer für den Seemann möglichst ungünstigen Breite, in der Region der Calmen und der variablen Winde mit einem Schiffe von 3000 Tonnengehalt, dessen Takelage der einer Barke von 4—500 Tonnen entsprach; einem Schiffe, das bei einer mässigen Brise höchstens 3 englische

---

mehr Meerdampfer besitzt, als alle übrigen seefahrenden Nationen zusammen; 22 auf Frankreich und 19 auf Nordamerika. Unter letztern sind aber die vielen auf den Flüssen der Vereinsstaaten zu Grunde gegangenen Dampfboote nicht inbegriffen.

Meilen per Stunde segelte und dann oft bis 2 Meilen durch Abtrift verlor, dem die auf See nicht zu entfernende Schraube ein ferneres Hinderniss eines raschen Vorrückens war, das unter solchen Verhältnissen dem Steuer kaum gehorchte, überhaupt bei seiner Bemastung und Ladung äusserst schwer manövrirte. Obgleich wir erst 36 Stunden früher an den Cap Verdischen Inseln vorübergedampft waren, so hätten wir, um dahin zurückzukehren, vielleicht eben so viele Tage gebraucht.

Der nächste uns erreichbare Punkt, blos auf Segel angewiesen, waren die westindischen Inseln, wohin wir, die westliche Strömung benutzend, in etwa 28—30 Tagen halb als Wrack hätten eher hintreiben als hinsegeln können. Nach genauer Prüfung der Lebensmittel und im Vertrauen auf den Destillirapparat entschloss sich indessen der Kapitän den Versuch zu machen, den Südostpassat zu gewinnen und mit dessen Hülfe nach Südamerika zu gelangen. Wären wir früher einen mehr westlichen Curs gesteuert, so wäre dieser Versuch ein vergeblicher gewesen.

Nachdem der Schaden genau erhoben und die Maschine so viel als nöthig zerlegt war, gab der Oberingenieur Hoffnung, dieselbe insoweit wieder herzustellen, dass die Reise unter Benutzung eines Cylinders fortgesetzt werden könne. Um 7 Uhr wurde wieder geheizt und nach vielen vergeblichen Versuchen drehte sich die Schraube einmal und blieb wieder stehen; ½ Stunde später machte sie 1½ und wieder 1 Stunde später 5 Umdrehungen. Die Ueberwindung der todten Punkte bei der Wirkung von nur einem Cylinder bot anfänglich grosse Schwierigkeiten.

Mit ängstlicher Spannung harrten wir eines neuen Versuches. Um 1 Uhr nachts endlich setzte sich die Schraube wieder in Bewegung, anfangs schwer und kreischend, bald aber gewann sie einen regelmässigen Gang, der 48 Stunden anhielt. Dann musste die Maschine wieder zerlegt werden; 26 Stunden später rückten wir von neuem mit Dampfkraft vorwärts, passirten den 14. November die Linie, erreichten den Südostpassat unter 3° 22′ südl. Br. und warfen den 17. November auf der Aussenrhede von Pernambuco Anker.

Die Barre von Pernambuco ist für grosse Dampfer nicht

immer gefahrlos zu passiren. Die europäischen Dampfpackete werfen daher ausserhalb derselben Anker. Bei stürmischem Wetter ist das Löschen mit einigen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden. Kleine Dampfer remorquiren die Leuchterschiffe über die schäumende Barre; bei starkem Seegange ist das Ueberladen wegen der Gefahr eines harten Zusammenstossens der Schiffe fast unmöglich. Ein Theil der Passagiere der Teutonia wurde hier ausgeschifft, unter andern auch eine Frau, die von zwei Matrosen in das hoch auf- und abwogende Leuchterschiff getragen wurde. Die Bootsleute reichten sich ihre drei kleinen Kinder zu. Als die arme Mutter sie so zwischen Himmel und Wasser von Hand zu Hand schweben sah, stürzte sie besinnungslos zusammen.

Bald nach unserer Ankunft legte sich ein ausgezeichnet schöner, feiner dänischer Klipper an unsere Seite. Er hatte eine englische Brigg, die schwere Havarie gemacht hatte und sich kaum noch über Wasser halten konnte, im Schlepptau.

Die Lage von *Pernambuco* ist eine höchst eigenthümliche. Wie ein Panzer erstreckt sich von Südsüdwest nach Nordnordost eine meilenlange Reihe von steilen Riffen zwischen der Stadt und dem offenen Meere. Nach ihnen hat sie auch ihren Namen *Recife* (Riffe) erhalten. Oestlich von diesem Felsengürtel liegt der Ankerplatz für grössere Schiffe (Ancoradouro dos grandes navios) mit 28—40 Fuss Tiefe. Am nördlichen Ende dieser Riffreihe steht ein Leuchtthurm, und unweit davon die kleine Festung Forte Picaõ oú do Mar. Zwischen dem Farol und einer etwas nördlicher gelegenen Untiefe, dem Lameirão, gerade dem auf einer schmalen Landzunge gegenüberliegenden Forte do Brum ist für kleinere Schiffe die Einfahrt in den Boqueiraõ oder Hafen von Pernambuco mit 16—18 Fuss Wasser.

Die Stadt selbst zerfällt in drei fast parallel laufende, streng gesonderte Theile; der erste oder östlichste liegt auf der Südspitze einer langen, schmalen, sandigen Halbinsel, die nach Osten vom Ocean, nach Westen von Rio Biberebe begrenzt wird. Er heisst *Saõ Pedro Gonçalvès* oder Recife. Zwischen Recife und den Riffen ist der schmale Hafen. Die Strassen dieses Stadttheils sind schmal und gepflastert, die Häuser hoch. In der

Hauptstrasse Rua da Cruz herrscht viel Leben und Bewegung. Am Nordende von Recife befindet sich das Marinearsenal.

Eine auf steinernen Pfeilern ruhende lange Brücke verbindet Recife mit der östlich gelegenen Insel *Santo Antonio*, dem zweiten oder mittlern Stadttheile. Im Norden wird diese Insel von den Wässern des Rio Biberebe, im Süden von denen des Rio Caparibe, der aus der Serra dos Cairiris velhos entspringt, und im Osten von der Salzflut bespült. S. Antonio ist der schönste Theil der Stadt. Die Strassen sind ziemlich breit, meistens mit Trottoirs, aber unregelmässig gebaut; er enthält viele hübsche Häuser, den Palast des Präsidenten, den erzbischöflichen Palast, das Spital, das Militärarsenal u. s. w., einen grossen Marktplatz, Spaziergänge und an seiner Südspitze eine kleine Festung, das Forte das cinco puntas.

Johann Moritz, Graf von Nassau-Siegen, als Gouverneur der damaligen holländischen Besitzungen in Brasilien, liess auf dieser Insel zwei Paläste bauen: den einen am Nordende (der jetzige Gouvernementspalast) Vriiburg genannt, den andern Boa vista, am westlichen Ufer der Insel.

Von Saõ Antonio führt eine hölzerne Brücke zum dritten am meisten nach Westen gelegenen Stadttheile *Boa vista* auf dem Festlande. Seine Strassen sind sehr unregelmässig, ungepflastert, bald sandig, bald sumpfig, die Häuser meist niedrig, fast jedes mit einem Garten oder einer Chacra, sogenannte Sitios. Manche von ihnen sind in geschmackvollem Stil ausgeführt. Die Vegetation der Gärten ist wundervoll. Viele europäische Kaufleute haben ihre Wohnungen in Boa vista.

Die Bevölkerung der Stadt wird auf 80—100000 Einwohner angegeben. Es scheint mir, dass diese Zahlen einmal aufs Gerathewohl ausgesprochen, nun aber als feststehend angenommen wurden. Ich finde keine officiellen Anhaltspunkte dafür; es war mir auch nicht möglich, irgendwie genaue Angaben darüber zu erhalten. Insoweit ich mich aus den Rechenschaftsberichten des Präsidenten der Provinz unterrichten konnte, sind sie viel zu hoch gegriffen. Im Jahre 1810 werden für Recife nur 5391 Seelen angegeben; im Jahre 1843, 18000 Ein-

wohner, darunter ein Drittel Sklaven. Nach dem Präsidialberichte von 1859 zählte von den vier Kirchspielen, in die die Stadt getheilt ist, Santo Antonio 7255, Saõ Jose 9058 Einwohner. Die Seelenzahl von Saõ Pedro Gonçalves und Santissimo Sacramento de Boa vista ist nicht angeführt, hingegen die Zahl der Todten und Geburten eines jeden der vier Kirchspiele. Nach einer vergleichenden Berechnung, auf diese Angaben gestützt, würden auf Saõ Pedro Gonçalves 5060, auf Boa vista 11136 Einwohner kommen, also für Ende 1858 eine Gesammtbevölkerung von 32509 Individuen resultiren. Nehmen wir auch an, die Berechnung sei für S. Gonçalves und Boa vista etwas zu niedrig ausgefallen und die Einwohnerzahl habe sich in den jüngst verflossenen Jahren in gewöhnlicher Proportion vermehrt, so können wir doch für Pernambuco nicht mehr als 42 bis höchstens 45000 Seelen annehmen, also ungefähr die Hälfte der gewöhnlichen Angaben. Immerhin ist Pernambuco die drittgrösste Stadt des Kaiserreiches und steht hinsichtlich ihres schwunghaften Handels nur wenig hinter Bahia, der zweiten Stadt Brasiliens, zurück.

In der nächsten Umgebung und im Hinterlande von Pernambuco liegen eine grosse Anzahl reicher Plantagen mit einem starken Sklavenstande. Sie erzeugen auf ausgezeichnetem Boden vorzüglich Zuckerrohr und Baumwolle. In frühern Jahren haben die reichen Plantagenbesitzer (Senhores de Ingenio) eine sehr wichtige Rolle in der Geschichte Brasiliens gespielt und sind fast von allen Reisebeschreibern als der Typus stolzer, übermüthiger und eingebildeter Grossgrundbesitzer geschildert worden.

Es ist allerdings wahr, dass in ganz Brasilien wol nirgends Geld- und Besitzstolz in dem Masse vorkommen wie in Pernambuco, aber andererseits finden wir auch unter den ersten Familien der Provinz, unter der eigentlichen Pflanzeraristokratie Männer von hoher Intelligenz, gründlichem Wissen und einnehmendem und bescheidenem Wesen. Keine Stadt Brasiliens hat bei den verschiedenen Fremdeninvasionen der ältern Zeit so viel gelitten wie Recife, und kein Theil der Bevölkerung des grossen Kaiserreichs hat mit solchem Heldenmuthe für seine Un-

abhängigkeit gekämpft wie die Pernambucaner. Der Befreiungskrieg Pernambucos vom holländischen Joche (1630—1654) ist reich an erhebenden Zügen von patriotischer Hingebung und reiner Vaterlandsliebe.

Auch in neuerer Zeit hat der alte Geist der Unabhängigkeit der Pernambucaner einigemal aufgelodert, aber die unzeitig zum Ausbruch gekommene Flamme ist immer bald wieder gedämpft worden.

Die Fazendeiros der Provinz Pernambuco scheinen im allgemeinen ihre Interessen richtiger aufgefasst zu haben, als die meisten Landwirthe des übrigen Brasiliens, indem sie der vorgeschrittenen landwirthschaftlichen Technologie in neuerer Zeit eine besondere Aufmerksamkeit schenkten und durch Ankauf vorzüglicher Maschinen und Apparate endlich mit dem alten verschwenderischen Schlendrian brachen. Dieses gilt vorzüglich in Hinsicht der Verarbeitung des Zuckerrohrsaftes. Wie mir von verschiedenen Fazendeiros versichert wurde, hat sich durch Hülfe eines rationellen Verfahrens ihr Ertrag an Zucker von der nämlichen Quantität Rohres gegenwärtig im Verhältnisse zu früher um 28—32 Procent und der des Branntweins um 12—14 Procent gesteigert.

Pernambuco führt fast ausschliesslich Producte des Zuckerrohres (nämlich Branntwein, weisses Zuckermehl und Mascovade) und Baumwolle aus. Im Quinquennium $18^{56}/_{57}$ — $18^{60}/_{61}$ belief sich der durchschnittliche Export Pernambucos auf 12,415:814 Milreis[1]) im Finanzjahre $18^{61}/_{62}$ auf 12,339:859 Milreis, 75:955 Milreis weniger, als der Durchschnitt der frühern 5 Jahre. Von dieser Summe kamen auf Zuckerrohrbranntwein 174:618 Milreis, auf weisses Zuckermehl 3,917:276 Milreis (nämlich 1.279,518 Arrobas à 32 Pfund = 40,934576 Pfund zum Durchschnittspreise von 3064 Reis per Arroba), auf Moscavade 6,331:118 Milreis (nämlich 3.103242 Arrobas = 99,303744 Pfund zum Durchschnittspreise von 2040 Reis), also über 140 Millionen Pfund Zucker;

---

[1]) Ein Milreis oder 1000 Reis = 1 Fl. 13,7 Kr. österreich. Währ., 1 Fl. 19 Kr. süddeutsche Währung oder 22 Silbergroschen. Ein Conto de Reis ist 1000 Milreis. Zwei Punkte hinter einer Zahl bezeichnen die Zahl der Contos, die sie ausdrückt, z. B. 12:463 Milreis = 12 Contos und 463 Milreis.

ferner auf Baumwolle 1.207:864 Milreis (nämlich 116.517 Arrobas = 3,728544 Pfund zum Durchschnittspreise von 10336 Reis per Arroba). Die Baumwolle ist von guter Qualität und erzielt auf dem europäischen Markte in der Regel sehr befriedigende Preise.[1]) Der Import belief sich im nämlichen Jahr auf 17,340:843 Milreis. Die Ausfuhr blieb daher um beinahe 5 Millionen Milreis hinter der Einfuhr. Der bedeutendste Theil der Ausfuhrproducte geht nach England, Portugal, Frankreich, Nordamerika, den La Platastaaten und Chile; bezüglich der Einfuhr hingegen reihen sich die seefahrenden Staaten gewöhnlich in folgender Ordnung: England, Vereinsstaaten, Portugal, Hansestädte, La Platastaaten, Spanien, Oesterreich u. s. f. Die Hauptgegenstände der Einfuhr sind Manufacturwaaren, Stockfische, Eisenwaaren, Weizenmehl, Weine, Trockenfleisch etc. Im Jahre $18^{61}/_{62}$ liefen 419 Schiffe mit einem Gehalt von 156169 Tonnen im Hafen von Pernambuco ein und 416 Schiffe aus. Diese kurzen Notizen mögen genügen, einen Begriff von der Wichtigkeit Pernambucos als Handelsplatz zu geben.

Ich kann hier die ausgezeichneten Ananas Abacaxias, die in Chacras von Pernambuco in grossem Maasstabe cultivirt und massenhaft nach Rio de Janeiro exportirt werden, nicht unerwähnt lassen. Die Abacaxia ist eine köstliche Frucht und übertrifft die gewöhnliche Ananas weit an Zartheit und Aroma. Durch die gegenwärtige rasche Dampferverbindung ist es möglich, sie frisch nach Europa zu versenden. Ich habe mehrere in vollkommen gutem Zustande selbst nach Oesterreich gebracht.

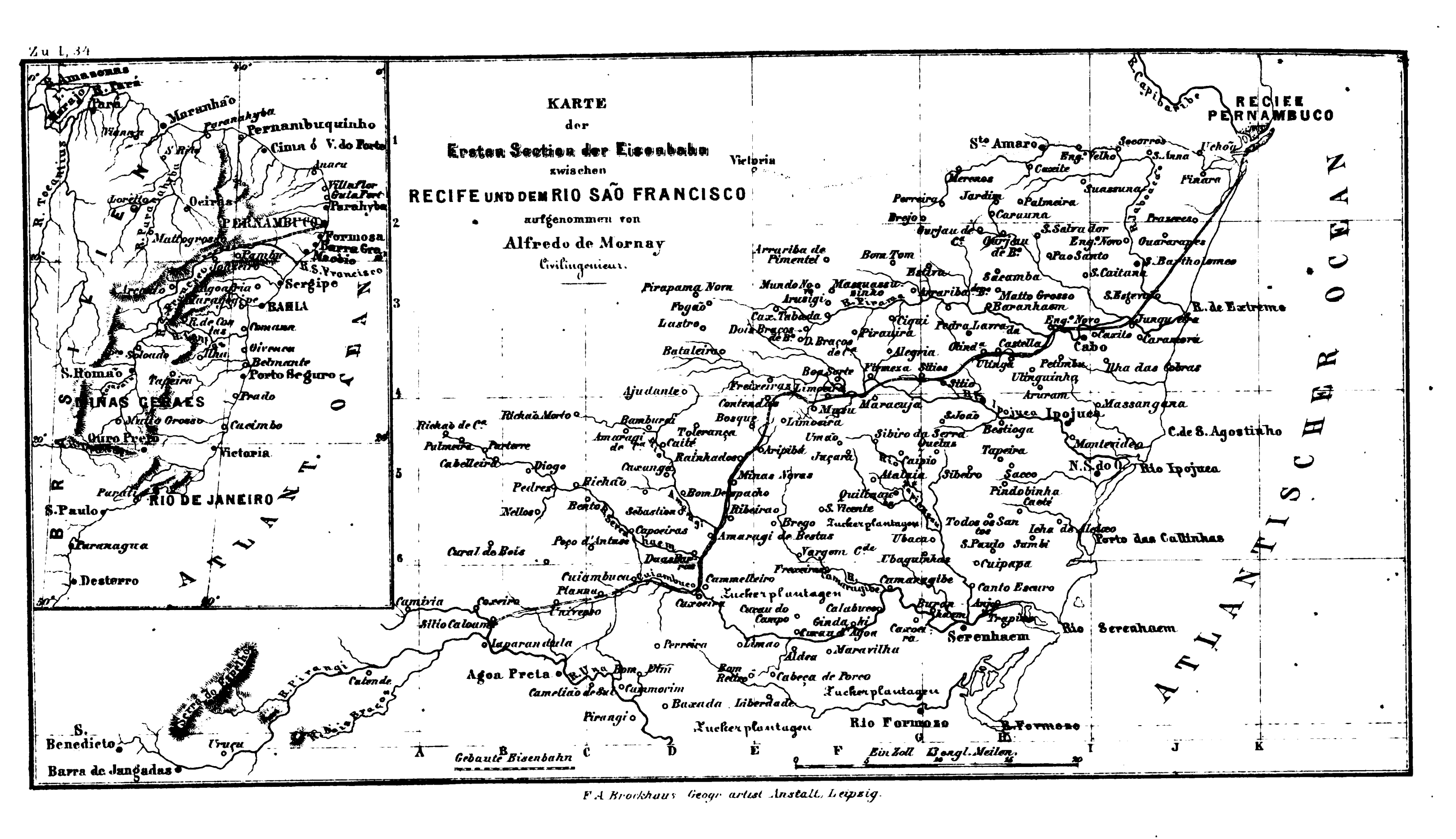
Im Jahre 1855 wurde in Pernambuco der Grundstein zu einer Eisenbahn gelegt, welche die Provinzialhauptstadt mit dem reichen südwestlich gelegenen Thale des Rio Saõ Francisco verbinden und einst oberhalb des berühmten Wasserfalls von Paulo Affonso den Rio Saõ Francisco, da wo er wieder anfängt schiffbar zu werden, erreichen soll, um so das unermessliche,

[1]) In Liverpool hält die Baumwolle der brasilianischen Provinzen Pernambuco, Ceará und Parahiba do Norte den Preis der guten louisianischen; die der Provinzen Maranhaõ und Pará, lang und geschlagen, die der Mittelqualitäten von New-Orleans; ebenso in der Regel die von Bahia und Maceio.

fruchtbare, wenn auch jetzt noch ausserordentlich schwach bevölkerte Binnenland dem Welthandel zu eröffnen. Vorderhand wurde eine 20 Legoas lange Strecke, nämlich von Recife bis zum Vereinigungspunkte der beiden Flüsse Pirangi und Una, in Angriff genommen, und mit englischem Gelde[1]) und von englischen Ingenieuren gebaut. Wie gewöhnlich bei derartigen Unternehmungen in Brasilien übernahm die Centralregierung eine Zinsengarantie von 5, die Provinzialregierung eine von 2 Procent. Mit 7 Procent garantirten Zinsen ist für solche Arbeiten englisches Geld immer flüssig. Im März 1856 wurde der Bau begonnen und den 8. Februar 1858 die erste Section bis Villa do Cabo dem Verkehr übergeben. Auffallenderweise zieht sich diese Section beinahe parallel und in grosser Nähe der Küste durch fast unbevölkertes steriles Land, während sie, eine weit mehr westliche Richtung verfolgend, fruchtbare Gegenden durchschnitten hätte. Die übrigen Sectionen wurden mit Eifer in Angriff genommen und ihrer Vollendung entgegengeführt. Wie es sich mit der Fortsetzung der Bahn von ihrem gegenwärtigen Endpunkte bis an den Rio Saõ Francisco gestalten wird, ist eine Zukunftsfrage, und nach dem gewöhnlichen Gange brasilianischer Dinge dürfte man sich für lange, lange Zeit damit begnügen, überhaupt diese Strecke gebaut zu haben. In den ersten drei Jahren, d. h. vom 8. Februar 1858 bis 1. Februar 1861 beliefen sich die Conservations- und Betriebskosten dieser Eisenbahn auf 461:791 Milreis, die Einnahmen aber nur auf 438:270 Milreis. Im Jahre 1862—1863 (1. Februar bis 31. Januar) betrugen die Einnahmen 353:454 Milreis, die Ausgaben 331:065 Milreis, also die Ausgaben 93 Procent der Einnahmen. Befördert wurden während dieses Jahres 119383 Passagiere. Das sind vorderhand schlechte Auspicien für das Unternehmen; übrigens erlauben diese Zahlen noch nicht einen Schluss für die Zukunft der Bahn zu ziehen.

Ungefähr drei englische Meilen nordöstlich von Recife liegt dicht am Meeresufer die alte Hauptstadt der ehemaligen General-

[1]) Einem Kapitale von 1,200000 Pfd. Sterl.



F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

capitania Pernambuco, *Olinda.* Ihre stattlichen Kirchen und Klöster und ihre weissen Häuser auf einem mit Kokospalmen und andern üppig grünen Obstbäumen geschmückten Hügel bieten von der Seeseite einen reizenden Anblick und sie verdient den Namen „Die Schöne“ (O linda). Wahrscheinlich mit Allusion auf denselben verlieh ihr Graf Moritz von Nassau als Wappen ein im Spiegel sich betrachtendes Mädchen mit einem Rohre in der Hand.

Olinda ist eine der ältesten Städte Brasiliens und wurde vom ersten Donatair der Capitania, Duarte Coelho Perreira 1535 gegründet[1]); 1630 von den Holländern geplündert und zum Theil niedergebrannt, erholte sie sich nie mehr vollständig. Der rasche Aufschwung von Recife hinderte ihre Entwickelung noch mehr als das Kriegsunglück. Heute zählt die Stadt höchstens 7—8000 Einwohner. Ihr Inneres soll dem hübschen Aeussern nicht entsprechen und die steilen, unregelmässigen, schlecht gepflasterten Strassen und die vielen sehr vernachlässigten Gebäude einen traurigen Eindruck machen. Eine schmale sandige Landzunge, nach Osten vom Meere, nach Westen von einem Arme des Rio Bibiribe begrenzt, verbindet die beiden Schwesterstädte. Auf ihr liegen 2 kleine Forts, nämlich nördlich von Recife das Forte do Brum und noch etwas weiter nach Norden das Forte do Buraco. Da, wo sich die Landzunge gegen Olinda hin etwas erweitert, steht das Kloster des heiligen Bento.

Kaiser Dom Pedro I. gründete in Olinda eine Rechtsschule, die vor einigen Jahren nach Recife verlegt wurde. In Brasilien gibt es keine Universitäten, in denen die verschiedenen Facultäten vereint sind, wie in Deutschland, sondern nur *Facultässchulen,* nämlich zwei für die Rechte (Escolas de direito), die eine in Recife, die andere in Saõ Paulo, und zwei für Medicin (Escolas de me-

---

[1]) Duarte Coelho Perreira soll, als er zum ersten mal den Platz sah, wo jetzt Olinda liegt, im Entzücken über diese schöne Lage ausgerufen haben: „O linda situaçaõ para se fundar uma villa!“ (O schöne Lage um eine Stadt zu gründen!) und die ersten beiden Worte dieser Exclamation blieben dem von ihm gegründeten Orte als Name.

dicina) in Rio de Janeiro und Bahia. Die Theologie wird in verschiedenen Seminarien gelehrt; eine eigene unabhängige philosophische Facultät existirt nicht. Auf jeder Facultätschule kann der Studirende den Grad eines Baccalaureus und die Doctorwürde erlangen. Letztere nach fünfjährigen Studien, glücklich abgelegten Prüfungen und nach der Vertheidigung einer Anzahl Fachthesen. Es liegen mir solche juristische Thesen eines Doctoranden der Rechtsfacultät von Recife vor; es sind je 3 von jedem Zweige der Jurisprudenz in folgender Ordnung: 1) Naturrecht (direito natural), 2) römisches Recht (direito romano), 3) öffentliches Recht (direito publico), 4) constitutionelles Recht (direito constitucional), 5) Völkerrecht (direito internacional), 6) Diplomatie (diplomacia), 7) Kirchenrecht (direito ecclesiastico), 8) Civilrecht (direito civil), 9) Criminalrecht (direito criminal), 10) Handelsrecht (direito commercial), 11) Seerecht (direito maritimo), 12) Theorie und Praxis der Processe, 13) juristische Hermeneutik (hermeneutica juridica), 14) Volkswirthschaft (economia nacional), 15) Verwaltungsrecht (direito administrativo). Jedenfalls wäre es eine Riesenarbeit, bei einer Temperatur von 30° R. so ein halb hundert Thesen durchzudisputiren. Wahrscheinlich wird, wie auch an deutschen Universitäten, nur eine beschränkte Anzahl davon ausgewählt. Nach vollendeter Disputation hält der Doctorand eine Rede, in der er dem Gesetze gemäss die Verleihung der Doctorwürde verlangt. Diese Reden weichen von den bei ähnlichen Gelegenheiten bei uns gebräuchlichen sehr ab, und ich kann nicht umhin, den Schluss einer solchen hier mitzutheilen; er dürfte manchem meiner Leser, der einst auch nach Examen, Reden und Disputationen den höchsten akademischen Grad erreicht hat, von Interesse sein. Er lautet:

„Schliesslich habe ich Ihnen noch zu sagen:

„Als Student waren meine Pflichten als Schüler und Hingebung zu den Büchern immer mein Gesetz.

„Als Baccalaureus der Rechte habe ich den geleisteten Eid gehalten.

„Als Doctor der Rechte, meine erleuchteten Collegen, werde ich beweisen, dass ich meine neue Aufgabe nicht vergesse, und werde womöglich die Liebe zum Studium noch vermehren, um der geistigen Schwäche zu Hülfe zu kommen. Das sind die Creditbriefe, die meine fünf Lustra Eurem Vertrauen darbieten können, indem ich dem Verlangen, welches ich an Euch zu richten durch das Gesetz ermächtigt bin, nachkomme. Vorher aber schulde ich noch:

„Meine Danksagung gegen Gott, durch dessen Rathschluss und Güte ich an diesen Platz gekommen bin.

„Die zärtlichsten Ausdrücke kindlicher Liebe meinen Aeltern, denen ich die Erziehung, die mich ehrt, danke.

„Einen sehnsüchtigen Ruf an dem Grabe meiner Schwester und meiner Vorfahren, die in der ewigen Wohnung ruhen.

„Was die Lebenden den Todten geben können — einen Gedanken — ein Gebet — eine Hoffnung des Wiedersehens in dem Gebiete des Ewigen . . . .

„Einen Ausdruck der innigsten Liebe meiner Gattin und meinen Kindern.

„Die Erklärung der herzlichsten Freundschaft denen, die mir durch die heiligen Bande des Blutes verbunden sind.

„Ein gleiches Dankvotum denen, die mich mit ihrer Gegenwart beehrt haben, von dem, der auf der höchsten Stufe der Gesellschaft steht, bis zu meinem geringsten Freunde.

„Herren Doctoren! es bleibt mir nur noch übrig, Sie zu bitten, dass Sie mir in Gemässheit des Gesetzes den Grad eines Doctors der Rechte verleihen und mich vertrauensvoll in Ihr Gremium aufnehmen."

Aehnliche sentimentale Ergüsse finden sich fast in jeder bei solcher Gelegenheit gehaltenen Rede. „Der Ausdruck der innigsten Liebe für die Gattin und Kinder" fällt dem deutschen Leser gewiss am meisten auf. Die brasilianischen Verhältnisse sind eben sehr verschieden von den unsern. Eine Menge der brasilianischen Studenten sind Familienväter und nehmen Weib und Kind mit an den Sitz der Schule, wo sie ihre Studien erst ab-

solviren sollen. Frühe Heirathen sind in Brasilien fast allgemein und durch die rasche physische Entwicklung der Südländer bedingt. Ein akademischer Grad, besonders der eines Doctors der Rechte, ist immer der Gegenstand grosser Ambition, da er Anwartschaft auf eine ehrenvolle, oft auch sehr lucrative Carrière gibt, vorzüglich aber auch auf politischen Einfluss, das höchste Sehnsuchtsziel der meisten jungen Brasilianer der gebildeten Stände. Liebe, Familienverhältnisse oder Speculation bestimmen viele Jünglinge, die kaum das Gymnasium absolvirt haben, sich zu verheirathen; sie lassen sich dadurch aber von der Fortsetzung ihrer Studien nicht abhalten und machen ihr Quinquennium als Ehemänner durch.

Obgleich Pernambuco nur 8° südlich vom Aequator liegt (Fort Picaõ 8° 3′ 27″ s. B., 37° 12′ 4″ w. L., 2^h 28′ 48″ Zeit), so ist das Klima doch nicht so drückend heiss wie das von Rio de Janeiro. Die regelmässigen täglichen Seebrisen mildern dort die Tropenglut, während sie hier, schon an der Grenze des südlichen Wendekreises, in der tiefen Bai oft erstickend heiss über der Stadt brütet.

Die See in der Nähe von Pernambuco bietet dem Fremden durch die höchst originellen Fischerboote, die zu Hunderten nach allen Richtungen segeln, ein höchst eigenthümliches Schauspiel. Diese Boote, Jangadas oder Catamaran genannt, bestehen aus 6 circa 36 Fuss langen, mässig dicken (10—12 Zoll starken), fest untereinander verbundenen Stämmen des sogenannten Cedro (seltener des Cajueiro), unter denen noch ein Balken gewissermassen als Kiel befestigt ist. Auf diesem Flosse befinden sich ein oder zwei ungefähr 2 Fuss hohe Bänke, auf denen die Fischer (gewöhnlich 2—3) Platz nehmen. Das leichte, flossartige Fahrzeug wird durch ein lateinisches Segel pfeilschnell fortbewegt. Es ist staunenswerth, wie weit hinaus aufs Meer, selbst bei hoher See und steifem Winde, sich diese kühnen Schiffer wagen. Wir trafen mehrere schon bei 40 Seemeilen vom Lande entfernt. Sie bleiben 8—10 Tage und selbst länger auf hohem Meere, und nehmen zu diesen Expeditionen nur einen Kochtopf, etwas Farinha,

ein Fass Wasser und ein Fässchen mit Salz zum Einsalzen der Fische mit sich.

Das Löschen an Bord der Teutonia ging mit Hülfe eines halben Hundert kräftiger Neger rasch von statten und wir setzten den 18. October nachmittags 4 Uhr unsere Reise fort. Nach 52-stündiger Fahrt befanden wir uns dem Leuchthurme von Saõ Antonio gegenüber und eine Stunde später lagen wir in der *Bahia de todos os Santos* vor Anker. Ein paar Kanonenschüsse und einige Raketen zeigten den deutschen Kaufleuten die so sehr ersehnte Ankunft der europäischen Post an und zerstreuten die ernsten Befürchtungen, die sie für die Teutonia gehegt hatten.

In den Frühstunden des folgenden Morgens hatten wir den Genuss, bei erfrischender Kühle die herrliche Lage Bahias von Bord aus zu bewundern, bis uns der Hafenkapitän, das Zollamt und die Sanitätspolizei die Erlaubniss ertheilten, ans Land zu rudern.

Wie bitter ist die Enttäuschung für den, der noch wenige Minuten früher auf Deck des Schiffes versunken im wunderbaren Anblick der Stadt gestanden und nun ihre Strassen selbst betritt! Welch ein Contrast vom Erhabenen zum Schmuzigen!

Auf einer schmalen Uferfläche, eingeengt auf der einen Seite von den Gewässern der Bai, auf der andern von steilen Abhängen (Ladeiras) dehnt sich die sogenannte untere Stadt (Cidade baixa oder Praia) fast in der Richtung von Süd nach Nord aus. Sie ist die eigentliche Geschäftsstadt, der Sitz des Handels und der Industrie. Hier haben die Kaufleute ihre Comptoirs und ihre Magazine, worunter die Stapellager für die Producte des Innern, die sogenannten Trapiches von sehr beträchtlicher Ausdehnung, hier liegen die Hafenkapitanie, das Zollhaus, das Arsenal, die Werften, die Börse und die meisten Verkaufslokale; hier herrscht reges Leben und Bewegung. Die von der mit dem Ufer parallel laufenden Hauptstrasse abgehenden Quergassen sind enge, schmuzig und belästigen den neuangekommenen Fremden durch ihre mephitischen Dünste. Man darf sich wahrlich nicht wundern, dass hier ein Hauptfieberherd Brasiliens ist. Die Häuser sind 3—4 Stock hoch, in ihrem Aeussern ziemlich vernach-

lässigt und haben meistens sehr schmale Thüren und steile Treppen. Nur in der Rua nova do commercio stehen einzelne schöne und solid gebaute Wohnungen.

Zwei Gebäude der untern Stadt verdienen, wenn auch nicht wegen ihres architektonischen Werthes, doch wegen besonderer Verhältnisse ihres Baues erwähnt zu werden, nämlich die Kirche N[a]. S[a]. da Conceiçaõ da Praia und die Börse. Die erstere besteht aus Quadern, die in Lissabon behauen, numerirt und auf zwei Schiffen nach Bahia versandt wurden. Die brasilianischen Architekten brauchten nur nach dem Modelle Nummer an Nummer zu fügen, um die ziemlich grosse, aber nichts weniger als schöne Kirche aufzustellen. Zum Baue der Börse hingegen wurden die schönsten und köstlichsten Hölzer Brasiliens verwendet. Der Werth des Gebäudes besteht einzig und allein in diesem Umstande, denn von irgend einem Stile oder Architectur desselben ist keine Rede. Sie wird fast gar nicht benutzt. Die bahianer Kaufleute sollen, wie mir versichert wurde, diese kahlen Räume im allgemeinen gar nicht lieben, und auch keine Neigung verspüren, in denselben etwa Holzstudien zu machen, desto mehr aber in den nahe gelegenen Stores bei Porter, Ale und Champagner ihre Geschäfte abschliessen.

Von der untern Stadt führt eine Anzahl steiler Wege nach der obern (cidade alta). Einzelne dieser Ladeiras sind im Zickzack fahrbar, die Mehrzahl aber nur für Fussgänger eingerichtet; eine der begangensten führt von der Nähe des Zollhauses nach dem Theaterplatz der obern Stadt und ist mit Backsteinen gepflastert. Das Erklimmen dieser Strassen ist besonders für den Europäer bei glühender Sonnenhitze eine schwierige Aufgabe. Die Geschäftsleute, die fast alle ihre Wohnungen in der obern Stadt haben, lassen sich daher beim Schlusse der Comptoirstunden ihre Pferde herunterführen. Wer nicht Gelegenheit zum Reiten hat und auch nicht zu Fusse gehen will, kann sich der palankenartigen Tragsessel, der sogenannten Cadeiras, bedienen. Sie bestehen aus einer Art von Lehnstuhl, der von allen Seiten durch Vorhänge geschlossen werden kann und an einer stark gekrümmten Stange befestigt ist. An dieser letztern wird der Sessel von

zwei starken Negern mit ziemlicher Leichtigkeit den Berg hinaufgetragen. Um den Trägern die Last zu erleichtern, muss der in der Cadeira Sitzende hübsch ruhig die Mitte halten und die Füsse seitlich auf eigens dazu bestimmten Absätzen aufsetzen, sonst schwankt der Sessel und verhindert eine gleichförmige Bewegung der Träger. Diese Cadeiras ersetzen die Miethwagen (Droschken, Fiaker, Cab's) anderer Städte und sind an allen besuchten Plätzen und Strassen reihenweise aufgestellt. Viele von ihnen sehen aber so erbärmlich und schmuzig aus, dass man Anstoss nimmt, sich hineinzusetzen. In frühern Zeiten wurde mit Privatcadeiras ein grosser Luxus getrieben und auch heute noch sind manche davon sehr reich ausgestattet. Reitthiere und Equipagen haben sie aber schon stark verdrängt.

In Bahia sollen nur wenige Miethwagen sein, was durch die Terrainverhältnisse der Stadt leicht zu erklären ist. Ich hatte übrigens Gelegenheit, die Geschicklichkeit der dortigen Kutscher zu bewundern, als mich einer in einem mit 4 Pferden bespannten Wagen auf halsbrecherischem, steilem Wege im schärfsten Trabe von der obern Stadt nach der untern führte.

Die obere Stadt bietet ein von der untern ganz verschiedenes Bild, die Häuser sind durchschnittlich niedriger, die Strassen breiter, aber auch einsamer und auf vielen von ihnen wie auch manchem öffentlichen Platze wächst üppiges Gras, das von Kühen, Pferden und Maulthieren abgeweidet wird. Hier befindet sich der Palast des Gouverneurs, das Theater, Spitäler, eine Menge von Kirchen, Klöstern und zahlreiche, hübsch gebaute Privatwohnungen, besonders in der Vorstadt Cerro da Victoria.

Unter den öffentlichen Gebäuden ist keins von hervorragender architektonischer Bedeutung, keine der vielen Kirchen lenkt durch einen bemerkenswerthen Stil die Aufmerksamkeit auf sich. Die ehemalige Jesuitenkirche, gegenwärtig Kathedrale, besitzt indessen von allen Kirchen Brasiliens, die ich gesehen habe, die reichste und zugleich auch die geschmackvollste innere Ausschmückung und zeichnet sich dadurch sehr vortheilhaft vor so vielen Rivalinnen aus, die zwar auch reich, aber auf eine möglichst

geschmacklose, zuweilen fast lächerliche Weise geschmückt und verziert sind.

Bahia ist der Sitz der obersten kirchlichen Behörde Brasiliens, eines Erzbischofes, und diesem Umstande mag wol das rege kirchliche Leben, das von jeher in dieser Stadt herrschte, zugeschrieben werden; ebenso mag auch schon in ältern Zeiten die Gründung der zahlreichen Klöster und der Bau so vieler Kirchen vom bischöflichen Stuhle ausgegangen sein. Schon 1552 langte der erste Bischof Brasiliens, Pedro Fernandes Sardinha, in Bahia an. Trotz der grossen Menge von Kirchen, Klöstern und Kapellen, die weit das Bedürfniss der starken Bevölkerung übertreffen, ist doch ihr Misverhältniss zur Einwohnerzahl nicht so bedeutend, wie in sehr vielen Städten des Innern des Landes.

Bemerkenswerth fand ich einen hübsch gearbeiteten Brunnen von Marmor vor der Kirche N^a^. S^a^. da Piedade. Die schönste Zierde der obern Stadt ist der im Jahre 1814 von D. Marcos de Noronha e Brito, Grafen dos Arcos, gegründete öffentliche Spaziergang (passeio publico), in dem im Februar 1815 ein Obelisk zur Erinnerung des Aufenthaltes des damaligen portugiesischen Kronprinzen, spätern Königs Joaõ VI, aufgestellt wurde. Von hier aus geniesst man das wundervollste Panorama auf die herrliche Bai mit ihrem üppigreichen Vegetationsgürtel, dem Reconcavo, der lieblichen Insel Itaparica, den kleinen mehr freundlich als drohend aussehenden Forts[1]), den leichten Barken, die mövenartig über die Wasserfläche hingleiten, dem regen Leben in dem mit zahlreichen Schiffen aller Nationen bedeckten Hafen. Die Gartenanlagen neben herrlichen Mangeira-Alleen sind sorgfältig unterhalten und gewähren dem neuangekommenen Europäer durch ihre wunderbare Blumenpracht einen wahren Hochgenuss.

Ein alter Schiffskapitän, der die Ostküste Brasiliens vom Amazonas bis zum Rio de la Plata wie seine Tasche kennt,

---

[1]) Die Bai wird durch 7 kleine Forts vertheidigt, die wol sämmtlich einem ernsten Angriffe europäischer Kriegsschiffe einen kaum beachtenswerthen Widerstand entgegenzusetzen im Stande wären.

begleitete uns zum Passeio publico. Auf seine Erkundigung, mit welchem Schiffe wir gekommen seien, zeigten wir ihm die Teutonia mit der hamburger Flagge; nun richtete er die wirklich demüthigende Frage an uns, ob nicht Allemania die Hauptstadt von Hamburg sei? Der alte, praktische, aber ungebildete Seemann konnte nun einmal nicht begreifen, dass eine blosse Stadt Schiffe mit ihrer Flagge nach allen Weltgegenden aussende; eine deutsche Flagge, meinte er, habe er noch nie gesehen, und wenn Hamburg zu Deutschland gehöre, so müsse auch Deutschland Schiffe besitzen, die mit deutscher Flagge fahren. Es wäre ein fruchtloses Unternehmen gewesen, dem guten Manne einen Vortrag über deutsche Einheit zu halten; sein schlichter Seemannsverstand hätte ihn doch nicht begriffen, wir suchten daher seinen Ideen eine andere Richtung zu geben.

Bahia oder *Saõ Salvador,* wie die Stadt eigentlich heisst, wurde 1549 gegründet und war während der ersten Jahrhunderte, nach der Einnahme Brasiliens durch Portugal, gerade zur Zeit der grössten politischen Wechselfälle, Hauptstadt der Colonie, bis sie endlich Rio de Janeiro weichen musste und nun den Rang als zweite Stadt des Kaiserreichs einnimmt. Sie führt den Titel die „getreue und tapfere“ Stadt (leal e valorosa cidade de Bahia).

Wie die Geschichte Pernambucos ist auch die Bahias reich an höchst interessanten und tragischen Episoden. Wer dieselbe überhaupt genauer kennen lernen will, dem kann das ausgezeichnete Werk von *Handelmann* nicht genug empfohlen werden. Es ist eine treffliche Arbeit, die deutschem Fleisse und deutscher Gelehrsamkeit zur hohen Ehre gereicht.[1])

Bahia soll weit über 100000 Einwohner zählen. So lauten wenigstens die gewöhnlichen Angaben. Ich glaube, sie sind für diese Stadt wie für Pernambuco zu hoch gegriffen. Vergebens habe ich in den Präsidialberichten über diese Provinz nach directen Nachrichten über deren Bevölkerungszahl gesucht, und habe nur im Relatorio des Präsidenten Senador Herculano

---

[1]) Geschichte von Brasilien, von Heinrich Handelmann (Berlin 1860).

Ferreira Penna (1860) einen Anhaltspunkt gefunden, auf den sich meine Vermuthung stützt. Es ist nämlich ein Verzeichniss der vom 1. Januar bis 31. December 1859 in Bahia Verstorbenen. Ihre Zahl betrug 3130. Nehmen wir für diese Stadt, die unter durchaus ungünstigen hygienischen Verhältnissen steht, eine Mortalität von 4 Procent an, die gewiss der Wahrheit sehr nahe kommt, so haben wir eine Bevölkerung von 78280, bei einer Mortalität von 3 Procent eine von 101000 Seelen. Ich bemerke indessen ausdrücklich, dass die eben erwähnte officielle Angabe durchaus nicht hinreichend ist, mit Sicherheit einen Schluss auf die Bevölkerungszahl zu ziehen. Die mitgetheilte Todtentabelle ist aber geeignet, über die Rassenverhältnisse einigen Aufschluss zu geben. Von den 3130 Verstorbenen (1691 Männer, 1439 Weiber) waren 2400 Brasilianer, 168 Fremde (estrangeiros) und 553 Afrikaner. Nach der Farbe: Weisse 877, Farbige (pardos) 966, Schwarze 1287 (nämlich 734 in Brasilien geborene und 553 importirte), freie Leute 2149, freigelassene Sklaven 278 und Sklaven 703. Die grösste Sterblichkeit (nämlich 26 Procent der Verstorbenen) fand bei Individuen zwischen 20—40 Jahren statt. Die Krankheiten, welche die meisten Opfer verlangten, waren die Lungenschwindsucht (533), die Dysenterie (155) und die Wassersucht (149, wahrscheinlich meistens nur Folgekrankheit). Ich erinnere mich in einem sonst ausgezeichneten Werke über medicinische Geographie die Behauptung gelesen zu haben, dass die Lungentuberculose in Tropenländern gar nicht vorkomme. In Bahia sind in dem bezeichneten Jahre 17 Procent sämmtlicher Verstorbenen dieser furchtbaren Geisel erlegen. Aehnlich ist das Verhältniss in andern Städten des tropischen Südamerika.

Bahia zählt viele Bildungsanstalten, sowol für den Volksunterricht, wie auch für höhere Studien. Das Priesterseminarium und die medicinische Schule sind stark besucht. Die öffentliche Bibliothek zählte 1860 16000 Bände. Sehr werthvolle Manuscripte verschiedener Klosterbibliotheken scheinen ganz verschwunden zu sein; wahrscheinlich haben sie den Weg nach Europa gefunden. Ein äusserst spärliches und trauriges naturhistorisches Museum dient mehr als Beweis des guten Willens, in dieser

Richtung etwas zu thun, als von Sachkenntniss und richtiger Auffassung der Aufgabe einer solchen Sammlung; es entbehrt eigentlich jedes wissenschaftlichen Werthes.

Die Bahianer scheinen unter allen Brasilianern sich mit der grössten Vorliebe den wissenschaftlichen Fachstudien zu widmen. Die Provinz versieht einen grossen Theil des Kaiserreichs mit Geistlichen, Aerzten, vorzüglich aber mit Juristen. Letztere sind, wenigstens in Süd-Brasilien, nicht besonders beliebt und stehen, wol nicht ganz mit Unrecht, im Geruche der Rabulisterei. Man erzählte mir, dass es in den südlichen Provinzen für eine beschimpfende Redensart gehalten wird, jemand zu sagen: „Vosse he um Bahiano“ und verstärkt „um Bahiano de Bahia“ (ihr seid ein Bahianer von Bahia). Bahia ist übrigens das Vaterland einer Anzahl ausgezeichneter Staatsmänner, Gelehrten und Dichter.

Bahia nimmt nicht nur hinsichtlich der Bevölkerung, sondern auch durch seinen Handel die zweite Stelle des Reiches ein. In dem Quinquennium von $18^{56}/_{57}$—$18^{60}/_{61}$ exportirte der Platz im Durchschnitt für 13.198:903 Milreis; im Finanzjahre $18^{60}/_{61}$ für 16.791:101 Milreis und importirte direct aus überseeischen Ländern im nämlichen Quinquennium durchschnittlich für 18.076:768 Milreis; im Finanzjahre $18^{61}/_{62}$ 17.385:000 Milreis.

Die Ausfuhrerzeugnisse der Provinz Bahia sind mannichfaltiger als die der Provinz Pernambuco. Wie diese producirt sie Zucker und Branntwein, der grösstheils nach der afrikanischen Küste verschifft wird, jedoch nur eine kaum nennenswerthe Menge von Baumwolle, dagegen aber Kaffee und Taback. Von ersterm exportirte Bahia $18^{61}/_{62}$ 198316 Arrobas à 32 Pfund im Werthe von 1.126:176 Milreis; von Blättertaback 109514 Arrobas im Werthe von 4.398:895 Milreis. Das Hinterland bringt auf den Markt von Bahia zum Exporte gesalzene und getrocknete Häute und Diamanten ($18^{61}/_{62}$ 4532 Oitavas im Werthe von 1.356:900 Milreis). Es liefen $18^{61}/_{62}$ im Hafen von Bahia 356 Seeschiffe mit 166.566 Tonnen Gehalt ein und 375 mit 173.895 Tonnen Gehalt aus.

Trotz dieser günstigen Zahlenausweise sind doch die Han-

delsverhältnisse in Bahia ziemlich faul. Noch ehe sich der Platz von der schweren Krisis $18^{57}/_{58}$ erholt hatte, traten in den nächsten Jahren infolge ausserordentlicher Dürre im Innern der Provinz mehrere Missernten ein. Der Mangel an den ersten Lebensbedürfnissen zwang viele Plantagenbesitzer, einen Theil ihrer Sklaven auf den Markt von Rio de Janeiro zu schicken, um mit dem erlösten Gelde Nahrungsmittel für die übrigen zu kaufen und hohe Interessen für Kapitalien zu zahlen, die in frühern Jahren fast leichtsinnig aufgenommen worden waren. Durch die Verminderung der Arbeitskräfte wurde natürlich auch die Productionsfähigkeit geschwächt, ohne dass Hoffnung vorhanden ist, diesem schwersten Schlage abhelfen zu können.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, dass in den meisten grössern Handelsplätzen der Ostküste Südamerikas eine gewisse Klasse von Kaufleuten, eine mangelhafte Gesetzgebung, die Nachsichtigkeit der Behörden und die grosse Entfernung der Commanditäre benutzend, mit dem gewissenlosesten Leichtsinne vorgeht. Es wird mit einem kaum nennenswerthen Baarvermögen ein Handlungshaus gegründet, es werden Verbindungen mit europäischen Producenten unter betrügerischen Vorspiegelungen angeknüpft und sie zu reichen Sendungen aufgemuntert, es wird ein grosses Haus geführt, und so lange es nur einigermassen geht, auf diese Weise fortgelebt und geschwindelt, um sich dann, oft noch recht gaunermässig mit Vortheil, fallit zu erklären. Man behauptet, ob mit Recht kann ich nicht entscheiden, dass diese Immoralität auf dem Handelsplatze Bahia mehr als auf irgend einem andern Brasiliens vorkomme.

Wenn sich die Handelsverhältnisse Bahias nicht bald gründlich bessern, wozu vorerst noch wenig Aussicht vorhanden sein soll, so dürfte Pernambuco, das sich seit dem nordamerikanischen Kriege durch die Baumwollproduction der Provinz besonders gehoben hat, bald die zweite, Bahia aber die dritte Handelsstadt des Reiches werden.

Unter den Exportgegenständen des Handelsplatzes Bahia figuriren auch einige Industrieartikel, die, wenn sie auch nur in sehr unbedeutendem Verhältnisse ihren Weg nach überseeischen Ländern

finden, doch immerhin für den Handel mit den übrigen Theilen des Reichs von Belang sind. In erster Reihe stehen die durch ganz Brasilien beliebten Cigarren (Charutos), die aus dem guten Taback den die Provinz reichlich producirt, verfertigt werden. Im Finanzjahre $18^{59}/_{60}$ wurden aus Bahia 46 Millionen Cigarren im Werthe von 553:941 Milreis ausgeführt. Production und Ausfuhr haben sich in den jüngst verflossenen Jahren noch beträchtlich vermehrt. Die bahianer Cigarre gehört nicht zu den besonders feinen Sorten; sie hat einen eigenthümlichen entschiedenen Geschmack, der nur ihr eigen ist. Man muss sich an denselben gewöhnen, um ihn angenehm zu finden. Die Cigarren haben im allgemeinen ein gutes Aussehen, sind aber meistens etwas locker gedreht. Ihrer längern Conservirung, also dem so wichtigen Austrocknen und Altwerden, steht der Umstand hindernd entgegen, dass sie oft schon nach wenigen Tagen von Insektenlarven durchlöchert werden. Wie mir scheint, begünstigt sie vorzüglich das Bindemittel der Deckblätter.

Hier mag ebenfalls der ausgezeichnete Rapé Area preta erwähnt werden, der auch in Europa bekannt und sehr geschätzt ist. Er wurde zuerst von einem Schweizer, Namens Meuron [1]) in Bahia fabricirt und fand in Brasilien bald eine so günstige Aufnahme, dass noch zwei Fabriken, eine in Pernambuco, die andere in Andarahy bei Rio de Janeiro, errichtet wurden, die alle, unter der nämlichen Firma und nach dem nämlichen Geheimnisse arbeitend, glänzende Geschäfte machten. In allen drei Städten riefen diese Fabriken zahlreiche Concurrenten hervor, aber keinem von allen gelang es, ein Product von so vorzüglichem Aroma wie das des Meuron'schen Erzeugnisses herzustellen.

Ein ferneres Industrieerzeugniss, das aber für den Export

---

[1]) Herr Auguste Meuron kehrte, nachdem er sich durch seine Fabriken ein grosses Vermögen erworben hatte, in seine Heimat, den Canton Neufchâtel, zurück. Dieser wahrhaft edle und hochherzige Mann gründete und dotirte dort die berühmte Irrenanstalt zu Préfargier unweit Marin und St. Blaise am untern Ende des Neuenburger Sees. Sie wurde im December 1849 eröffnet; $2\frac{1}{2}$ Jahre später starb Herr Meuron, aber sein Andenken wird durch seine Schöpfung im unvergesslichen Andenken seiner Mitbürger fortleben.



nicht die Bedeutung hat wie die Cigarren, sind grobe Baumwollgewebe. Im ersten Semester des Finanzjahres $18^{59}/_{60}$ wurden 434350 Ellen im Werthe von 92:772 Milreis ausgeführt. Ein kleiner Theil davon war Hand-, der grössere Maschinengespinnst. Die bedeutendste Baumwollspinnerei ist die von Todos os Santos in der Nähe der Stadt Valença. Sie erzeugt jährlich 30—40000 Stück Stoff à 23 Ellen, Zwirn zum Nähen, zu Netzen u. s. f. und beschäftigt fast 300 Arbeiter. Ein paar andere Maschinenwebereien in der unmittelbaren Nähe von Bahia sind von geringerer Bedeutung.

In frühern Jahren wurde von Bahia aus ein sehr lucrativer Walfischfang betrieben und der Thran in den Siedehäusern (Armações), östlich vom Fort S. Antonio, am Eingange der Bai ausgesotten. Seit mehr als einem Jahrzehnt ist dieser Industriezweig gänzlich in Verfall gerathen. Es bildete sich zwar im März 1858 eine Gesellschaft unter dem Namen Companhia de Santo Antonio, um ihn wieder im grossartigen Maasstabe aufzunehmen, und engagirte zu diesem Zwecke in Portugal 29 erfahrene Personen. Alsbald nach dem Beginn der Operationen brachen aber zwischen ihnen und den Unternehmern solche Mishelligkeiten aus, dass sich die Gesellschaft veranlasst sah, sich aufzulösen.

Bahia besitzt, wie Pernambuco, eine Eisenbahn, die ebenfalls einst in ihrer Fortsetzung den Rio Saõ Francisco erreichen und also auch in dieser Richtung eine Verbindung des reichen Innern der Provinzen Minas und Bahia mit der Küste bewerkstelligen soll. Die eigentlichen Arbeiten zu dieser Bahn wurden den 1. September 1858 begonnen und die erste Section bis Aratu ($8,_{41}$ englische Meilen) den 28. Juni 1860 dem Verkehr übergeben, die zweite Section bis Feira velha ($17,_{73}$ englische Meilen) wurde den 10. September 1860, die dritte bis Pitanga ($8,_{22}$ englische Meilen) den 4. August, und die vierte bis in die Nähe von Alagoinhas ($21,_{73}$ englische Meilen) den 31. Januar 1863 eröffnet. Die ganze Bahnstrecke von Bahia bis in die Nähe von S. Antonio das Alagoinhas beträgt also $56,_{11}$ englische Meilen oder 20 brasilianische Legoas. Vorderhand wird sie nicht

KARTE der EISENBAHN von BAHIA nach dem RIO SÃO FRANCISCO

entworfen von

Cha.s Vignoles Esq. F.R.S.

Ingenieur en Chef.

S. Antonio das Alagoinhas
20 Legoas
19 Leg.
18 Leg.
17 Leg.
16 Leg.
15 Leg.
14 Leg.
13 Leg.
12 Leg.
11 Leg.
10 Leg.
9 Leg.
8 Leg.
7 Leg.
6 Leg.
5 Leg.
4 Leg.
3 Leg.
2 Leg.
1 Legoa
Gameleira
Jacú
Villa S. Anna do Catú
Pojuca
Rio Pojuca
Tunnel
Pitanga
Rio Jacuipe
Villa da Matta de S. João
Feira Velha
S. Amaro
Cachoeira
R. Paraguassú
Ilha Cajaiba
S. Francisco
Rio Joannes
Bandeira
Camassari
R. Camassari
Aldea do Rio de Joannes
Viaducto
Moritiba
Engenho Aratu
Tunnel
Ilha Maré
Ilha de N. S.
Aratu
Olaria
Periperi
Viaducto
BAHIA DE TODOS OS SANTOS
Nazareth
R. Jaguaripe
Ilha de Itaparica
BAHIA
Farole Forte de S. Antonio
OCEANO ATLANTICO

Maßstab 1:700,000.
Legoa
Engl. Meilen

38°50′ 38°40′ 38°30′ 38°20′ 38°10′
12°10′ 12°20′ 12°30′ 12°40′ 12°50′ 13°

F. A. Brockhaus' Geogr. artist. Anstalt, Leipzig.

weiter geführt. Der Staat hat auch bei dieser Bahn eine 7procentige Zinsengarantie übernommen. Nach officiellen Angaben weist die Bahn ein weit ungünstigeres Resultat als die übrigen brasilianischen Eisenbahnen auf. Es betrugen nämlich:

im Jahre	die Einnahmen	die Ausgaben	
1860	20:969	35:149	Milreis.
1861	62:233	113:551	„
1862	153:816	243:599	„
1863	241:866	421:148	„

Wir besuchten das Theater, in dem die Verdi'sche Oper „Traviata", die mit ihren leichten und gefälligen Melodien gerade zu jener Zeit mit dem grössten Glücke die Runde durch ganz Südamerika machte, gegeben wurde. Das Haus ist gross, aber ärmlich genug ausgestattet. Von den 4 Logenreihen sind nur die Parquetlogen geräumig, die übrigen ziemlich enge; die Tapeten mit abgeschossenem Gold- und Silberdrucke verziert; die Zwischenwände mit schon sehr schmuzigem Kattun ausgeschlagen. Die Beleuchtung war elend und rivalisirte mit der Stadtbeleuchtung. Die Logen zierte kein Kranz schöner Damen. Durch ganz Südamerika nehmen nur Männer im Parterre Platz; die Logen sind vorzüglich dem schönen Geschlechte bestimmt. Das Orchester war weit unter der Mittelmässigkeit. Die Primadonna, obgleich kein Stern erster Grösse, konnte jedenfalls Anspruch auf eine bessere Begleitung machen. Nach der ganz abgenutzten Stimme des ersten Tenors zu urtheilen, durfte man nicht einmal der Vermuthung Raum geben, dass sie je eine gute war. Das übrige Personal war des Orchesters würdig.

Nachdem wir um Mitternacht das Theater verlassen hatten, wurde uns noch Gelegenheit geboten, die Sicherheitswache Bahias kennen zu lernen. Während wir nämlich auf das Boot des Kapitäns warteten, umschwärmten uns fortwährend einige mit Pistolen und Säbeln bewaffnete Polizeisoldaten. Bei jeder raschen Annäherung an einen von ihnen, zog sich dieser immer noch viel rascher zurück. Dadurch und durch abwehrende Zurufe machten sie nicht gerade den Eindruck von grossem Muthe und energischem Handeln.

Das Leben in den Strassen der untern Stadt ist für den neuangekommenen Europäer in hohem Grade überraschend. Ich zählte in verschiedenen Theilen der Handelsstadt auf je 10 mir begegnende Personen sieben Neger, zwei Farbige (Pardos) und einen Weissen. Diese Zahlen sind vielleicht ziemlich entfernt, das richtige Rassenverhältniss in der Stadt auszudrücken; sie charakterisiren indessen das Strassenleben. Nach der Natur ihrer Beschäftigung sind es die Neger, die sich am meisten in den Gassen aufhalten; die lichte einheimische Bevölkerung verlässt während der Tageshitze die Wohnungen nicht gern. In keiner Stadt Südamerikas dominirt das Negerleben in den Strassen so sehr wie in Bahia. Hier trägt eine Schar Schwarzer unter monotonem Gesange oder nach dem einförmigen Takte einer vom Anführer geschwungenen Blechkapsel, in der einige Steinchen oder Erbsen enthalten sind, ihre schweren Lasten, dort stehen andere in Gruppen als Bootführer oder Sesselträger, hier sitzen sie unter den Hausthoren und verfertigen verschiedenartige Strohgeflechte, oder schnitzen einfache Verzierungen, oder abenteuerliche Thiergestalten auf Kürbisschalen, die als Schüsseln oder Teller dienen, hier und da liegen wieder andere in gemüthlicher Ruhe auf der Erde, auf den Augenblick wartend, dass auch ihre Kräfte in Anspruch genommen werden.

Der grösste Theil der bahianer Sklaven gehört zum Stamme der Minaneger, der sich durch einen besonders kräftigen und regelmässigen Bau auszeichnet. Sowol Männer als Weiber sind durchschnittlich schöngebaute Gestalten, in deren äusserer Erscheinung man leicht ein grösseres Selbstgefühl beobachten kann, als man es im allgemeinen bei Sklaven zu finden gewohnt ist. Die Minaneger zeichnen sich durch ein festes Zusammenhalten unter sich aus und haben in frühern Jahren durch meuterisches Vorgehen der Regierung manche Verlegenheit bereitet. Nach der Ansicht mehrerer grossen Plantagenbesitzer, mit denen ich mich einlässlich über diesen Gegenstand besprochen habe, scheint die Gefahr neuer Negeraufstände zwar nicht nahe zu liegen, aber auch nicht in den Bereich der Unmöglichkeit zu gehören. Gerade die aufgehobene Negereinfuhr bringt den eingebornen Sklaven

mehr und mehr die Frage näher, warum denn gerade sie allein zum harten Loose der Sklaverei bestimmt seien? Durch eine ganz unvorhergesehene Veranlassung kann ihre heranwachsende Unzufriedenheit und Widerspenstigkeit, die gegenwärtig nur als Glut unter der Asche fortglimmen, noch zur hellen Flamme emporschlagen. Seneca sagt schon von den Sklavenhaltern seiner Zeit: „Unsere mächtigen, reichen Herren zählen mit Genugthuung die Menge ihrer Sklaven, wie wird es werden, wenn die Sklaven einmal anfangen, ihre Herren zu zählen?“ Die Geschichte Haitis hat es gezeigt, und Toussaint-Louverture, Dessalines und Cristof haben die Frage des alten Philosophen praktisch beantwortet.

Es dürften die meisten politisch gebildeten Brasilianer zu der Ueberzeugung gelangt sein, dass der gegenwärtige brudermörderische Krieg in Nordamerika auch die brasilianische Sklavenfrage einem neuen Wendepunkte rasch entgegenführt und dass in dem Unterliegen des Südens der Vereinsstaaten der Sklaverei in Brasilien ebenfalls der Todesstoss gegeben wird. Die brasilianische Regierung würde sehr weise handeln, jetzt schon auf Mittel und Wege zu sinnen, einen für die Agricultur ihres Landes äusserst empfindlichen Rückschlag so wenig fühlbar als möglich zu machen und freiwillig und umsichtig in eine Bahn einzulenken, die sie früher oder später zu betreten wol moralisch und politisch gezwungen werden wird. Sie kann jetzt noch durch vernünftige Massregeln jedem voraussichtlichen spätern äussern Zwange die Spitze brechen und dadurch einem finanziellen Ruin des Landes vorbeugen.

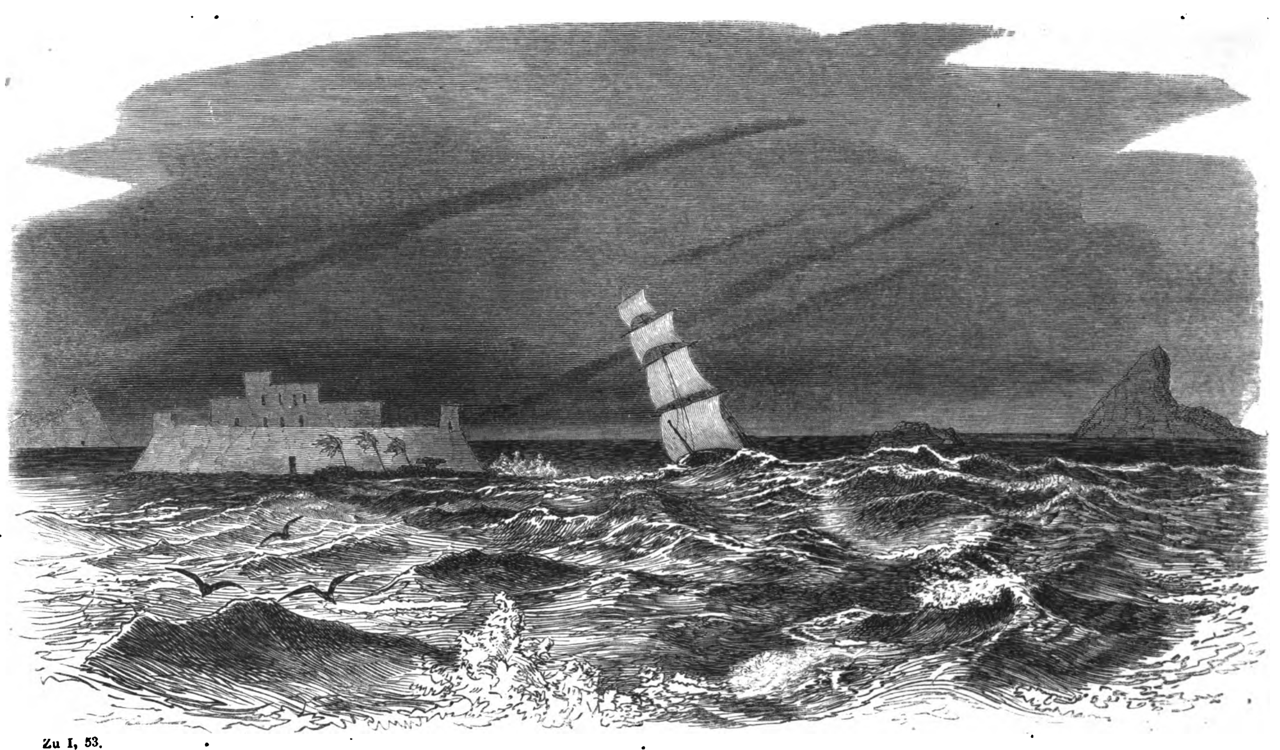
Interessant war es mir, in Bahia zu beobachten, wie die Einhufer unter diesem heissen Himmelsstriche verkümmern. Pferde, mit Ausnahme der importirten, im Besitze wohlhabender Privatiers, sind auffallend degenerirt. Sie sind klein, mager, struppig, schlaff, matt und ohne Feuer und Leben. Nur die drückende Tropenhitze oder die strenge Kälte des hohen Nordens können einen so gewaltigen Rassenrückschlag bewirken. Selbst die gut gehaltenen, meistens aus der Provinz Minas Geraes eingeführten Pferde haben fast alles Feuer verloren. Junge stattliche Hengste,

die mit all ihrem Muthe nach Bahia gebracht werden, werden dort binnen kurzem matt, schlaff und muthlos und unterscheiden sich in ihrem Temperament nur wenig von abgetriebenen europäischen Ackergäulen. Weniger leiden die importirten Maulthiere, die meistens aus den La Platastaaten und der Provinz Rio grande do Sul stammen und für Bahia auf dem grossen Markte von Sorocaba in der südlichen Provinz Saõ Paulo gekauft werden. Aber auch diese sind in Bahia nicht so arbeitstüchtig, wie in der angrenzenden Provinz Minas. Woher die verkümmerten, elenden, fast unbrauchbaren Maulthiere kommen, die man öfter in den Strassen von Bahia sieht, kann ich mit Bestimmtheit nicht angeben. Man versicherte mir, sie seien Criolhos, d. h. in der Provinz selbst geborene. Offenbar behagt das drückendheisse feuchte Tropenklima den Einhufern der gemässigten Zone nicht.

Nachdem eine Commission von zwei englischen Ingenieuren den Zustand der Maschine der Teutonia untersucht hatte und eine von ihnen angegebene Stütze, deren Zweckmässigkeit indessen sehr problematisch war, angefertigt worden, verliessen wir Sonntag den 22. November die gastliche Bahia de todos os Santos zugleich mit dem brasilianischen Postdampfer Imperador. Trotz unsers invaliden Zustandes erreichten wir um volle 12 Stunden früher das Ziel als der brasilianische Dampfer.

Wir passirten bei günstigem Winde und Meer die so bekannten Inseln Abrolhos (öffne die Augen). Die Vernachlässigung ihres verhängnissvollen Namens hat schon manchem Seemanne schweres Unglück gebracht.

Die Nacht vom 25. auf den 26. November, die letzte, die wir am Bord der Teutonia zubrachten, war eine der unangenehmsten der ganzen Reise. Wir hatten noch mit einem Ausläufer eines Pampeiro zu kämpfen, der schon seit mehreren Tagen in den südlichen Meeren gerast hatte. Das Schiff rollte und stampfte so fürchterlich, dass bei dem wenig Sicherheit bietenden Zustande unserer invaliden Maschine grosse Gefahr vorhanden war, unsere nichts weniger als angenehme Reise noch tragisch zu beschliessen. Leider war der nächstfolgende Tag neblig



Zu I, 53.

Das Fort Villegaignon.

und regnerisch, und wir konnten die Einfahrt in die wundervolle Bai nicht in dem Masse geniessen, wie wenn uns der Himmel günstiger gewesen wäre. Um 2 Uhr nachmittags wurden wir von der Festung Santa Cruz angesprochen und 1 Stunde später lagen wir vor dem kleinen Fort Villegaignon in der berühmten Bai von Rio de Janeiro vor Anker. Fast gleichzeitig erschien das Boot der Sanitätspolizei und das des Zollamtes unter persönlicher Leitung des bei den Riofahrern so bekannten Guarda Mor S°. Leopoldo Augusto da Camara Lima. Wir benutzten unverzüglich seine Erlaubniss, uns auszuschiffen. Ich fand im Hôtel dos estrangeiros am Largo do Cattete ein gutes Unterkommen und erhielt am nächstfolgenden Tage ohne besondere Weitläufigkeiten meine Reiseeffecten aus dem Zollhause.

Zweites Kapitel.

Rio de Janeiro.

São Sebastião do Rio de Janeiro, die sehr treue und heroische (muito leal e heroica) Kaiserstadt mit ihren wundervollen Umgebungen ist schon oft und so ausführlich geschildert und bildlich dargestellt worden, dass ich es für überflüssig halte, hier auf eine detaillirte Beschreibung derselben einzugehen; ich werde mich daher auf einzelne Skizzen und Beobachtungen beschränken, die die Arbeiten früherer Reisenden ergänzen oder berichtigen mögen.

Rio de Janeiro ist nicht nur an Einwohnerzahl (etwas über 300000 Seelen) und an territorialer Ausdehnung, sondern auch durch sein industrielles, commerciales und wissenschaftliches Leben die erste Stadt Südamerikas und wird auf der ganzen westlichen Hemisphäre in dieser Hinsicht nur durch einige wenige der grössten Städte der Vereinsstaaten übertroffen.

Die grosse, sichere[1]) unvergleichlich schöne Bai, in der die Flaggen aller seefahrenden Nationen wehen und einen überseeischen Handelsverkehr vermitteln, der nach dem Durchschnitt der fünf jüngst verflossenen Jahre jährlich einen Geldwerth von ungefähr 325 Millionen Franken repräsentirte, das rege Leben einer grossen Stadt mit einem reich producirenden Hinterlande, ein unverkennbares Streben nach geistiger Entwicklung und materieller Verbesserung, grossartige öffentliche Anstalten, Reichthum und Luxus vereinigen sich, um Rio de Janeiro eine bedeutende Stellung in der Reihe der Weltstädte zu sichern. Besonders im verflossenen Decennium soll sich die Stadt nach jeder Richtung hin ausserordentlich entwickelt haben. Bei den reichen ihr zu Gebote stehenden Hülfsmitteln und der politischen Ruhe des Landes müsste ihr Aufschwung noch ein rascherer und grossartigerer sein, wenn demselben nicht Hindernisse, die im Nationalcharakter ihre Begründung finden, feindlich entgegenträten.

Der Eindruck, den die Stadt in ihrem Innern macht, ist nicht gerade ein günstiger. In der alten, eigentlichen Handelsstadt sind die Strassen eng und zeichnen sich weder durch Reinlichkeit, noch durch gutes Pflaster aus, obgleich man sich Mühe gibt, letzteres in ordentlichem Stande zu erhalten. Sie sind meistens nach der Mitte zu concav und bilden da eine Gosse, die während der Regenzeit die Quelle unangenehmer Ausdünstungen ist. Da sie sich meist unter rechten Winkeln schneiden, so entstehen an den Vereinigungspunkten der Gossen tiefe Löcher, denen die Väter der Stadt wol einige Aufmerksamkeit schenken sollten. Da z. B., wo die beiden besuchten Strassen Rua do Cano und Rua dos Ourives sich schneiden, befindet sich, wahrscheinlich schon seit Erbauung der Stadt, solch ein classisches Loch, in dem auch bei vorsichtigem Fahren die Wagen häufig

[1]) Die Bai von Rio de Janeiro ist wol im ganzen genommen sehr sicher, aber doch nicht immer ganz gefahrlos. Ich habe dort infolge heftiger Stürme (1857 und 1861) zweimal gestrandete Schiffe gesehen. Den 10. October 1864 wüthete in der Bai ein furchtbarer, von schwerem Hagel begleiteter Orkan, wobei etwa ein Dutzend Schiffe zu Grunde gingen.



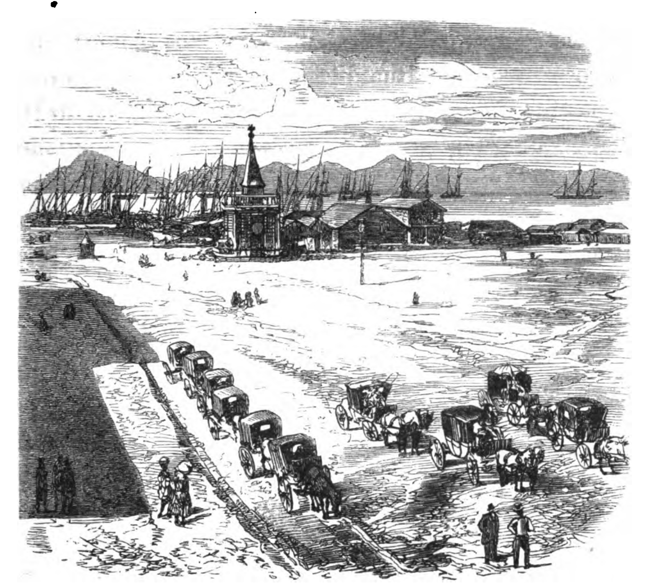
genug Räder- und Achsenbrüche erleiden, wie ich zu meinem Schaden selbst ein paarmal erfahren habe. Solche, den Verkehr wirklich hemmende Vernachlässigungen würden in einer grössern europäischen Stadt kaum wochenlang bestehen dürfen.

Mehrere der wichtigsten Strassen sind so eng, dass, wenn zwei Wagen nebeneinander fahren, der eine immer das Trottoir benutzen muss; um daher den Verkehr nicht zu hindern und Unglück zu vermeiden, ist die polizeiliche Massregel getroffen, dass durch bestimmte Strassen die Wagen immer nur in Einer Richtung fahren dürfen. Das bei den Spaniern und Portugiesen so beliebte und daher auch bei den meisten der von ihnen in Südamerika gegründeten Städte angewendete System der rechtwinkeligen Kreuzung der Strassen hat, wenn diese, wie es in Rio de Janeiro der Fall ist, sehr eng sind, den grossen Nachtheil, dass eine möglichst schlechte Fahrbahn beim Umbiegen um die Ecken entsteht, daher auch Gegeneinanderfahren der Wagen und Gefährdung der Fussgänger an der Tagesordnung sind.

Die bedeutendste Strasse der Stadt ist die Rua direita. Sie zeichnet sich durch ansehnliche Breite, Regelmässigkeit und gutes, aber sehr theures Pflaster aus; denn die dazu verwendeten Steine wurden aus England (von der Insel Wight) eingeführt. Vor einigen Jahren hat man gefunden, dass man in der Stadt selbst und in deren nächsten Umgebungen ein vortreffliches und weit wohlfeileres Material zur Pflasterung der Strassen besitze. In der Rua direita befinden sich viele sehr bedeutende Handelshäuser, grosse Waarenlager, elegante Kaffeehäuser, die stark besuchte Börse, das Posthaus, die sehenswerthe Kirche S. Cruz, einige schmuzige Zugänge zum gewaltigen Zollhause und die Ausmündungen von acht grossen parallellaufenden Strassen, in denen vorzüglich der Grosshandel Rio Janeiros concentrirt ist. Die hübscheste von diesen ist die Rua do Ouvidor, Sitz der eleganten Detailverkäufer, mit zahlreichen, geschmackvollen Verkaufslokalen, besonders französische Mode- und Quincaillerie-waaren.

Fast parallel der Rua direita werden die eben erwähnten acht Strassen von einer Anzahl grösserer und kleinerer Querstrassen

rechtwinkelig geschnitten. Die bedeutendsten sind die Rua da Quitanda, die im 17. Jahrhunderte unter dem Namen Rua do Capitaõ Matheos de Freitas und später als Rua de Sucusarà die wichtigste Strasse der alten Stadt war, und die Rua dos Ourives (die Goldschmiedgasse), beide mit lebhaftem Handel und Personenverkehr; in ersterer hat sich vorzüglich der portugiesische Grosshandel etablirt.

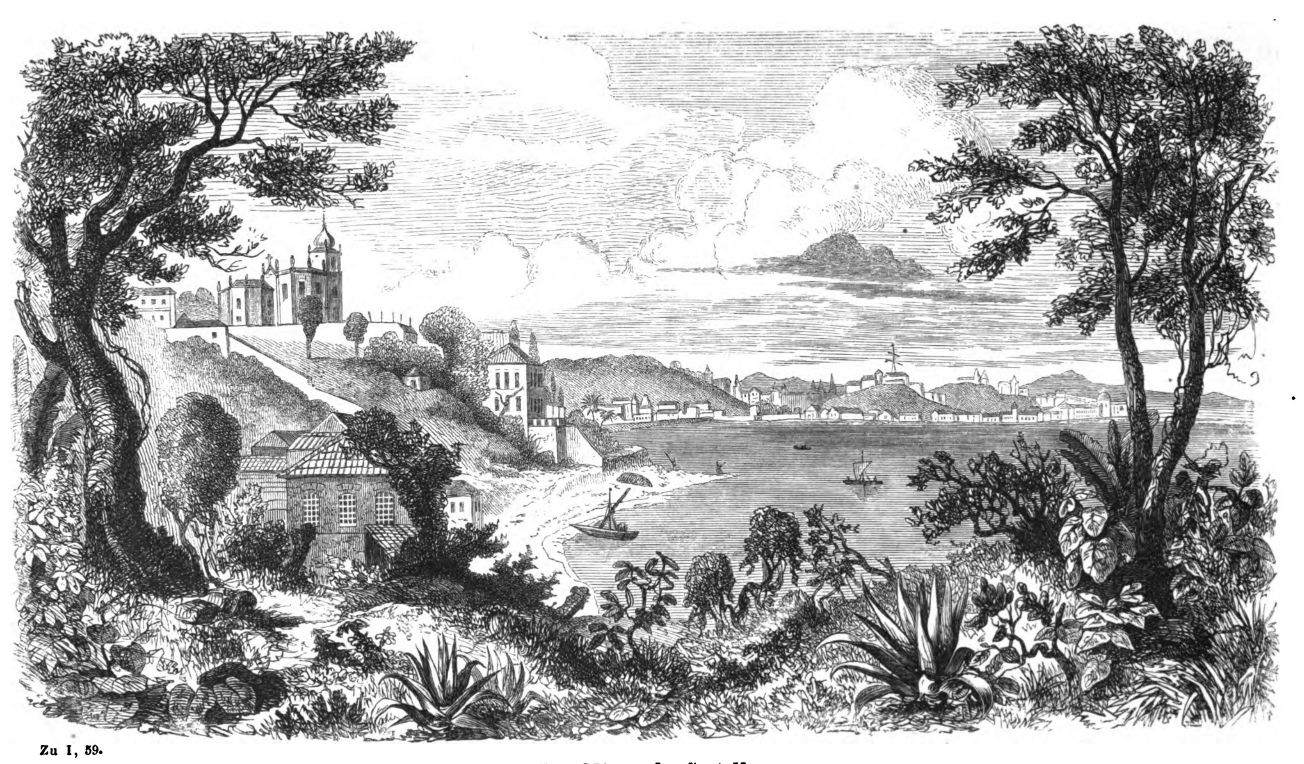


Der Palastplatz.

Die öffentlichen Plätze Rio de Janeiros (die praças und largos) bieten den Besuchern nur wenige interessante Anhaltepunkte dar. Die bedeutendsten sind: Der Palastplatz (Largo do paço) mit dem kaiserlichen Palaste, dem Hause der zweiten Kammer des gesetzgebenden Körpers, der kaiserlichen Kapelle, der Igreja do Carmo, den kaiserlichen Stallungen, der in den frühesten Morgenstunden äusserst interessanten Markthalle und einem in orientalischem Stile gehaltenen Brunnen; unweit davon der Platz von Moura (Largo de Moura) mit einer Kaserne und einem Brunnen, der Spitalplatz (Largo da Misericordia) vor dem grossen Hospitale, der Platz von S. Francisco de Paula (Largo

de Saõ Francisco de Paula) mit der gleichnamigen Kirche und der hübschen Militärakademie, der Verfassungsplatz (Praça da constituição, früher Largo do Roçio, Marktplatz), ein längliches Viereck mit der Statue von D. Pedro I., der Cariocaplatz (Largo da Carioca) mit seinem berühmten Brunnen aus Quadern mit drei Wasserbehältern, von denen sich das Wasser aus 35 messingenen Röhren ergiesst, die beständig von schnatternden, immer beweglichen Negern mit Wasserfässchen belagert sind. Der grösste aller Plätze ist der Annaplatz (Campo de Sant' Anna), in den sich vier der grossen von der Rua direita abgehende Strassen (Rua de São Pedro, Rua do Sabão, Rua da Alfandega, Rua do Hospicio) einmünden. Er bildet fast das Centrum der Residenz; an seinen Einfassungsseiten befinden sich die Kirche von S. Anna, eine Kaserne, der Senatspalast, das Nationalmuseum, das Rathhaus (Casa da camara municipal), das Ministerium des Aeussern, des Handels und der öffentlichen Arbeiten, der Bahnhof der Eisenbahn Dom Pedro II. und noch andere öffentliche und Privatgebäude. Aber welch ein Anblick bietet der Platz selbst! Man glaubt sich daselbst weit eher in einer Wasenmeisterei, als im Mittelpunkte einer Residenz zu befinden. Verwüstete Grasplätze, ekelhafte Unrathhaufen, Leinen mit Wäsche behangen, alte, kranke Pferde und Maulthiere, die die letzten Tage ihres mühevollen Daseins hier noch so lange kümmerlich fristen, bis sie endlich todt zusammenstürzen und dann oft tagelang unverscharrt liegen bleiben, bilden die Staffage dieses ausgedehnten Platzes, der nach seiner Lage und Ausdehnung zum herrlichsten Parke umgewandelt werden könnte.[1]) Es scheinen schon wiederholt Projecte gemacht worden zu sein, eine in ästhetischer und hygienischer Hinsicht dringend gebotene Umwandlung dieses

[1]) In neuester Zeit wurden der kaiserlichen Regierung verschiedene Projecte eingereicht, das Campo de Sant' Anna zu einem monumentalen Platze umzuwandeln. Unter den Proponenten befindet sich auch ein gewisser Victor Frond, ein französischer Photograph, dessen luftige Projecte Summen beanspruchen würden, über die unter den jetzigen Verhältnissen die Regierung zu einem solchen Zwecke wol nicht disponiren könnte. Von Garantien von seiten des Projectenmachers ist keine Rede. Um Garantien zu geben, muss man die Mittel haben, sie geben zu können.



Zu I, 59.

Der Morro do Castello.

Zu I.

ekelhaften Schauplatzes vorzunehmen, aber bald fehlte es an Geld, bald an gutem Willen und an Einigung über einen vernünftigen und zweckmässigen Plan.

Den 12. October 1822 erneuerte hier Dom Pedro I. vor den Staatsbehörden, dem Militär und einer zahllosen Menschenmenge seine Proclamation der Unabhängigkeit Brasiliens, und von diesem Tage an wurde er auch der Beifall- oder Zurufsplatz (Praça da acclamação) genannt; im Jahre 1831 erhielt er überdies noch den Namen Ehrenfeld (Campo da honra). Er ist aber immer noch am häufigsten unter seiner ursprünglichen Benennung Campo de Sant' Anna bekannt.

Ausser diesen grössern Plätzen gibt es in der Handelsstadt noch einige unbedeutendere, wie der Largo de Santa Rita, Largo do Capim, Largo de Santo Domingos und Largo da Ajuda, letzterer mit einer hübschen Kirche.

Die Altstadt Rio de Janeiro kann, wie Rom, eine Siebenhügelstadt genannt werden. Auf einer kleinen Halbinsel zwischen der Bucht Sacco da Gamboa und der Praia do Vallonga erhebt sich der Morro da Saude, an der Praia do Vallongo liegen dicht nebeneinander der Morro da Conceição und der Morro de S. Bento mit einem der ältesten Klöster Brasiliens. In der Nähe des Palastplatzes ragt der Castellberg (Morro do Castello)[1]) mit der Sternwarte, einem Militärspitale und einem Flaggentelegraphen empor; von ihm durch ein schmales Thal getrennt, in dem die beiden Strassen Rua d'Ajuda und Rua da Guarda velha verlaufen, letztere eine der allerschlechtesten der Stadt, trotzdem in derselben das Ministerium des Innern, dem bis 1861 auch die öffentlichen Arbeiten unterstanden, liegt, erhebt sich der Morro de S. Antonio mit seinem reichen und grossartigen Kloster und endlich südlich vom Campo de Sant' Anna der Morro do Senado.

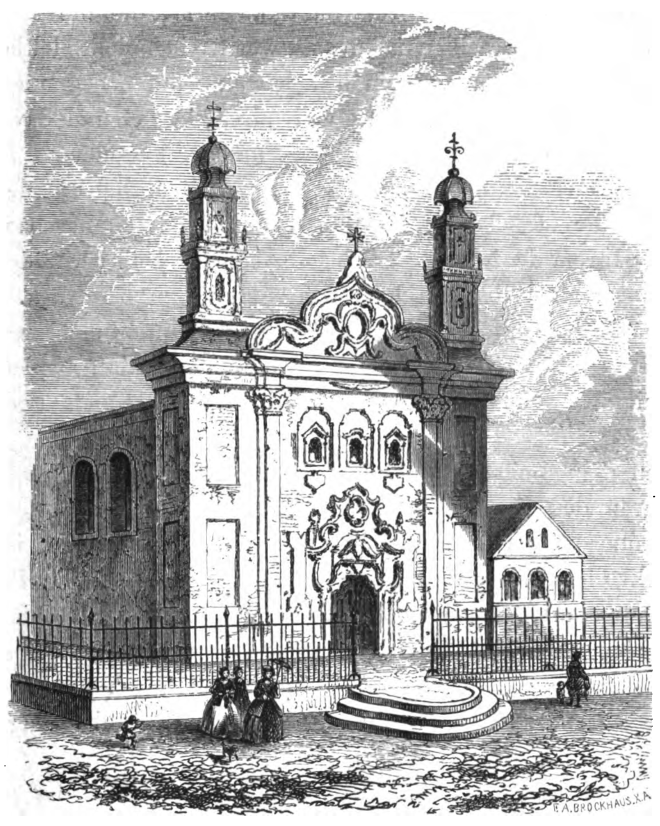
[1]) Der Zustand des Castellberges ist ein sehr bedenklicher, da infolge heftiger Regengüsse, besonders im Jahre 1859, an demselben bedeutende Abrutschungen stattfanden. Es wurde daher wiederholt in Anregung gebracht, den ganzen Berg abzutragen; man scheint indessen vor der Hand durch kostspielige Schutzbauten dem Uebel Einhalt thun zu wollen.

Nach Westen vom Campo de Sant' Anna und längs der Praia de Santa Luzia nach Botafogo und Praia vermelha dehnen sich die neue Stadt oder die Vorstädte der eigentlichen Handelsstadt aus. Auch hier ist das Terrain grossentheils bergig. Die Hügel sind mit zahlreichen Häusern und Villen, und zum Theil mit der üppigsten Vegetation bedeckt. Der Theresienberg (Morro de Santa Theresa) mit seinen vielen lieblichen Landsitzen und einer wundervollen Fernsicht auf die Bai ist ein Lieblingsaufenthalt der europäischen Bevölkerung Rios.

Während in der Altstadt die Häuser meistens hoch, schmal und tief sind, zeigen sie in den neuen Stadttheilen durchgehends eine etwas bequemere und angenehmere Bauart, obgleich im Allgemeinen auch an sie nicht der Masstab der Solidität, Bequemlichkeit, Zweckmässigkeit und Eleganz der neuen Häuser einer mitteleuropäischen Stadt gelegt werden darf. Einzelne Wohnungen reicher Privatleute machen allerdings eine Ausnahme von der Regel. Bei manchen von ihnen sind die äussern Wände mit glasirten, bunten Porzellanziegeln (meistens weiss mit blauen Zeichnungen) belegt, was ihnen einen ungemein freundlichen und reinlichen Ausdruck verleiht; andere sind in italienischem Stile aufgeführt, bei einzelnen lässt sich der maurische Typus nicht verkennen. Vielleicht wird in Zukunft auch bei den Bewohnern Brasiliens ein entwickelterer Sinn für Architektur rege. Einer der reichsten Brasilianer, der Baron von Neufreiburg, hat in neuester Zeit in der schönsten und breitesten Strasse der Neustadt, in der Rua do Cattete auf dem Wege nach Botafogo, mit ausserordentlichen Unkosten ein grosses Palais aus Quadern durch einen deutschen Ingenieur ausführen lassen.

An Denkmälern der Baukunst ist Rio de Janeiro arm. Die Kirchen, fast in allen Ländern ein Schoskind der Architektur, die sie oft mit einer Fülle von Schönheiten schmückt, entbehren in Brasilien durchaus einer tiefdurchdachten, edeln Idee. Einzelne werden freilich schön genannt; dieses Urtheil ist aber vor dem Forum der streng richtenden Kunstkritik nichts weniger als stichhaltig. Die meisten von ihnen sind nach dem nämlichen Plane in einem schwer zu charakterisirenden Stile

ausgeführt. Ihre Bauart weicht sehr bedeutend von derjenigen der zur nämlichen Epoche errichteten Kirchen des spanischen Südamerika ab. Während diese, besonders die grössern, nachweisbar meistens von den Jesuiten erbauten, in der Regel stattliche, oft grossartig gewölbte Kuppeln (medias naranjas) haben, bestehen die brasilianischen mit wenigen Ausnahmen aus einem flachgedeckten Langschiffe zuweilen mit zwei Seitenschiffen. Bei



Jgreja do Carmo.

einigen bilden die Schiffe die Form eines Kreuzes, bei andern ein Achteck. Im Innern des Landes hat das Schiff häufig nicht einmal eine Decke, und der nach aufwärts gerichtete Blick trifft das rohe, nackte Sparrenwerk. Die meisten Kirchen haben an

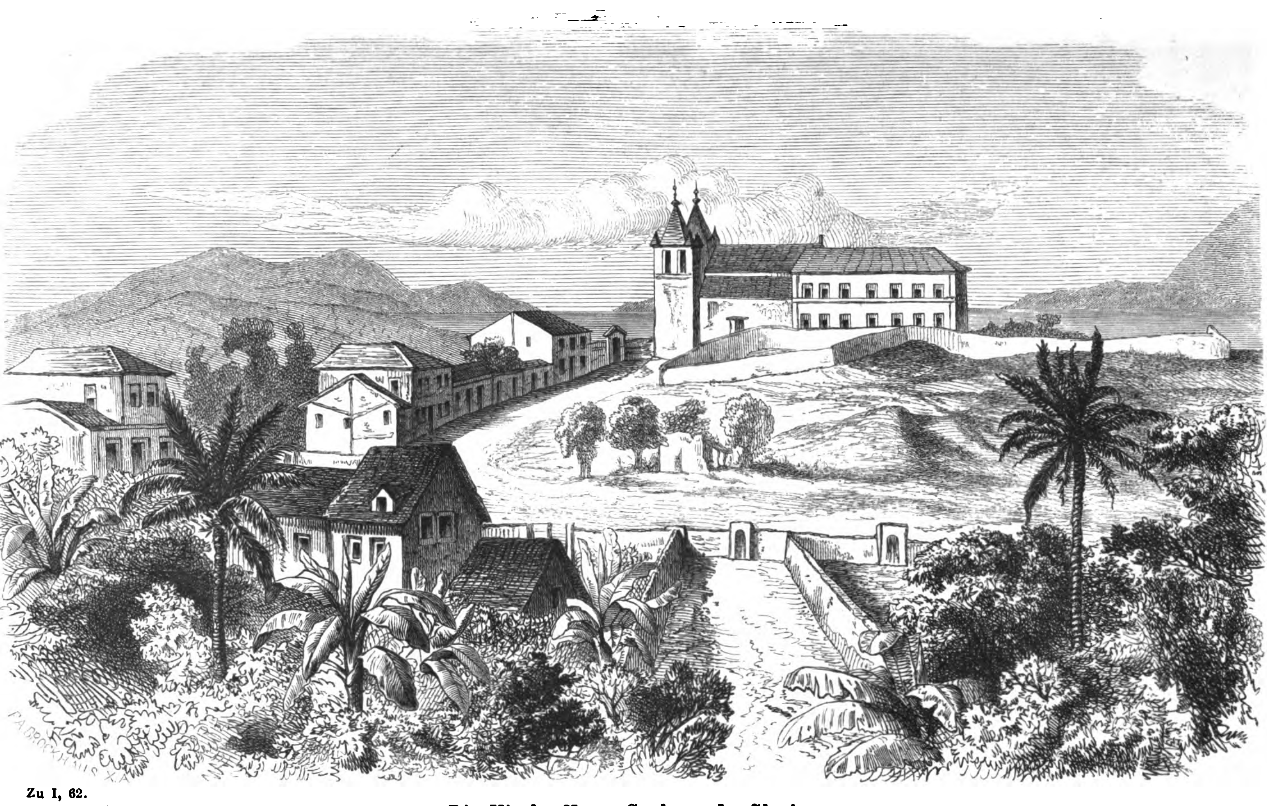
der Eingangsfaçade zwei gewöhnlich niedrige viereckige Thürme mit abgerundeten oder Giebeldächern.

Die innere Ausschmückung ist oft reich, blendend (z. B. in der Igreja do S^mo^ Sacramento), aber meistens geschmacklos, mehr geeignet, die Andacht abzulenken, als sie zu erregen. Von den mehr als 50 Kirchen und Kapellen, die Brasiliens Hauptstadt zählt, sind die bemerkenswerthesten die schon erwähnte Igreja da Cruz und die Igreja da Candelaria, die die höchsten Thürme von ganz Brasilien haben soll, was freilich nicht viel heissen will. Obgleich ihr Bau vor beinahe acht Jahrzehnten begonnen hat, so ist er doch noch nicht ganz vollendet. Der Grund davon ist aber nicht etwa in einer kostspieligen, mühevollen oder gar künstlerischen Architektur zu suchen, sondern lediglich in der Indifferenz, die Mittel zum Abschlusse des Baues zu beschaffen.

Die Igreja de N^a^ S^a^ da Gloria macht durch ihre wundervolle Lage unter allen Kirchen Rios den günstigsten Eindruck. Das eigenthümliche, achteckige, weisse Gotteshaus nimmt sich zwischen dem tiefen Grün eines mit einer reichen Vegetation bekleideten und mit freundlichen Häusern geschmückten Hügels gar lieblich aus.

Auf dem Beilplatze (Largo do machado) ist seit mehr als 20 Jahren der Bau einer Kirche im hübschen Stile begonnen, aber kaum halb vollendet geblieben. Der Platz selbst ist geschmackvoll angelegt und wird, wenn die noch jungen Palmen mehr heranwachsen, einer der schönsten Plätze der Stadt werden. Aber wahrscheinlich werden die Palmen schon längst ihr volles Wachsthum erreicht haben, zum Theil durch junge wieder ersetzt sein und die Kirche immer noch ihrer Vollendung entgegensehen.

Der kaiserliche Palast, die ehemalige Residenz der portugiesischen Vicekönige, gleicht mehr einer Kaserne als einem Fürstensitze. Er befindet sich in dem traurigsten baulichen Zustande. Schon vor mehrern Jahren führte der Minister des Innern, auf einen Commissionsbericht Sachverständiger gestützt, die gefährlichen Verhältnisse dieses Gebäudes und die unabweisbare Nothwendigkeit, einen neuen, des Kaiserreiches würdigen



Zu I, 62.

Die Kirche Nossa Senhora da Gloria.

Palast zu bauen, den versammelten Kammern zu Gemüthe, aber es blieb bis jetzt alles beim Alten.

Der Kaiser bewohnt dieses baufällige Gebäude nicht, er besucht es nur bei gewissen Gelegenheiten, besonders zum Galaempfangen, wozu sich die grossen, aber sehr vernachlässigten Räume besonders eignen. Die gewöhnliche Residenz des Monarchen ist ein zwar noch unvollendeter, einfacher, aber in einem hübschen Stile gehaltener Palast mit herrlichen Umgebungen und einer prachtvollen Fernsicht auf dem kaiserlichen Landgute Boa vista. Es gehört zum Kirchspiele São Christovão, das an der Bai zwischen dem Dorfe Mattoporcos und der Ponta do Cajú liegt und sich an die westliche Vorstadt Eugenho velho anlehnt.

Die Militärakademie, das Nationalmuseum, die öffentliche Bibliothek, die Akademie der bildenden Künste (vom französischen Architekten Grand-jean de Montigny gebaut), die Bank, die beiden Arsenale, die Theater sind zwar zum Theil schöne, einige von ihnen auch grossartige Gebäude, aber ohne allen architektonischen Werth. Für den besten Plan für ein neues Theater wurde von der Regierung ein Preis von 20 Contos de Reis (circa 50000 Franken) ausgesetzt. Von den vielen eingereichten Plänen wurde der eines deutschen Architekten als preiswürdig erkannt. Ich hatte Gelegenheit, Einsicht davon zu nehmen, und fand ihn mit unwesentlichen Abänderungen mit dem des Theaters in Dresden übereinstimmend.

Die Börse in der Rua direita, obgleich mit einer magern Säulenreihe geziert, nimmt sich nichts weniger als stattlich aus und lenkt so wenig die Aufmerksamkeit auf sich, dass man wiederholt an ihr vorbeigehen kann, ohne sie als Bauwerk zu bemerken. Das Posthaus entspricht nicht einmal den bescheidensten Anforderungen, die man an ein Staatsgebäude zu stellen berechtigt ist. Das nahe dabei liegende Zollhaus (Alfandega) ist ein immenses Gebäude und soll für seine Zwecke ganz bequem eingerichtet sein. Seine Waarenhallen sind aber dumpfe, schmuzige, übelriechende Räume, und das Loos der jungen fremden Kaufleute, die hier die Waaren zollfrei machen müssen, ist durchaus kein beneidenswerthes, und mancher von ihnen hat sich den

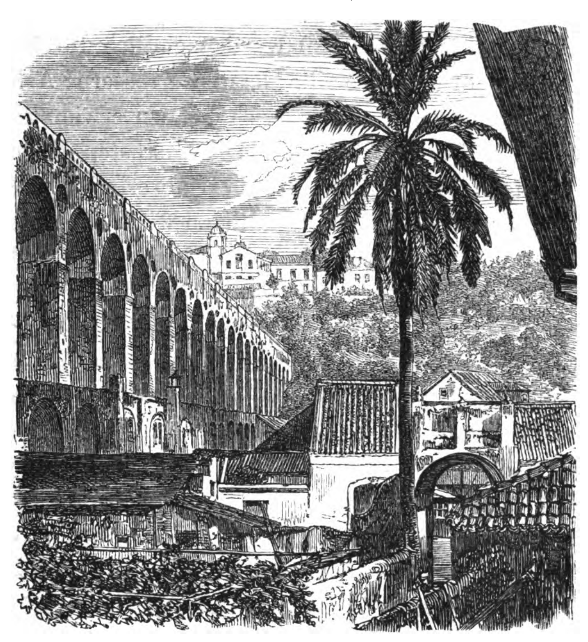
Keim zum tödlichen Fieber geholt. Es ist eine Goldgrube Brasiliens, da die hohen Eingangs- und Ausfuhrzölle die Hauptrevenuen des Staates bilden, mit unaussprechlichen Mysterien, deren Schleier zu heben selbst für einen tief Eingeweihten ein allzu gewagtes Unternehmen sein dürfte. Er wurde im Jahre 1862 von fester Hand nur etwas gelüftet, und die Folge davon war, wenn ich recht unterrichtet bin, die Absetzung von 111 Beamten! Bis in die neuere Zeit herrschte in dem Gebaren des Zollhauses eine Immoralität, zu der wol in keinem Theile der Welt ein Seitenstück zu finden wäre. Der unerbittlichen Strenge des spätern Staatsministers Angelo Moniz da Silva Ferraz gelang es in seiner damaligen Eigenschaft als Zollinspector dieser heillosen Wirthschaft zum grössten Theile ein Ende zu machen, wodurch er sich ein für die finanzielle Lage des Staates nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst erwarb.

Bei der stets zunehmenden Ausdehnung des internationalen und innern Handelsverkehrs sind Neubauten bei der Douane dringend nothwendig geworden, und es sollen dieselben auch zweckmässig ausgeführt werden.

Auffallend ist es dem Fremden, dass er hier, wie in jedem Staatsgebäude, den Kopf entblössen muss, wenn er nicht Gefahr laufen will, von irgend einem schwarzen Wachmanne auf eine nichts weniger als höfliche Weise daran erinnert zu werden. Fletcher sagt darüber in seinem in mancher Hinsicht trefflichen Werke über Brasilien [1]): „Der Brasilianer ist in der äussern

[1]) Brazil and the Brazilians portrayed in historical and descriptives sketches by Rev. Dr. P. Kidder D. D. and Rev. J. C. Fletcher. Dem sehr schön ausgestatteten Werke ist eine Karte beigegeben, von der die Verfasser rühmen, „dass es wol die vollkommenste sei, die je über ein Land veröffentlicht worden, das noch nicht vermessen wurde“ (S. 5), aber mit vollem Rechte bemerkt Petermann (Geographische Mittheilungen etc., 1858, S. 79) davon: „Doch können wir mit gutem Gewissen sagen, dass es eine der schlechtesten Karten ist, die uns jemals vorgekommen.“ Die zum Theil vorzügliche xylographische Technik ist oft an ganz unwahre Zeichnungen verschwendet; dies gilt besonders von den naturhistorischen Abbildungen, z. B. von Armadil, Tapir, Iguana, Ameisenbär, kahlköpfigem Faulthiere u. s. f. Die Zeichnungen der Botocuden sind schlechte Copien meistens aus des Prinzen Maximilian von Neuwied Reise durch Brasilien. Das Bildchen the lazo ist ebenfalls eine unglückliche Copie,

Beobachtung der Höflichkeit sehr streng, und da er nie ein Privathaus betritt, ohne seinen Hut abzunehmen, so glaubt er auch keins der Gebäude der Regierung seines Kaisers betreten zu dürfen, ohne die nämliche Rücksicht zu beobachten.“



Ein Theil der Wasserleitung.

Das grossartigste Bauwerk Rio de Janeiros ist ohne Zweifel seine berühmte über 3000 Klafter lange Wasserleitung zwischen dem Morro de Santa Theresa, und dem Morro de S. Antonio. Sie wurde in der Mitte des 17. Jahrhunderts von dem interimistischen Gouverneur Thomé Correa d'Alvarenga begonnen und erst 1723 vollendet. Da sie indessen mit wenig Sachkenntniss und ohne Berücksichtigung eines zweckmässigen Gefälles angelegt war, so liess Gomez Freire d'Andrada zwei übereinander

---

die beweist, wie unkritisch die Verfasser bei Auswahl der Originalien vorgegangen sind. Wie kann der Reiter den vor ihm hinrennenden Stier fangen, wenn er seine Wurfschlinge (lazo), statt sie dem Thiere nach vorn hin um die Hörner zu werfen, nach rückwärts auslässt?

stehende Bogenreihen errichten, über die die Wasserleitung führt; 1750 wurde diese neue Arbeit zum Abschluss gebracht. Später wurden noch von verschiedenen Vicekönigen und unter dem Könige Jõa VI. grössere Arbeiten unternommen, um dem immer steigenden Bedürfnisse nach Wasser durch Zuleitung neuer Quellen gerecht zu werden; 1829 wurden endlich durch den französischen Ingenieur Rivière die letzten grössern Arbeiten an diesem Werke ausgeführt und der schon oben erwähnte Brunnen in seiner jetzigen Form hergestellt. Die Unkosten dieser letztern Arbeiten wurden durch eine städtische Subscription gedeckt.

Ebenso auffallend wie die Armuth an wirklichen Denkmälern der Architektur ist dem beobachtenden Fremden der Mangel an Monumenten. Der geringe Sinn für solche Werke ist ein charakteristischer Zug der romanisch-maurischen Rasse in Südamerika. Die Hauptstadt Brasiliens kann z. B. nur wenige öffentliche Brunnen aufweisen, die das Prädicat geschmackvoll verdienen. Die grössern Fontainen, die nach ihrer Lage auch auf hübschen öffentlichen Plätzen der Stadt zur Zierde gereichen würden, sind meistens verpfuschte Machwerke. Man erkennt an ihnen zwar vielen guten Willen von seiten des Künstlers, er wird aber durch die schlechte Ausführung noch weit übertroffen. Auf den Landsitzen der Portugiesen und Eingeborenen sieht man in Parkanlagen häufig Statuen. Sie sind fast ausnahmslos aus Gips, klein, und sehr oft mit äusserst geschmacklosen Farben angestrichen.

Erst in neuerer Zeit hat Rio de Janeiro ein plastisches Kunstdenkmal von Bedeutung erhalten. Den 30. März 1862 wurde auf dem Largo do Roçio die bronzene Reiterstatue des ersten Kaisers von Brasilien, Dom Pedro I., unter grossen Feierlichkeiten enthüllt. Der Künstler hat seinen Helden in dem Momente dargestellt, wie er auf dem Felde von Ipiranga die eben erhaltene Depesche emporhält, und mit dem Ausrufe: „Tod oder Unabhängigkeit“ Brasiliens Unabhängigkeit vom Mutterlande erklärt.[1])

[1]) Die Enthüllungsfeier der Statue rief in Rio de Janeiro, wie es bei solchen Gelegenheiten auch anderwärts der Fall ist, eine ziemlich grosse Literatur über die Person des Gefeierten ins Leben. Leider ist unter derselben nichts Gründliches, keine ernste historische Arbeit. Durch eine elegante, sehr schwungvolle Sprache zeichnet sich eine kleine Broschüre „La statue de l'Empereur Dom

Die europäische Kunstkritik hat das Werk strenge, aber nicht ganz ungünstig beurtheilt. Ich kenne es nur nach Zeichnungen. Vor kurzem hatte ich Gelegenheit, den Entwurf zu einer andern Statue Dom Pedro's einzusehen, der sinniger aufgefasst ist. Der Künstler hatte sein Modell zur Concurrenz nach Rio de Janeiro gesandt, das Schiff aber, auf dem es verladen war, ging unglücklicherweise während der Ueberfahrt zu Grunde.

Unter den vielen zur Beurtheilung eingesandten Modellen wurde das des französischen Bildhauers Louis Rochet, eines Schülers von David d'Angers, zur Ausführung gewählt. Die bekanntern Werke Rochet's sind: Napoleon als Schüler zu Brienne, Madame de Sévigné, Christus unter den Kindern und, als vorzüglichstes, die Gruppe Graf Ugolin mit seinen Kindern.

Fast in allen grössern Städten Brasiliens findet man einen sogenannten Passeio publico (öffentliche Promenade), der aber in der Regel, wenigstens von der einheimischen Bevölkerung, ziemlich selten benutzt wird. Auch Rio de Janeiro hat den seinigen neben dem Quai da Gloria (Caes da Gloria). Bis zum Jahre 1860 war er ein schöner, aber etwas verwilderter Park mit Baumgruppen von seltener Schönheit und einigen herrlichen Vegetationsansichten. Statt ihn auf eine zweckmässige und schonende

---

Pedro I." von dem Dichter L. A. Burgain aus. Bemerkenswerth durch eine nekelnde Speichelleckerei ist eine andere von einem gewissen A. D. Pascual „Rasgos memoraveis do Senhor Dom Pedro I.", Mitglied des historisch-geographischen Institutes von Rio de Janeiro. Dom Pedro war der Monarch, dem Brasilien seine Unabhängigkeit zu danken hat und dem deshalb die Nation nicht blos eine unvergesslich dankbare Erinnerung bewahren soll, dem sie aber auch ein äusseres Denkmal zu errichten schuldig war. Von dem Geschichtschreiber aber dürfen die Sünden nicht vergessen werden, die Dom Pedro gerade gegen die von ihm erklärte Unabhängigkeit begangen hat. Er hat sich des unermesslichen Jubels zu erinnern, mit dem die Abdication des Kaisers den 7. April 1831 vom Heere und vom Volke entgegengenommen wurde, und ebenso der am folgenden Tage von der Reichsvertretung an die Nation erlassenen Proclamation, worin es heisst: „Ein schlecht berathener Fürst, an den Rand des Abgrundes gedrängt durch heftige Leidenschaften und anticonstitutionelle Vorurtheile, ist der Kraft der kühn ausgesprochenen Meinung gewichen und hat eingestanden, dass er nicht länger Kaiser von Brasilien sein könne." Die Geschichte wird Dom Pedro immer einen thatkräftigen, nicht aber, weder als Privatcharakter noch als Staatsmann, einen grossen und edeln Fürsten nennen.

Weise umzugestalten, statt das Schöne sorgfältig zu erhalten und das Vernachlässigte und Verwilderte auf eine vernünftige Weise zu verschönern, wurde der unglückliche Gedanke gefasst, den ganzen Park nach einem neuen Plane umzuändern. Seine Ausführung wurde contractlich zu hohem Preise einem einflussreichen Manne übertragen, der aber nur ein mangelhaftes Verständniss seiner Aufgabe hatte. Mit einem Vandalismus, wie er nur bei Personen von der niedrigsten ästhethischen Bildung möglich ist, wüthete er unter den herrlichsten Partien, zerstörte die prachtvollsten Bäume und machte aus dem schönen Parke ein ganz geschmackloses Potpourri, das einen englischen Landschaftsgarten vorstellen soll! Mit wahrem Seelenschmerze sah ich 1861 Tag für Tag eine herrliche Baumkrone nach der andern verschwinden, und begriff vollkommen einen mir befreundeten Enthusiasten des alten Parks, als er mir vor dem Thore des Passeio publico in höchster Entrüstung zurief: „Ah, Mr F.! le sauvage; voyez donc ses s . . . . . déplorables!

Weltberühmt ist eine andere öffentliche Promenade in einiger Entfernung von der Stadt, nämlich der botanische Garten, o jardim botanico da Lagoa de Rodrigo de Freitas. Er nimmt am Fusse des Corcovado eine bedeutende Area ein, ist aber nicht ein botanischer Garten nach europäischen Begriffen, in dem nach irgend einem Systeme eine Menge fremder Pflanzen gezogen und zum Theil zum Unterricht für Studirende benutzt werden, sondern eher ein Versuchsgarten, in dem nebenbei eine Anzahl vulgäre Medicinalkräuter gepflanzt und dem Publikum unentgeltlich verabreicht wurden. Besonders diente er zu ziemlich ausgedehnten Versuchen mit der Cultur des chinesischen Thees. Die Regierung hatte mit grossen Unkosten Theesamen und Chinesen, die mit der Pflege des Theestrauches und den Manipulationen der Blätter vertraut waren, nach Rio de Janeiro kommen lassen und ihnen im botanischen Garten einen Wirkungskreis angewiesen. Wenn auch heute das dortige Versuchsfeld fast ganz verwildert und werthlos ist, so hat doch die von der Regierung ergriffene Initiative den ausserordentlich wichtigen

Erfolg gehabt, die Theecultur in mehrern Provinzen des Reiches einheimisch zu machen.

Obgleich der botanische Garten Rio de Janeiros in streng wissenschaftlicher Bedeutung weit hinter ähnlichen Anstalten selbst kleiner deutscher Universitätsstädte zurücksteht, so schliesst er doch Schönheiten in sich, durch die er jeden botanischen Garten des europäischen Continents weit überragt. Staunen und Bewunderung erregt die wundervolle Palmenallee dem Hauptthore gegenüber, ein starrer Säulengang mit lebensfrischen Capitälen. Nur bei einigen Braminentempeln Ostindiens sollen Palmalleen von ähnlicher Schönheit wie diese vorkommen. Amerika hat keine zweite aufzuweisen. Die diese Allee bildende Palma real ist nicht in Brasilien einheimisch, sie ist die ostindische Oreodoxa regia, hat aber in dem feuchten, heissen Klima und in dem üppigen Boden Rio de Janeiros ein zweites Vaterland gefunden, in dem sie wenigstens ebenso trefflich gedeiht als in ihrer ursprünglichen Heimat. Ich habe ein vor 12 Jahren aus der Nuss gezogenes Exemplar gemessen, das 2 Fuss vom Boden schon einen Umfang von 10 Fuss hatte. Andere Alleen von luftigen Casuarinen und dichtbelaubten, gewaltigen Jacas (Brotfruchtbäumen) machen auf den europäischen Besucher einen fast ebenso lebhaften Eindruck, besonders letztere mit ihren riesenhaften Früchten, die entweder aus der Theilungsstelle der Aeste oder unmittelbar aus den Aesten selbst hervorbrechen. Herrliche Gruppen von Bambusrohr, einzeln stehende prachtvolle Palmen verschiedener Arten, alle Gattungen Gewürzbäume beider Welttheile und manche andere tropische Handelspflanzen erregen hohes Interesse bei einem Besuche dieses Gartens.

Im Garten selbst stehen die Directorialwohnung und das Haus für die Arbeiter. Im Jahre 1860 waren daselbst 104 Sklaven und 8 freie Afrikaner (Africanos livres); von erstern waren indessen nur 56 arbeitstüchtig, der Rest krank oder altersschwach. Man sollte glauben, dass diese immerhin bedeutenden Arbeitskräfte hinreichen würden, den Garten in trefflichem Stande zu erhalten; dem ist leider nicht so, und Pflege und Ordnung sind

geradezu tadelnswerth. Wenn auch im ganzen genommen die Dotation eine sehr mässige ist, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, dass der Director desselben Dr. C. A. S. durchaus nicht auf der Höhe seiner Aufgabe steht, und dass mit mehr Verständniss und Hingebung und mit gewissenhafterer Verwendung der vorhandenen Mittel und Kräfte ungleich mehr geleistet werden könnte. Leider steht zu befürchten, dass er einer noch traurigern Zukunft entgegengehen wird.

In neuerer Zeit ist man sogar mit dem Plane umgegangen, im botanischen Garten Lebensmittel für die Neger und Futter für die dort verwendeten Maulthiere zu pflanzen! Ob dieses Project des damaligen Ministers des Innern, Jõa de Almeida Pereira Filho, zur Ausführung gekommen ist, weiss ich nicht; so viel aber weiss ich, dass dieser Nutzeffect nur auf Unkosten der Schönheit des Gartens erzielt werden könnte und er dadurch seiner eigentlichen Bestimmung immer mehr entfremdet würde. Der Himmel möge nur verhüten, dass dieser schöne Erholungsort nicht auch, wie der Passeio publico, eines Tages einer gänzlichen Metamorphose unterzogen und mit deren Ausführung der Verstand und die ästhetische Bildung des Herrn F. oder einer seines Gelichters betraut werde!

Eine ziemlich bequeme Verbindung zwischen der innern Stadt und dem Jardim botanico ist durch eine Omnibuslinie, deren Wagen täglich viermal zwischen diesen beiden Punkten verkehren, hergestellt. In der Nähe des Gartens befinden sich ein paar schlechte, aber sehr theure Gasthäuser.

Die Gasthäuser Rios, deren Bekanntschaft der Fremde gleich nach seiner Ankunft in der brasilianischen Hauptstadt machen muss, zeichnen sich weder durch Comfort noch Eleganz aus. In der innern Stadt hat nur das Hôtel de l'Europe an der Ecke der Rua do Carmo und Rua do ouvidor einen feinern europäischen Anstrich. Die Zimmer sind indessen nur äusserst mittelmässig, das Essen, französische Küche, in der Regel fein und tadellos, die Preise aber, besonders für Weine, exorbitant. Die übrigen Gasthöfe der Altstadt entsprechen kaum deutschen zweiten und dritten Ranges. Manche von ihnen haben für Reisende

keinen Platz, denn sie werden jahraus jahrein von femmes entretenues und Lustdirnen der elegantern Kategorie bewohnt. In der Vorstadt Botafogo am Largo do Cattete liegt das sehr bekannte Hôtel dos estrangeiros. Es ist vorzüglich das Absteigequartier der fremden Diplomaten und der höchsten Marineoffiziere der in der Bai stationirenden Kriegsschiffe. Seine Lage ist gesund und sehr freundlich. Ich wohnte im Jahre 1857 ein paar Wochen dort und fand bei hohen Preisen ein mittelmässiges Essen und schlechte Bedienung. Die Zimmer sind aber viel freundlicher als im Hôtel de l'Europe. Ich musste gleich in der ersten Nacht aufstehen und meine Koffer auf Stühle stellen, da die Ratten sie von allen Seiten zu benagen anfingen.

Gewiss würde in Rio de Janeiro ein grosses Hôtel an einem günstig gelegenen Platze, das den gerechten Ansprüchen auf reinliche und schnelle Bedienung, gutes Essen und wohnliche Zimmer und den Verhältnissen angepasste mässige Preise Rechnung tragen würde, splendide Geschäfte machen. In den übrigen Hauptstädten Südamerikas gibt es überall grosse Gasthöfe, die diese Bedingungen erfüllen und ihren Besitzern bedeutende Revenuen abwerfen.

Auch die Kaffeehäuser entsprechen mit wenigen Ausnahmen kaum den bescheidensten Anforderungen. Selbst das erste der Hauptstadt in der Rua direita am sogenannten Boulevard Carceller macht trotz seiner geräumigen und schönen Lokalitäten auf den Fremden einen unangenehmen Eindruck; um diesen zu verwischen, muss er sich erst eine Zeit lang in Rio de Janeiro aufhalten und sich daran gewöhnen, dass ihm ein schwarzer oder dunkelfarbiger Kellner mit abgetretenen Pantoffeln, ohne Strümpfe, Weste oder Jacke nur mit schmuzig-weissen Beinkleidern und einem noch schmuzigern Hemde angethan, das Verlangte reicht.

Die grosse Markthalle (Praça do mercado) am Palastplatze bietet besonders in den frühen Morgenstunden ein eigenthümliches Bild des regsten Lebens. Ich habe sie häufig, oft wöchentlich ein paarmal besucht und dort fast jedesmal höchst interessante, oft auch sehr seltene naturhistorische Gegenstände, vorzüglich unter den reichvertretenen Seethieren gefunden. Aber

nicht allein dem Naturforscher, sondern dem überhaupt aufmerksam Beobachtenden eröffnet sich daselbst eine unerschöpfliche Fundgrube für die verschiedenartigsten Studien. Wie oft wünscht er sich da die originellen Scenen und Gruppen aus dieser reichen, lebendigen Musterkarte durch einen Hogarth'schen Pinsel fixirt. Im bunten Gewirre erblickt er anständig und reinlich gekleidet die weisse Hausfrau; sie trägt ihren Korb selbst, denn sie lebt nicht in glänzenden Verhältnissen und vermag es nicht eine Sklavin zu halten, die sie auf den Markt begleiten könnte; sie ist eine Europäerin; eine Brasilianerin würde es unter ihrer Würde halten, einen Korb mit Lebensmitteln selbst zu tragen. Unweit davon steht ein französischer Chef de cuisine eines der grössern Hôtels von mehrern korbtragenden Negern begleitet, weltverachtende Suffisance ist der Ausdruck seines ganzen Wesens; la cuisine c'est moi! spricht aus jedem seiner Züge, und mit imperialistischer Protectormiene mustert er die aufgeschichteten Vorräthe der harrenden Händler. Bald hier, bald dort erscheinen die Uniformen der Proviantmeister der Kriegsschiffe; schmucke Matrosen in malerischer Seemannstracht nehmen die eingekauften Provisionen in Empfang. Schiffsköche aller Nationen, bald von alten Seehunden, bald von muntern Schiffsjungen begleitet, drängen sich durch die Menge und handeln unter ungeduldigem, fast komischem Geberdenspiel und lebhaften Gesticulationen die täglichen Vorräthe ein. Käufer und Verkäufer verstehen sich nicht, diese sprechen nur portugiesisch, jene russisch, schwedisch, dänisch, deutsch, englisch, französisch; aber die Bedeutung von Vintem, Pataca, Cruzado, Milreis[1]) kennt ein jeder, und einige aufgehobene Finger müssen das Fehlende ergänzen. Hunderte von Köchinnen in allen Farbennuancen von der pechschwarzen Longonegerin bis zur europäischen Blondine feilschen, plaudern, zanken, kosen und beeilen sich gar nicht im mindesten,

---

[1]) 1 Vintem = 20 Reis. 1 Pataca = 320 Reis. 1 Cruzado = 400 Reis. 1 Milreis = 1000 Reis oder 2 Franken 5 Centimes bis 3 Franken je nach dem Curs, = 1 fl. 13 kr. östr. Währ. = 22 Silbergroschen = 1 fl. 19 kr. südd. Währ. al pari. Die Einheit ist 1 Real, vielfache Zahl von Real ist Reis. Die kleinste circulirende Münze ist 20 Reis = 1 Vintem.

an den häuslichen Heerd zurückzukehren. Hier sitzen Miethsklaven, darunter scharf prononcirte Typen, und warten in behaglicher Ruhe, bis sie gerufen werden, einen Korb voll Lebensmittel wegzutragen, und dort reicht eine zerlumpte, alte freigelassene Sklavin mit fleischlóser, schwarzer Hand den letzten Vintem hin, um dafür ihr kärgliches Mittagsmahl, eine Schnitte Kürbis, in Empfang zu nehmen.



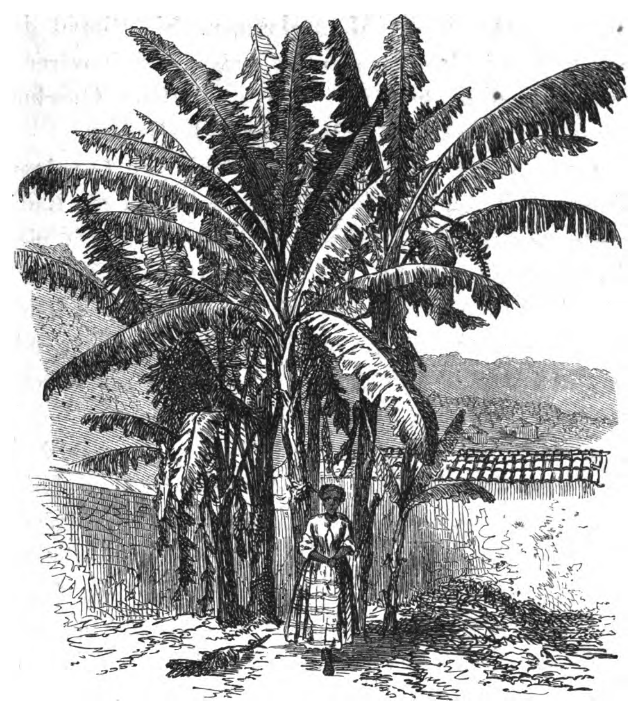
Ein Neger am Marktplatze.

Die Verkäufer der Gemüse sind grösstentheils Portugiesen. Sie bewohnen in der nächsten Umgebung der Stadt kleine, meistens gepachtete Chacras, auf denen sie Gemüsebau treiben. Eine verhältnismässig kleine Fläche Landes gibt bei der ununterbrochenen Vegetation einer zahlreichen Familie Arbeit in Fülle, hinreichenden Lebensunterhalt und lässt ihr, bei der charakteristischen Genügsamkeit des Portugiesen, oft noch einen nicht unbedeutenden Gewinn. Sie ziehen vorzüglich Kopfkohl, Wirsing, Salat, Möhren, Radies, Rettiche, Erbsen, Bohnen, Juju, Quimcombo (Hibiscus esculentus), eine Malvenart, deren Früchte mit würfelig geschnittenem Fleische zu einer schleimigen faden Speise gekocht werden; sie wird von den Brasilianern häufig und gern gegessen; ich finde sie höchst widerlich. Ferner spanischen Pfeffer, Porré, Paradiesäpfel, Melonen, Kürbisse, Gurken. Mandioca, Cara und einige andere Aroideenarten und Pataten kommen meistens aus den nahegelegenen Fazendas auf den Markt, Blumenkohl und dünner, grüner, unansehnlicher, aber sehr aromatischer Spargel aus den Gebirgen von Petropolis und Theresopolis. Zwiebeln und Knoblauch, in gewaltigen Haufen aufgespeichert, sind meistens aus Portugal importirt;

ebenso der grösste Theil der Kartoffeln. Aus dem Gebirge werden nur wenige gebracht.

Zu gewissen Jahreszeiten ist der Markt reichlich mit Früchten versehen, oft aber, besonders während einiger Monate des Winters, sehr spärlich. Wenn die Abacaxis in Pernambuco und die Mangas in Bahia reif sind, so bringt jeder aus dem Norden des Reiches kommende Dampfer diese ausgezeichneten Früchte in Menge nach der Hauptstadt; dann aber ist auch die Reifzeit vieler anderer weniger geschätzten Tropenfrüchte in der Umgebung von Rio und die Auswahl auf dem Markte eine grosse. Apfelsinen und Bananen sind eigentlich die einzigen Früchte, die jahraus jahrein hier zu finden sind und selbst diese nicht einmal immer in guter Qualität. Unter den erstern gibt es solche, die an Saftfülle, Aroma und Süsse kaum noch übertroffen werden können. Sie scheinen auch aus den nördlichen Provinzen zu stammen. Ein ausserordentlich feines und starkes Bouquet, aber weniger Saft haben die unter dem Namen Tanjarinas bekannten kleinen, hochrothgelben Orangen. Es gibt zwei oder drei Varietäten; bei allen löst sich die Schale mit der grössten Leichtigkeit vom Fleische.

Die Bananen (Pisang oder Paradiesfeigen) sind während der Wintermonate wenig schmackhaft, saftlos und haben dann meistens auch ein fleckiges Fleisch; im Sommer hingegen von vorzüglicher Qualität. Von den acht verschiedenen brasilianischen Arten, die ich kenne (vielleicht gibt es deren noch mehr) sind die Banana maçãa (Apfelbanane) und die Banana anão (Zwergbanane) die delicatesten; ihr am nächsten steht die Banana de S. Thomé. Die grosse, dicke, rothe Banane (Banana roxa) hat ein widerlich-süsses Fleisch. Die meisten Bananen kommen aus der Umgegend von Rio de Janeiro auf den Markt. Fast in jeder Chacra, die etwas feuchte Plätze hat, wachsen die Pisangschafte in grosser Ueppigkeit. Ich gebe umstehend nach einer Photographie die Abbildung einer Bananengruppe auf einer Chacra von Rio de Janeiro, da die meisten mir bekannten bildlichen Darstellungen der Bananeiros nicht naturgetreu sind.



Bananengruppe.

Die Aepfel auf dem Markte von Rio de Janeiro kommen entweder aus Nordamerika mit den Schiffen, welche Rio de Janeiro mit Eis versehen, oder aber und zwar vorzüglich aus Montevideo. Es sind haltbare, aber keine feinen Sorten. Lissabon sendet ebenfalls Obst nach Rio de Janeiro, hauptsächlich Trauben. In der Umgegend von Rio werden auch Trauben an Spalieren gezogen. Unter diesen ist mir eine Art durch ihre eigenthümlichen Eigenschaften besonders aufgefallen. Ihre grossen rothbraunen Beeren haben eine sehr dicke Hülse, ein gallertartiges, wenig saftiges, sehr zähes Fleisch von einem stark ausgeprägten terpentinartigen, dem der Mange (Frucht von Mangifera indica) sehr ähnlichen Geschmack. Man nennt sie deshalb auch Uva Manga. Ich habe, freilich nur ausnahmsweise, riesenhafte Exemplare dieser Traube gesehen. Ihre Länge betrug 18—20 Zoll bei einem Gewichte von 7—9 Pfund. Der gemeinsame

Stiel war so stark wie ein Mannsdaumen. Sie stimmt der Form der Beere und der Grösse nach am meisten mit unserer Calebstraube oder Candolle überein. Der sonderbare Geschmack ist wahrscheinlich durch die Bodenmischung bedingt.

Die Urtheile der Europäer lauten über den Geschmack der Tropenfrüchte sehr verschieden. Der eine erklärt die Banane, ein anderer die Abacaxi, ein dritter die Maracuja, ein vierter die Fruta do Conde u. s. f. für seine Lieblingsfrucht; einer meiner Bekannten in Rio grande stellte über alle die unreifen grünen Orangen und verzehrte oft deren 20—25 Stück nacheinander. Ich für meinen Theil gebe unter allen brasilianischen Früchten der aus Ostindien nach Südamerika verpflanzten Manga den Vorzug. Der Baum selbst ist mit seiner prachtvollen, breiten, dunkelgrünen Krone eine der schönsten Zierden der Gärten. Die Frucht verlangt zu ihrer vollkommenen Entwickelung eine hohe mittlere Temperatur und bleibt daher in Rio de Janeiro meistens klein, unansehnlich und von schlechtem, unangenehmem Geschmack, und wenn manche die Manga mit einem durch Terpentinöl gezogenen Strick vergleichen, so kann es höchstens auf diese Beziehung haben. In Bahia hingegen erreicht die Manga alle die vorzüglichen Eigenschaften, wegen deren sie auch in ihrer ursprünglichen Heimat so sehr geschätzt ist.

Im Sommer ist der Cajú oder Acajaiba (Cassuvium occidentale) eine werthvolle Frucht, denn es werden mit ihrem Saft sehr angenehme kühlende Limonaden bereitet. Um sie roh zu essen, ist sie viel zu herbe. Ihr sonderbares Aussehen überrascht jeden, der sie zum ersten male sieht; sie hat fast die Form einer Birne, auf deren breiter Basis auswendig der nierenförmige, braungraue, etwa ein Zoll lange Kern sitzt. Er wird in Deutschland unter dem Namen Elephantenlaus in den Apotheken verkauft.

Ein Vergleich der Obstsorten der Ostküste Südamerikas mit denen der Westküste fällt nicht zu Gunsten der erstern aus. Der pacifische Küstenstrich der Republik Ecuador und Peru erzeugt den grössern Theil der brasilianischen Früchte in weit vorzüglicherer Qualität. Die Piña mulata von Guajaquil ist der Abacaxi von Pernambuco vollkommen ebenbürtig. Die Mangas

des Ecuador sind zwar kleiner, als die von Bahia aber an Wohlgeschmack werden sie von diesen nicht übertroffen.

Unter allen Bananen Brasiliens habe ich keine gefunden, die der peruanischen Platano guineo an Aroma und in Hinsicht auf das zarte saftige Fleisch an die Seite gestellt werden könnte. Was ist aber die kaum faustgrosse Fruta do Conde (Anona squamosa) oder die Fruta da Condesa (Anona obtusiflora) im Vergleiche zur Chirimoya (Anona tripetala vl. Cheremolia) von Huanuco, von 10—12 Pfund Schwere, diesem Meisterwerke der Natur, wie Häncke sie nannte? Was die Abacate Brasiliens im Vergleiche zur Palta (Persea gratissima) Perus? Die peruanischen Brevas (weisse Feigen) finden ihres gleichen nicht in Brasilien, und die unvergleichlichen Trauben Piscos und Icas verhalten sich zur Uva Manga von Rio de Janeiro gerade wie eine hochfeine Goldparamaine zu einem Holzapfel. Ebenso sind die Tunas der Westküste weit vorzüglicher als die brasilianischen Jamacarus (Früchte von Cactusarten).

Der Westküste fehlen, soviel mir bekannt ist, der Cajú und die meisten Eugeniaarten mit geniessbaren Früchten (Jambo, Jaboticaba u. s. f.) Brasiliens, während ich hier nie die köstliche Lucuma (Lucuma obovata) Nordchiles, den Pacay (Prosopis dulcis), Capulies (Prunus Capulin) u. a. m. Perus sah. Beide Ländergebiete könnten noch viele ihnen eigenthümliche Früchte gegenseitig austauschen.

Sehr reich ist der Markt mit Seethieren versehen, und hier kann der Naturforscher, wenn er sich mit den Fischern verständigt, oft ausgezeichnete Acquisitionen machen. Freilich erfordert dies einen längern Aufenthalt in der Hauptstadt und einen fast täglichen Besuch der Markthalle. Einige Individuen, darunter ein paar Mulatten, haben den Fischverkauf sozusagen monopolisirt, indem sie in den frühesten Morgenstunden den zurückkehrenden Fischern ihren Fang ziemlich billig abkaufen und ihn dann zu sehr hohen, oft exorbitanten Preisen auf dem Markte feilbieten. Sie pflegen in der Regel nur sehr wenige von den geschätztern Fischen auszulegen, um die Käufer glauben zu machen, der Vorrath sei nur ein sehr geringer. Sind diese theuer

genug an den Mann gebracht, so bleibt das Bret eine Zeit lang fischleer, dann erscheint wieder das eine oder andere Exemplar, und sind auch diese verkauft, so beginnt das nämliche Spiel von neuem. Auf diese Weise tyrannisiren und prellen die Fischhändler das Publikum auf die schamloseste Weise.[1]) Eine geregelte und strenge Marktpolizei könnte diesem Unfuge leicht ein Ende machen, aber daran fehlt es fast gänzlich. Gelingt es das Vertrauen eines dieser Fischhändler zu gewinnen, und gestattet er nach längerer Bekanntschaft das Betreten der hinter der Verkaufsbude liegenden Räume, so kann man sich erst einen Begriff von dem ausserordentlichen ichthyologischen Reichthume der Bai von Rio de Janeiro machen. Einer dieser Fischhändler gestand mir unverhohlen, dass er und seine Kameraden oft, wenn der nächtliche Fang besonders reich ausfalle, am Morgen, nachdem sie den Fischern die ganze Ausbeute abgekauft haben, die Hälfte davon wieder ins Meer werfen, nur um die Preise auf dem Markte hoch halten zu können.

Weichschalige Seekrebse, Meerspinnen, Hummern u. dergl. gehören nicht zum Monopole und sind daher gewöhnlich billig zu erhalten. Die Austern, oft handgross, sind fast immer klumpenweise zusammengewachsen, deshalb schwer zu öffnen und daher, obgleich vorzüglich von Geschmack, nicht besonders geschätzt und gesucht.

Da die Brasilianer wie kaum eine andere Nation zahmes Geflügel auf ihrem Tische lieben, so ist auf dem Markte stets eine grosse Auswahl davon vorhanden, besonders Hühner, junge Hähne (Galhinas e frangos), Truthühner (Perus), Perlhühner (Pintadas) und Tauben (Pombas). Gänse und Enten sind weit seltener. Die grosse türkische Ente ist durch ganz Brasilien weit mehr als die gewöhnliche Hausente verbreitet. Auch an interessanten lebenden Luxusthieren ist in der Markthalle selten Mangel. Am häufigsten sind verschiedene Arten von Papagaien (Loros, Persicos

---

[1]) Im Jahre 1857 bildete sich in Rio eine Gesellschaft unter dem Namen Nereida und mit dem *Zwecke*, die Hauptstadt mit frischen und gesalzenen Fischen zu versehen. Sie löste sich aber nach sehr kurzem Bestehen wieder auf.

und Periquitos) und Singvögel, darunter der sehr beliebte Cardinal. Mehreremal sah ich Käfige voll junger Pfefferfresser (Tucans), die mit Mais und in Milch aufgeweichtem Brote gefüttert werden, sich in der Gefangenschaft aber selten lange halten. Ferner verschiedene Reiherarten, darunter zuweilen den prachtvollen rosafarbenen Löffelreiher (Platalea Ajaja), die langzehige Jaçanda (Parra Jassanda), einheimische Fasane (Jacú, Jacubemba, Jacutingo u. s. f.), den Hoko des Nordens, verschiedene Raubvögel, kurz eine reiche ornithologische Auswahl.

Von Säugethieren findet man stets verschiedene Affenarten; Klammeraffen, Stummelaffen, Brüllaffen seltener als die muthwilligen Sajus und die niedlichen Uistitis. Diese scheuen, wenig lebhaften, kreischenden Aeffchen kommen vorzüglich aus Bahia, wo sie in Menge zum Verkauf ausgeboten werden. Sie sind sehr zart und halten nur schwer eine längere Seereise aus. Die Passagiere eines nach Europa zurückkehrenden Dampfers kauften beim Anlaufen in Bahia einmal 105 solche Uistitis, von allen erreichten aber nur vier das Ziel der Reise. Den brasilianischen Hasen sah ich nur ein einziges mal lebend am Markte; er hat in der Färbung grosse Aehnlichkeit mit unserm Feldhasen, unterscheidet sich aber bedeutend von demselben durch die Schädelbildung und besonders durch die scharf abgesetzte Nase. Pecaris (Nabelschweine), Nasenbären (Nasua coati) und Faulthiere sah ich dort wiederholt. Einmal wurde mir ein zahmer Tapir für 32 Milreis, ein andermal eine ausgewachsene Puma (der amerikanische Löwe) um 40 Milreis angeboten. Oefters beobachtete ich in der Markthalle seltene ostindische und westafrikanische Thiere, die von Matrosen den Thierhändlern verkauft werden.

An Wildpret ist auf dem Markte fast vollständiger Mangel. Schmackhaftes Wildpret ist überhaupt in der Provinz Rio de Janeiro ziemlich selten und das wenige, was erlegt wird, verträgt wegen der grossen Hitze einen mehrtägigen Transport nach der Hauptstadt nicht. Geschossene Thiere gehen bekanntlich in heissen Ländern weit schneller in Fäulniss über als geschlachtete, und der Zersetzungsprocess des im Körper zurückgebliebenen

Blutes, vorzüglich um die Schusswunde herum, tritt mit überraschender Schnelligkeit ein. Es ist auch eine sichere Jägererfahrung, dass krank geschossenes Wild in den Tropen sich weit seltener ausheilt als bei gleichen Verletzungen in kältern Ländern.

In den Strassen der Stadt wird zuweilen von dunkelfarbigen Jägern Wildpret zum Verkaufe ausgeboten; es hat aber fast mehr zoologischen als culinarischen Werth und beschränkt sich fast ausschliesslich auf Vögel, nämlich Drosselarten, Würger, Papagaien und Tauben. Sie werden zu je 6—10 Stück an einen Sipo gereiht und ihnen etwa noch ein Eichhörnchen beigefügt; selten befinden sie sich noch in einem wünschenswerthen Grade der Frische, noch seltener werden sie zu einem dem Werthe entsprechenden Preise ausgeboten.

Um den Bewohnern der Vorstadt Cattete das Einkaufen der Lebensmittel zu erleichtern, wurde von einer Actiengesellschaft der Companhia praça da gloria (mit einem Kapital von 500 Contos in 2500 Actien zu 200 Milreis) auf dem Largo da Lappa am Fusse des Morro da gloria eine geräumige Markthalle erbaut. Sie ist seit mehrern Jahren vollendet, aber ihrem eigentlichen Zwecke fast gänzlich entfremdet, da für die Verkaufslokale eine zu hohe Miethe beansprucht wurde.

Der Verbrauch von frischem Fleische ist in der Hauptstadt, im Verhältniss zu andern Städten gleicher Einwohnerzahl, ausserordentlich gering. Der Grund davon liegt darin, dass die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung sehr selten frisches Fleisch geniesst, sondern sich, ausser mit Bohnen und Reis, vorzüglich mit Stockfisch und lufttrockenem Fleische (carne secca) ernährt. Nach einer Durchschnittsberechnung von sechs Monaten werden durchschnittlich täglich 142 Ochsen geschlachtet. Da diese zwar gross sind, aber in der Regel sehr mager zur Schlachtbank getrieben werden, so dürfen wir pro Stück nicht mehr als 350 Pfund Fleischergewicht rechnen. Es würden also wöchentlich pro Kopf der Bevölkerung $1{,}_{12}$ Pfund Fleisch kommen. Nun ist aber wohl zu berücksichtigen, dass der Verbrauch im Hafen für die Marine ein sehr grosser ist, sich also für die Stadtbewohner das Verhältniss weit niedriger herausstellt. Der Preis des Rindfleisches

variirt zwischen 80—200 Reis pro Pfund. Die Qualität ist aus Gründen, die ich später angeben werde, in der Regel sehr schlecht.

Die Ochsen werden in dem öffentlichen Schlachthause (Matadouro publico) auf dem Wege nach S. Cristovaõ gelegen, geschlachtet. Das Etablissement steht unter einem Administrator, dem ein Secretär, zwei Aerzte und ein Feitor beigegeben sind. Der innere Dienst und die sanitätspolizeilichen Vorsichtsmassregeln sind durch ein zweckmässiges Reglement geordnet. Die Lage des Schlachthauses macht sich schon aus grosser Entfernung durch einen unerträglichen Geruch und grosse Scharen es umkreisender Aasgeier bemerklich. Das Fleisch wird von hier aus nach circa 125 Fleischbänken (açougues) verführt und daselbst dem Detailverkaufe übergeben.

Der Verbrauch von Schweinefleisch ist in Rio de Janeiro im Verhältniss weit geringer als im Innern des Landes. Schaffleisch wird sehr wenig consumirt; es ist kaum geniessbar. Für die ganze Stadt werden durchschnittlich täglich nur drei Kälber geschlachtet. Die Südamerikaner geniessen im allgemeinen nur äusserst selten Kalbfleisch. Bekanntlich war in den ersten Jahrzehnten nach der Eroberung sowohl im spanischen als auch im portugiesischen Südamerika das Schlachten von Kälbern bei schwerer Strafe verboten. Die Regierungen suchten durch diese Massregel die Vermehrung des importirten Rindviehes zu bezwecken. Nachdem dieses Verbot längst ausser Kraft getreten war und die Rinder sich zu zahllosen Heerden vermehrt hatten, so enthielt sich doch die Bevölkerung auch ferner noch, sei es aus Gewohnheit, sei es aus einer natürlichen Abneigung, dieses in andern Ländern so sehr geschätzten Fleisches.

Die Schwierigkeit der Fleischer, sich Kälber zu verschaffen, mag in Rio de Janeiro auch mit Grund sein, dass deren Fleisch so spärlich zum Verkauf kommt. Die Districte, in denen Viehzucht in grossem Masstabe betrieben wird und die das Schlachtvieh nach der Hauptstadt liefern, sind viel zu weit entfernt, als dass sich der Transport der Kälber dahin bewerkstelligen liesse. Die Fleischer sind daher nur auf die Kälber angewiesen, die in

der Stadt und deren nächster Umgebung fallen, und da die Menge des Melkviehes eine sehr beschränkte ist, so ist auch natürlich die Zahl der Kälber eine höchst unbedeutende.

Es ist erstaunlich, wie wenig Milch in Rio de Janeiro consumirt wird. Tausende von Familien brauchen im Jahre nicht eine Maass, denn eine ihrer Hauptverwendungsarten städtischer Bevölkerungen, nämlich die Mischung mit Kaffee, ist bei den Eingeborenen fast gar nicht gebräuchlich. Man trinkt den Kaffee schwarz und hält ihn so für gesund, während der allgemeine Glaube dem Milchkaffee hier wie in andern Tropenländern sehr schädliche Eigenschaften zuschreibt. Ob diese Ansicht richtig ist, wage ich nicht zu entscheiden; ich habe in Amerika ebenso wenig wie in Europa Milchkaffee getrunken. Mehrere gebildete und beobachtende, einheimische und fremde Aerzte haben mir indessen versichert, dass diese Ansicht begründet sei.

Ueber die Temperaturverhältnisse Rio de Janeiros ist schon vieles und manches Gute geschrieben worden; ich kann mich daher hier kurz fassen. Während der trockenen Jahreszeit (vom Mai bis September) ist die Temperatur der brasilianischen Hauptstadt sehr angenehm, oft sogar empfindlich kühl; im Sommer dagegen, der Regenzeit (vom October bis April) meistens drückend heiss, in den eigentlichen Sommermonaten (December bis März) zuweilen fast erstickend, besonders wenn die Seebrisen nicht wehen; die Nächte sind dann beinahe unerträglich und nur um ein paar Grad kühler als die Tage. Der grössere Theil der Europäer, vorzüglich die Nordländer, leiden zu dieser Zeit an dem bekannten, äusserst lästigen Hitzeexanthem. Dieses, verbunden mit den peinigenden Mosquitos und der dumpfen Schwüle, macht die Nächte wahrhaft qualvoll und verscheucht den Schlaf oft bis in die frühen Morgenstunden.

Es ist wohl zu bemerken, dass die Kühle des Winters und die Sommerhitze auf die Haut einen weit grössern Eindruck hervorbringen, als man nach der Zahl der Thermometergrade vermuthen sollte. Für das Gefühl ist der Unterschied zwischen Sommer- und Wintertemperatur ein ausserordentlich grosser, und doch beträgt er im Mittel nicht mehr als höchstens

7 Grad der hunderttheiligen Scala. Nach sechsjährigen Beobachtungen ist der Mittelstand des Thermometers im Winter nie unter 19° C. gewesen, im Sommer hat er nie 28° C. erreicht. Während dieser Zeit war sein Tagesmaximum 28,47 ° C. (Januar 12h Mitt.), sein Tagesminimum 18,81 ° C. (Juni 6h M.). In Europa haben wir oft an Einem Tage einen weit grössern Temperaturunterschied. In Rio de Janeiro sowie in den meisten Tropenländern ist es der geringe Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht, das Continuirliche der Hitze, welche sie so unerträglich macht. Es gibt in Süddeutschland Sommer, in denen wiederholt die Temperatur im Schatten eine höhere Zahl von Graden erreicht als die des Wärmemaximums in Rio de Janeiro, und doch ist dort die Hitze weit weniger empfindlich als hier, weil die lauen Abende und kühlen Nächte nach der Tagesschwüle erquicken und stärken.

Es wird allgemein versichert, das Klima von Rio de Janeiro habe sich in den letzten 15 Jahren wesentlich geändert, und dass besonders die in frühern Zeiten mit der grössten Regelmässigkeit täglich fast zur nämlichen Nachmittagsstunde wiederkehrenden Gewitter während der Regenzeit weit seltener und unregelmässiger geworden seien. Es sind mir keine exacten Beobachtungen über die Zahl der Regentage in den Sommermonaten der Jahre vor 1850 bekannt; ist aber die allgemeine Angabe über früher täglich wiederkehrende Gewitter richtig (wenn sie nicht durch genau verzeichnete Beobachtungen festgestellt ist, so hat sie keinen wissenschaftlichen Werth), so ist allerdings eine sehr bedeutende Veränderung vorgegangen, denn während der sechsjährigen Beobachtungsperiode von 1851—1856 variirte die Zahl der Regentage in den Sommermonaten zwischen 10—17 und der Stand des Pluviometers wies 1853 im Monat Mai 408,0mm, im August 286mm, während er im Januar nur 85,0mm, im Februar 132,0mm zeigte. Die Zahl der Gewittertage wechselte in dieser Epoche zwischen 0—8 pr. Monat, erreichte nie mehr als 32 pr. Jahr (1853). Das Jahr 1856 zählte deren nur 11, wovon auf die vier eigentlichen Sommer- oder Gewittermonate nur 8 kamen.

Der höchste Stand des Hygrometers fällt auf die Sommermonate, der niedrigste stets auf die Monate Juni, Juli, August. Reine Nord-, Ost-, West- oder Südwinde sind sehr selten. Die Hauptluftströmungen sind aus Nordost oder Nordwest, aus Südost oder Südwest; letzterer wüthet zuweilen mit ausserordentlicher Heftigkeit, wenn auch weniger verderblich, als weiter nach Süden, wo er unter dem Namen Pampeiro (Pampawind) den Seefahrern oft unheilbringend ist.

Der Director der Sternwarte in Rio de Janeiro Dr. Antonio Manoel de Mello hat werthvolle meteorologische Annalen von den Jahren 1851—1856 herausgegeben. Die Beobachtungen beschränken sich aber leider nur auf die Tagesstunden von 6h morgens bis 6h abends, sind dafür aber stündlich angestellt worden. Die obenerwähnten allgemeinen Resultate sind denselben entlehnt. Um den Leser, der sich speciell für diesen Gegenstand interessirt, einen festen Anhaltepunkt zu geben, lasse ich aus Dr. Mello's Tabellen ein paar Auszüge folgen, und berücksichtige dabei von den sechs Jahren nur drei: nämlich 1851, 1853, 1856.

Mittlerer Tagesthermometerstand in Rio de Janeiro:

	1851.		1853.		1856.	
	Cent.	Réaum.	Cent.	Réaum.	Cent.	Réaum.
Januar	27,34	21,85	27,08	21,66	25,07	20,06
Februar	27,54	22,03	26,89	21,51	28,83	20,66
März	26,25	21,00	25,44	20,35	25,59	20,47
April	26,41	21,13	26,21	20,97	25,73	20,59
Mai	22,29	18,35	22,65	18,12	22,89	18,31
Juni	20,92	16,74	21,51	17,21	20,53	16,42
Juli	21,65	17,35	21,89	17,51	19,69	15,75
August	21,36	17,09	22,55	18,04	21,24	16,99
September	21,17	16,94	23,41	18,72	21,25	17,00
October	23,08	18,46	23,21	18,65	21,61	17,29
November	23,83	19,07	25,53	20,42	23,36	18,69
December	24,74	19,79	25,14	20,11	24,24	19,39
Mittel des ganzen Jahres	23,94	19,15	24,29	19,43	23,09	18,47

Mittlerer täglicher Barometerstand auf 0° Temperatur reducirt bei 63,8 Meter über dem Meeresspiegel.

	1851.	1853.	1856.
Januar	754,026 mm	755,058 mm	755,231 mm
Februar	754,779	754,677	755,428
März	755,621	756,911	754,367
April	755,699	756,216	757,337
Mai	758,910	758,219	757,895
Juni	760,594	761,395	760,727
Juli	759,557	761,355	762,553
August	759,210	758,667	759,934
September	759,385	757,616	760,402
October	756,176	756,773	756,940
November	754,020	755,361	755,445
December	755,097	755,084	754,137
Mittel des ganzen Jahres	756,907	757,278	757,533

Zustand der Atmosphäre.

	1851.			1853.		
	Pluviomtr.	Regentg.	Gewittertg.	Pluviomtr.	Regentg.	Gewittertg.
Januar	104,0 mm	12	7	85,0 mm	14	6
Februar	117,0	10	6	132,0	11	4
März	186,0	16	3	77,0	9	2
April	31,0	6	3	29,0	7	1
Mai	206,0	12	0	408,0	12	0
Juni	34,0	10	0	58,3	4	1
Juli	10,0	1	0	4,0	4	3
August	45,0	9	0	286,0	10	0
September	27,0	5	1	26,0	10	2
October	12,0	4	0	58,0	10	1
November	415,0	10	2	37,0	6	4
December	82,0	8	1	111,0	15	6
	1269,0	103	23	1311,3	112	30

1856.

	Pluviometer.	Regentage.	Gewittertage.
Januar	139,0 mm	16	3
Februar	73,4	7	2
März	58,5	10	1
April	64,5	5	0
Mai	107,0	12	0
Juni	24,0	6	0

	Pluviometer.	Regentage.	Gewittertage.
Juli	62,0	6	0
August	49,0	2	0
September	76,0	7	1
October	42,0	5	1
November	106,5	13	2
December	258,0	17	1
	1060,4	106	11

Die Temperaturverhältnisse Rio de Janeiros sind nicht gerade ungünstig, und doch erfreut sich die brasilianische Hauptstadt hinsichtlich ihrer Salubrität nichts weniger als eines günstigen Rufes. In der nächsten Umgebung der Stadt, mehr aber noch in dem entferntern Einfassungsrande der Bai kommen stehendes, trübes Wasser und versumpfte Flüsse in Menge vor und bilden ebenso viele Herde miasmatischer Ausdünstungen.[1]) Man hat auch der geologischen Formation einen bedeutenden Einfluss auf den nachtheiligen Gesundheitszustand der Stadt zuschreiben wollen, aber wol mit Unrecht, denn der leicht verwitternde Granit, der dort vorherrscht, gibt sicherlich keine gesundheitsschädliche Potenz ab; weit schlimmer sind die notorische Unreinlichkeit in den Häusern, die niedrigen engen Wohnungen (Cortizos, Bienenkörbe), in denen eine grosse Menge von Menschen zusammengepfropft wohnen, und eine höchst mangelhafte Ernährung der untern Schichten der Bevölkerung. Phthisen und Typhen im weitern Sinne des Wortes, Affectionen der Unterleibsorgane und Entzündungen sind die hauptsächlichsten Krankheitsformen. Die Zahl der Opfer, die alljährlich durch alle Schichten der Bevölkerung und unter allen Rassen der Lungentuberkulose erliegen, ist eine sehr beträchtliche; der Grund

---

[1]) In neuester Zeit hat sich die Gesellschaft Companhia Rio de Janeiro City Improvement gebildet, um durch ein ausgezeichnetes System von Kanälen den Unrath aus den Häusern zu entfernen. Dadurch werden die nur zu bekannten Neger mit den Kothfässern (Tigres) und die Unrathwagen beseitigt. Ein gewaltiger Schritt vorwärts!

An der Spitze der Compagnie steht der bekannte Brassey; Chef-Ingenieur ist Mr Gotto, ein ausgezeichneter Techniker in diesem Fach.

dieser Erscheinung ist, so viel darüber gesprochen und geschrieben wurde, noch nicht aufgeklärt.[1])

Am meisten beeinflusste in neuerer Zeit den Gesundheitszustand der Hauptstadt das Gelbe Fieber, das nach 164 Jahren zum ersten male wieder im Jahre 1849 die ganze brasilianische Küste mit verheerender Heftigkeit heimsuchte. Es war durch ein nordamerikanisches von New-Orleans kommendes Schiff nach Bahia eingeschleppt und von diesem Punkte aus nach den meisten brasilianischen Häfen verbreitet worden. Es wüthete mit ausserordentlicher Verheerung in Rio de Janeiro in den Jahren 1850 und 1851; es sollen während dieser Zeit 120000 Menschen daran erkrankt sein, eine Angabe, die nicht verbürgt ist und die ich für sehr übertrieben halte; wie viele daran verstorben sind, findet sich nicht verzeichnet.

Von 1849—1860 ist diese furchtbare Krankheit in Rio de Janeiro alljährlich gewöhnlich im Januar und Februar epidemisch aufgetreten. Eine der heftigsten und andauerndsten Epidemien war die von 1860. Sie begann schon im December 1859 und dauerte 10 Monate lang; ihr Maximum erreichte sie in den Monaten März bis Juli 1860. Im Jahre 1861 kamen nur vereinzelte Fälle vom Gelben Fieber vor; als Epidemie trat es in diesem Jahre so wenig wie in den beiden darauffolgenden auf, trotz der ausserordentlichen Hitze der Sommer 1861 und 1863.

---

[1]) Im Jahre 1860 waren von 11141 Verstorbenen erlegen:

der Lungentuberkulose	1498	Personen.
Gelbem Fieber	1252	„
Diarrhöe	617	„
Gastroenteritis	462	„
Mesenterial-Tuberkeln	455	„
Convulsionen	340	„
Typhus	308	„
perniciosem Fieber.	302	„

In Wien 1863 von 17093 Verstorbenen:

der Lungentuberkulose	4840	Personen.
Pneumonie	300	„
Gehirncongestionen	207	„
Leberentzündung	197	„

etc. etc.

Bei den Eingeborenen und den schon acclimatisirten Europäern ist der Verlauf der Krankheit in der Regel ein günstiger, sehr gefährlich dagegen bei den Neuangekommenen, sei es, dass sie aus Europa oder dem Norden Amerikas oder aus den kältern Ländern des südlichen Amerika, oder aus dem Innern Brasiliens anlangen. Am verheerendsten tritt jede Epidemie auf den Schiffen im Hafen auf und rafft am meisten nordländische Matrosen, Russen, Schweden, Dänen, Deutsche, Engländer weg, hält aber auch auf den schmuzigen italienischen und portugiesischen Schiffen eine reiche Todtenernte. Während der letztern Epidemien war die Sterblichkeit eine bedeutend geringere als in den erstern, obgleich nach dem Urtheil der Aerzte ihre Intensität eine grössere war. Der Grund liegt wol darin, dass die Aerzte, auf die erlangten Erfahrungen gestützt, eine grössere Sicherheit in der Behandlung der Krankheit gewonnen haben. Rio de Janeiro besitzt sowol unter den einheimischen als den europäischen dort niedergelassenen Aerzten sehr gebildete Männer, scharfe Beobachter, sichere Diagnostiker, geschickte Operateure und glückliche Praktiker, aber es ist auch unter dem dortigen ärztlichen Stande (Einheimischen und Fremden) viele Ignoranz, Frechheit und Charlatanismus zu finden.

Ich will hier nur beiläufig bemerken, und ohne weitere Folgerung zu ziehen, dass mir während der Epidemie von 1860 die täglich sorgfältig angestellten Beobachtungen des Schönbein'schen Ozonometers ein umgekehrtes Verhältniss zwischen dem Ozongehalt der Luft und der Intensität des Fiebers gezeigt haben; je geringer nämlich jener war, desto intensiver war diese. Während des Höhepunktes der Epidemie zeigte das Schönbein'sche Papier einen kaum merklichen Ozongehalt der Luft.[1]) Im Jahre 1856 besuchte auch die Cholera auf ihrer damaligen Weltwanderung die brasilianische Hauptstadt und verursachte daselbst einen panischen Schrecken. Man hatte nämlich bald nach ihrem Auftreten erkannt, dass sie der einheimischen Bevölkerung weit

---

[1]) „Der Ozongehalt der Luft im Verhältniss zum Krankenstande eines Ortes von Dr. J. J. v. Tschudi", in der „Wiener Medicinischen Wochenschrift", 1862, Nro., 49 S. 747.

gefährlicher sei als der fremden: beim Gelben Fieber war es umgekehrt und deshalb die Sanitätsmassregeln der Regierung verhältnissmässig beschränkt. Bei der Cholera hingegen wurden unverzüglich in vielen Strassen Ambulancen errichtet und alle mögliche vernünftige und unsinnige Verordnungen erlassen, durch die die Einwohner mehr geängstigt als beruhigt wurden. Die schwarze Bevölkerung bildete ein Hauptangriffsobject der Cholera. Bei ihr trat die Krankheit in der Regel sehr intensiv auf und endete meistentheils nach raschem Verlaufe tödlich. Das berührte die sensible Seite der Brasilianer, ihre gewichtigsten Interessen waren gefährdet, ihr lebendes Kapital verminderte sich von Tag zu Tag. Ihre Aufregung wäre sicherlich eine weit geringere gewesen, hätte die Cholera die Neger verschont, aber unter der übrigen Bevölkerung in noch weit heftigerm Grade gewüthet.

Die Krankheit blieb nicht wie das Gelbe Fieber auf die Hauptstadt und einen schmalen Küstenstrich beschränkt; sie drang zum Entsetzen der Gutsbesitzer ins Innere vor und nistete sich auf den Fazendas ein, und hier, wo in der Regel keine Aerzte sind, sondern elende Curpfuscher als Heilkünstler figuriren, machte sie schreckliche Verheerungen. Mancher Fazendeiro hat binnen wenigen Tagen ein Sklavenkapital von 50—100000 Thaler mit Erde bedeckt. Glücklicherweise war die Epidemie von verhältnissmässig kurzer Dauer und kehrte seither nicht wieder. Noch zwei oder drei Choleraepidemien wie die von 1856 und der Nationalreichthum Brasiliens ist für unabsehbare Zeiten untergraben.

Ich habe wiederholt in Reisebeschreibungen spöttelnde Bemerkungen über die schattenlosen Gartenanlagen um die Landsitze der Brasilianer gelesen. Es ist nun allerdings ganz richtig, dass schattenreiche Bäume, schlanke Palmen, dichte Alleen, riesenhafte Bambusgruppen und üppige Schlingpflanzen herrliche Zierden eines Parkes sind; aber die Erfahrung hat den Eingeborenen gelehrt, dass eine reiche Baumvegetation in der Nähe der Wohnungen durchaus gesundheitsschädlich sei, abgesehen davon, dass sie die lästige Plage der menschenfeindlichen geflügelten

Insekten ausserordentlich begünstigt. Will der Brasilianer Kühle gegen die drückende Tageshitze haben, so sucht er nicht ein schattiges Plätzchen seines Gartens auf, sondern zieht sich in seine Zimmer zurück, deren Fenster sorgfältig mit Jalousien verschlossen sind; will er der linden Abendluft froh werden, so setzt er sich nicht unter einen Baum des Parkes und trinkt dort Portwein oder Ale, sondern er lässt die Thüren seines Saales öffnen und schlürft in gedecktem Raume behaglich seine Limonade oder seinen Thee. Der Europäer dagegen wählt sich gern eine Chacra mit Baumpartien, um sie so zu geniessen, wie er es in seiner Heimat gewohnt war, und zahlt sein Vergnügen sehr häufig mit einem tödlichen Fieber.

Die Gesundheitsverhältnisse führen mich zu den Humanitätsanstalten der Stadt, durch die sie wahrhaft gross dasteht, was auch die erklärtesten Gegner Brasiliens zugeben müssen.

Das allgemeine Krankenhaus (Santa Casa da Misericordia) wurde um das Jahr 1545 gegründet und 30 Jahre später von dem berühmten Jesuiten Thaumaturgen José de Anchieta in besondere Protection genommen; 1605 ertheilte die Krone von Portugal der Anstalt dieselben Privilegien wie sie die Santa Casa da Misericordia in Lissabon genoss. Unbedeutend in seinen Anfängen, hat sie sich, besonders durch die Neubauten der letzten Jahrzehnte, derart vergrössert, dass sie heute das schönste und grösste Spital des südamerikanischen Continents ist und selbst nur von sehr wenigen ähnlichen Anstalten der europäischen Weltstädte übertroffen wird. Die sogenannte neue Misericordia bietet mit ihrer 600 Fuss langen Façade vom Hafen aus einen überraschend imposanten Anblick; aber noch gewaltiger ist der Eindruck bei einem Besuche des Spitales selbst, indem erst da die immensen Räumlichkeiten in ihrer Totalität gewürdigt werden können. Während der alte Theil des Hospitals noch an allen Mängeln leidet, die derartigen aus frühern Zeiten stammenden Gebäuden ankleben, sind bei der neuen, aber noch nicht ganz vollendeten Misericordia alle bewährten und zweckmässigen Einrichtungen angebracht, die von einer solchen Anstalt ersten Ranges verlangt werden können. Zweckentsprechende Eintheilung, Ventilation, Reinlich-

keit, Ordnung, innere Organisation und ärztlicher Dienst lassen kaum noch zu wünschen übrig. Das ganze Institut wurde zum grössern Theile durch milde Stiftungen hergestellt und wird auch jetzt noch vorzüglich durch solche unterhalten. Es hat ausserdem noch eine bestimmte Revenue aus gewissen Zollgefällen [1]), Lotterien und Grundbesitz. Im Jahre 1860 betrugen die Einnahmen 540 Contos de Reis, die Ausgaben 552 Contos (bei $1\frac{1}{2}$ Millionen Franken).

Der tägliche Krankenstand wechselt von 800—1100 Individuen. Im Jahre $18^{59}/_{60}$ (1. Juli bis 30. Juni) wurden im Hospital 13622 Kranke behandelt, davon 10488 gesund entlassen, 2364 starben, darunter 223 in den ersten 24 Stunden nach ihrer Aufnahme. Diese letztern abgezogen, stellt sich die Sterblichkeit auf 15,3 Procent. Von den 13622 Kranken waren nur 1667 freie Eingeborene, 10850 Fremde, 1105 Sklaven. Vom Jahre 1855—1860 hatte sich die im Hospital behandelte Zahl der Kranken um 70 Procent vermehrt. Es ist dabei hervorzuheben, dass die Zahl der aufgenommenen Eingeborenen sich so ziemlich gleich blieb, die der kranken Fremden sich aber um eine so hohe Procentsumme steigerte. Bemerkenswerth ist noch das Verhältniss der kranken Männer zu dem der Weiber, indem es sich durchschnittlich wie 7:1 herausstellte. Es ist leicht erklärlich, da die überwiegende Mehrzahl der Kranken Fremde sind und das Verhältniss der einwandernden Männer zu dem der Weiber fast die nämliche Proportion 7:1 zeigt. Seit dem Jahre 1860 werden ebenso ausführliche als werthvolle Berichte über die innere Bewegung der Misericordia (Relatorio do gabinete Estadistico-

---

[1]) Die Beiträge, die den öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten von Hafen- und Zolleinnahmen zufliessen, sind nach dem Reglamente der Douane art. 698 (Reglam. vom 30. Mai und 22. Juni 1836) folgende: Von jedem Kopf der Bemannung eines jeden Schiffes, das aus der Barre de Rio de Janeiro nach den Häfen des Municipiums oder der Provinz Rio de Janeiro fährt, 200 Reis; von denen, die nach andern Provinzen oder Ländern segeln, 640 Reis pr. Kopf; vom Rumpfe eines jeden Dreimasters oder Barkschiffes 6 Milreis; eines Brigg-Schooners 4 Milreis; einer Sumaca 2500 Reis; einer Lancha 1280 Reis. Ausserdem von jeder Pipa geistiger Getränke 1 Milreis; von jedem Dutzend Flaschen solcher Getränke 5 Reis.

medico-cirurgico do hospital geral da Santa Casa da Misericordia da Côrte e enfermerias publicas), vom Director des statistischen Bureau des Hospitals Dr. Luis da Silva Brandão veröffentlicht.

Der Krankenwärterdienst wird von Barmherzigen Schwestern, meistens Französinnen (auch Oesterreicherinnen) versehen; es zeigen sich aber auch hier die nämlichen Inconvenienzen, die in europäischen Spitälern, wo diese Ordensschwestern Krankendienste versehen, gerügt werden.

In der Misericordia wird ebenfalls eine Polyklinik für arme Kranke abgehalten. In dem oben angegebenen Zeitraume ($18^{59}/_{60}$) wurde sie von 7500 Kranken besucht.



Irrenhospital Dom Pedro's II.

Unter der nämlichen Oberleitung, gewissermassen Dependenzen der Misericordia, stehen: das Hospital Dom Pedro's II., das Waisenhaus, das Findelhaus und das Begräbnissunternehmen. Das Spital *Dom Pedro Segundo* in der Bai von Botafogo an der Praia vermelha gelegen, ist ein prachtvolles und sehr zweckmässig eingerichtetes Irrenhaus. Es wurde durch Decret von 18. Juli

1841 gegründet und steht unter der speciellen Protection des Kaisers. Es befanden sich daselbst im Jahre $18^{59}/_{60}$ 595 Irre, davon wurden geheilt entlassen 139, es starben 100. Das Sterblichkeitsverhältniss war 16,8 Procent.

Das Waisenhaus (Recolhimento das Orphãos) stammt aus dem vorigen Jahrhundert (1739) und ist nur zur Aufnahme von Mädchen bestimmt. Zehn Barmherzige Schwestern versehen den innern Dienst und sind hier jedenfalls mehr an ihrem Platze als in der Misericordia. Das Institut besitzt einen eigenen Fonds zur Ausstattung der Mädchen, die sich aus demselben verheirathen.

Das Findelhaus (Casa dos expostos) in der Rua dos Barbonos, ist ebenfalls ein altes (1738), aber höchst nothwendiges Institut. Bis in die neueste Zeit war es wegen der fast fabelhaften daselbst herrschenden Sterblichkeit beim Publikum übel berüchtigt. Im Jahre $18^{59}/_{60}$ wurden 587 Findelkinder aufgenommen, von denen 177 todt auf der Drehscheibe gefunden wurden. Die Sterblichkeit betrug in diesem Jahre nur 17,5 Procent, während sie sich im Jahre 1852 auf die unglaubliche Summe von 79,9 Procent belief, 1853 auf 72, 1854 auf 66,4, 1855 auf 30, und 1856 auf 23 Procent (Ministerialbericht von 1860). Die im Findelhause heranwachsenden Mädchen werden dem Waisenhause, die Knaben dem Marinearsenal übergeben.

Als mit der Misericordia verbunden mag hier auch noch des sehr zweckmässigen Begräbnissunternehmens mit einigen Worten erwähnt werden. Jeder Todesfall muss unverzüglich in dem dazu bestimmten Bureau der Misericordia notificirt werden und von hier aus werden sogleich die nöthigen Schritte zur Leichenbestattung eingeleitet.[1]) Die Angehörigen haben sich um weiter nichts zu bekümmern, als nachträglich die Kosten zu bezahlen. Sie belaufen sich hoch. Ein Leichenbegängniss für wohlhabende Personen kostet, den Platz auf dem Kirchhofe nicht eingerechnet, circa 900 Milreis; dabei beziffert sich der reich mit goldgesticktem Sammt und Satin ausgeschlagene Sarg auf 480 Mil-

---

[1]) Im Jahre 1860 wurden auf den Kirchhöfen Rio de Janeiros 11141 Leichen beerdigt; für 4008 wurden die Särge und das Begräbniss unentgeltlich

reis (über 1000 Franken), der Leichenwagen auf 180 Milreis. Die Leichenwagen für die Begräbnisse reicher Leute sind so luxuriös, wie man sie wol in keiner Stadt der Welt wiederfindet.

Von den übrigen Civil- und Militärspitälern und Krankenhäusern will ich nur noch zwei erwähnen. Das Hospital Santa Isabel in der Jurujubabai (Hospital maritimo de S[ta] Isabel) wurde während der ersten Epidemie des Gelben Fiebers errichtet und ist vorzüglich für Matrosen und Immigranten, die am Gelben Fieber oder an der Cholera erkranken, bestimmt (Decret Nr. 2734 vom 23. Januar 1861), es werden ausnahmsweise aber auch andere Kranke aufgenommen. Täglich macht ein kleiner Dampfer mit einem Arzte die Hafenrunde, um die an Bord der Schiffe erkrankten Seeleute aufzunehmen und in das Spital zu führen. Während des Höhepunktes der Epidemie macht es täglich zweimal seine Fahrten und legt bei jedem Kauffahrteifahrer, der das bekannte Signal hisst, an. Im Jahre 1860 wurden im Spital S[ta] Isabel 1236 Kranke am Gelben Fieber aufgenommen, davon genasen 1098 und starben 125. Von andern Kranken wurden aufgenommen 110, davon genasen 100 und starben 9. Die Sterblichkeit betrug in beiden Fällen 10 Procent; im Jahre

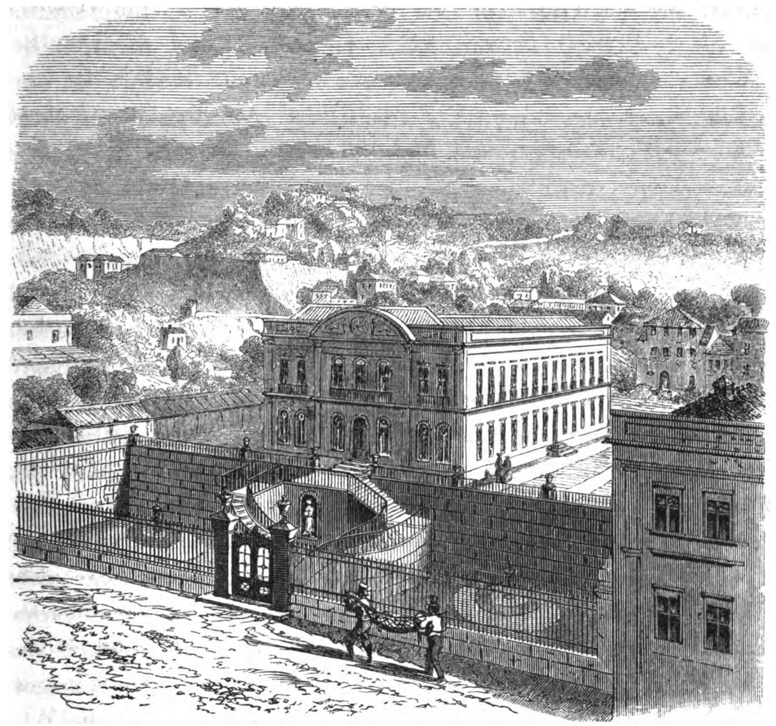
---

besorgt. Unter den Verstorbenen waren 3391 Fremde, die nach officiellen Angaben folgenden Nationalitäten angehörten:

1) Afrikaner	483.	12) Holländer	11.
2) Argentiner	4.	13) Italiener	80.
3) Belgier	21.	14) Nordamerikaner	25.
4) Chinesen	15.	15) Orientalen	4.
5) Dänen	11.	16) Oesterreicher	9.
6) Deutsche	73.	17) Portugiesen	2171.
7 Engländer	82.	18) Preussen	23.
8) Franzosen	223.	19) Russen	4.
9) Griechen	1.	20) Schweden	31.
10) Hamburger	4.	21) Schweizer	19.
11) Hannoveraner	4.	22) Spanier	93.

Der Chef des Bureau, aus dem die officiellen Tabellen hervorgehen, hat jedenfalls einen eigenthümlichen Begriff von der deutschen Nationalität. Er rubricirt die Deutschen: Deutsche, Hamburger, Hannoveraner, Oesterreicher, Preussen! Die Orientalen sind nicht etwa Bewohner des Orients (Türken u. dgl.), sondern Bewohner der Banda oriental, d. h. der Nachbarrepublik Uruguay.

1856 betrug sie 19, im Jahre 1859 16,3 Procent (Ministerialbericht von 1860).



Das Hospital der portugiesischen Hülfsgesellschaft.

Das Hospital der portugiesischen Hülfsgesellschaft (Sociedade portugueza de Beneficenzia) ist ein prachtvolles in der Rua de Santo Amaro gelegenes Gebäude, das mit schwer zu rechtfertigendem Luxus aufgeführt und eingerichtet ist. Einige portugiesische Kapitalisten streckten der Gesellschaft das Baukapital vor und das Hospital geht, sobald dieses zurückersetzt ist, in den definitiven Besitz der Gesellschaft über. Den ärztlichen Dienst versehen Allöopathen und Homöopathen.

Unter den Wohlthätigkeitsanstalten der Hauptstadt dürfen das Blinden- und Taubstummeninstitut nicht vergessen werden.

Zu den Vorzügen von Rio de Janeiro zählen wir auch die ausgezeichnete Gasbeleuchtung. Die Flammen leuchten vorzüglich

rein und klar und sind bis in die entferntesten Stadttheile in fast verschwenderischer Menge angebracht. Ich glaube, die grosse Leuchtkraft des Gases in den südamerikanischen Hauptstädten wie Rio de Janeiro, Buenos Aires, Santiago, Lima, die weit bedeutender ist als in London, Paris, Wien und Berlin, ist vorzüglich durch den reinern Zustand der Atmosphäre bedingt, sie wird wahrscheinlich auch dadurch begünstigt, dass die Häuser in den südamerikanischen Städten niedriger sind und daher in den Strassen selbst die Verschmelzung des intensiven Sternlichtes mit dem Gaslichte leichter ermöglicht ist.

Auch durch seine verschiedenen Omnibuslinien zeichnet sich Rio de Janeiro vortheilhaft vor manchen grossen europäischen und südamerikanischen Hauptstädten aus. Drei theils concurrirende, theils sich ergänzende Unternehmungen (die Compagnie der Gondolas, der Omnibus und der Diligencias) unterhalten eine regelmässige Verbindung zwischen der innern Stadt und den entferntern Vorstädten. Die Wagen sind nach dem ältern nordamerikanischen Systeme gebaut und werden von vier Maulthieren im vollen Galop gezogen. Die Abfahrtsstunde wird zwar nicht gerade sehr pünktlich eingehalten und die Conducteure warten gern so lange, bis der Wagen voll ist; die Schnelligkeit der Fahrt ersetzt aber reichlich den kleinen Zeitverlust des Wartens. Sklaven und Personen ohne Halsbinde werden nicht in die Wagen aufgenommen.

Ausser den Omnibuslinien steht dem Personenverkehr eine grosse Anzahl von Mieth- und Platzwagen zu Gebote. Sie sind entweder einspännige, von einem Pferde oder Maulthiere gezogene zweiräderige Tilburies, oder gewöhnlich mit zwei Maulthieren bespannte Fiaker. Das Tilbury ist für ein heisses Klima und schlechtes Pflaster jedenfalls der möglichst unzweckmässige Wagen, da das Thier fast ebenso viel zu tragen als zu ziehen hat. Bei einigermassen angestrengtem Dienste hält daher ein Pferd selten länger als sechs Sommermonate aus; Maulthiere leisten mehr Widerstand. Die Fahrpreise sind hoch. Eine Fahrt im Tilbury auf eine Entfernung, für die man in Berlin mit der Droschke 5 Sgr. zahlt, kostet in Rio 1 Milreis (22 Sgr.), bei

Regenwetter 1500 Reis (1 Thlr. 3 Sgr.). Die nämliche Strecke im zweispännigen Wagen zurückzulegen kostet bis 5 Milreis (3 Thlr. 20 Sgr.). Diese Platzwagen sind grösstentheils schmuzig und schlecht bespannt. Weit bessere Wagen findet man in den zahlreichen Remisen (Cocheiras), aber freilich zu höhern Preisen. In mehrern grössern Cocheiras sind sehr elegante Coupés mit Livreebedienten zu vermiethen. Die Fahrt mit einem solchen kostet je nach Umständen 20—60 Milreis. Rio de Janeiro verdankt die Einführung von Miethwagen einem Deutschen, Herrn von Suckow, der sich, nachdem er als Offizier aus brasilianischem Dienste entlassen worden war, mit staunenswerther Thatkraft aus seiner unverschuldeten Noth emporgearbeitet und seine Idee, eine wohlorganisirte Anstalt für öffentliche Wagen zu errichten, mit grossem Glücke und glänzendem Erfolge durchgeführt hat.

Weniger Lobenswerthes ist dagegen über eine andere höchst wichtige öffentliche Anstalt zu sagen, nämlich über die Post (Correio), die sich noch heute in einem fast primitiven Zustande befindet. Mit einigem Humor werden in den öffentlichen Blättern die zahllosen Klagen des Publikums über die Postadministration unter dem Titel „materia velha" (alter Gegenstand) rubricirt und diese scharf, wiewol fruchtlos gegeiselt.[1])

Die Nachlässigkeit und Unordnung in einem so wichtigen

[1]) Die meisten Kaufleute und manche Private haben auf der Briefexpedition des Postamtes bestimmte Fächer, in die alle für sie einlaufenden Briefe gelegt werden. Sie lassen dieselben von ihren Commis oder Dienern abholen und zahlen jährlich eine bestimmte Summe für das Fach. Der Misbrauch, dass jedermann beliebig Briefe von der Post abholen kann, ohne sich als Adressat zu legitimiren, wenn er nur das Postporto zahlt, findet, wie in einigen andern südamerikanischen Staaten, auch in Brasilien statt. Einer meiner Bekannten erhielt eines Tages einen Brief in das Haus gesandt. Bei Eröffnung des Couverts fand er einen an ihn adressirten Brief aus Europa und einen Zettel ohne Unterschrift folgenden Inhaltes: „Ich habe den beifolgenden an Sie adressirten Brief von der Post geholt, das Porto dafür bezahlt, ihn geöffnet und gelesen, und schicke Ihnen denselben mit dieser Bemerkung zurück, damit Sie sich mit mir und vielen andern Personen vereinigen, um gegen den Misbrauch des Postamtes anzukämpfen, Briefe an Personen, die zu deren Empfange nicht berechtigt sind, zu verabfolgen."

Administrationszweige ist unverantwortlich und in Rio de Janeiro, einer Welthauptstadt, um so unbegreiflicher, als die Brasilianer, im ganzen genommen, gewandte Bureaukraten sind. Man glaubt vielleicht an massgebenden Stellen, tüchtige Postbeamte werden sich in Rio de Janeiro durch Uebung und mit der Zeit von selbst heranbilden und die Verwaltung sich auf eine den Zeitbedürfnissen entsprechende Höhe entwickeln, wie dies ja auch in Europa der Fall war. Ich glaube aber, man täuscht sich darin gewaltig und wird bei diesen trügerischen Hoffnungen auch nach Jahrzehnten keinen Schritt weiter sein, als man vor Jahrzehnten war, denn es scheint in der brasilianischen Hauptstadt an Capacitäten für dieses Fach zu fehlen, wenigstens sind sie bis jetzt noch nicht gefunden worden. Es gibt nur ein einziges Mittel, in dieser heillosen Wirthschaft gründliche Abhülfe zu treffen, nämlich eine Anzahl tüchtige europäische Postbeamte in die Rua direita zu versetzen und unter ihre strenge Leitung die brasilianischen Jünger Mercur's zu stellen.

Ich bin monatelang täglich dem reitenden Boten begegnet, der die Briefe nach der Vorstadt Botafogo befördert. Aus halb geöffneten Büchsen, die er hinten auf jeder Seite des Sattels hängen hat, gucken die Poststücke heraus, und ein Vorübergehender könnte sehr leicht, ohne gerade Taschenspielerfertigkeit zu besitzen, ganz unbemerkt einen Theil davon herausziehen. Sollte es aber gar dem Thiere des Boten je einfallen, einen Seitensprung zu machen oder ein rascheres Tempo anzuschlagen, so würden die nach Botafogo bestimmten Briefschaften nach allen Richtungen der Windrose zerstreut. Zur Ehre der Postadministration sei es indessen bemerkt, dass sie durch Auswahl eines gänzlich abgelebten Maulthieres väterlich dafür gesorgt hat, dass ein solcher Unfall die Bewohner Botafogos ihrer Correspondenz nicht beraubt.

Ich gehe nun zu einer flüchtigen Skizze der Bewohner Rio de Janeiros über und wiederhole noch einmal, dass dieses der südamerikanischen Kaiserstadt gewidmete Kapitel nur einzelne Skizzen und Beobachtungen enthält und weit entfernt ist, ein detaillirtes Bild der brasilianischen Hauptstadt zu geben. Das überreiche

Material würde Stoff zu mehrern Bänden liefern und kann daher in einer Reisebeschreibung eben nur skizzenhaft behandelt werden.

Werfen wir unsern Blick auf die fremde Bevölkerung Rio de Janeiros. Wie in jeder Weltstadt sind auch hier alle Nationalitäten in grösserm oder geringerm Verhältniss vertreten, begreiflicherweise diejenige am stärksten, deren Blut in den Adern des grössern Theiles der gegenwärtigen einheimischen Bevölkerung rollt, die einst das Kaiserreich seine Tochtercolonie nannte. Aber ungleich den europäischen Hauptstädten, in deren Mauern sich Tausende von Fremden versammeln, um sich sässig niederzulassen und eine neue Heimat zu finden, nehmen in Rio de Janeiro die Fremden, fast der vierte Theil der Einwohnerzahl, nur einen vorübergehenden Aufenthalt; sie haben alle nur den Einen Zweck, bald und womöglich viel Geld zu verdienen und dann dem Lande für immer Lebewohl zu sagen. Nur ein winziger Bruchtheil wird sich hier freiwillig für sich selbst und seine Kinder eine bleibende Zukunft gründen.

Mit Ausnahme der Portugiesen sind die *Franzosen* von allen fremden Nationen in der brasilianischen Hauptstadt am stärksten vertreten. [1]) Paris und der Elsass liefern das stärkste Contingent. Sie sind vorzüglich Hausirer (Mascates), Wirthe, Köche, Schneider, Perruquiers, Mode- und Quincailleriewaarenhändler u. dgl. Die elegante Rua d'Ouvidor ist vorzüglich von ihnen bevölkert und sie haben dort die elegantesten Verkaufsgewölbe inne. Als der Prinz von Joinville bei Gelegenheit seiner Verlobung mit einer Schwester des Kaisers eines Abends die Rua d'Ouvidor besuchte, brachte einer seiner Begleiter als Antwort auf die von dem Prinzen gemachte Bemerkung, man glaube sich hier nach Frankreich versetzt, die Franzosen dieser Strasse in eine so boshafte Beziehung zu den beiden französischen Kriegshäfen Rochefort und Toulon, dass die Franzosen dieses eleganten Quartiers, denen diese Aeusserung zu Ohren kam, für lange Jahre geschworene Feinde jenes Mannes wurden. Unter dem Handwerkerstande finden sich viele

[1]) Es sind 20—21000 Franzosen in Rio de Janeiro.

Franzosen als geschickte Arbeiter. Mehrere französische Handelshäuser nehmen eine sehr ehrenvolle und einflussreiche Stelle im Exporthandel ein.

Obgleich die Brasilianer französische Sprache und Literatur sehr bevorzugen, so lieben sie doch die Franzosen nicht, und zwar aus dem gleichen Grunde, aus dem diese auch in den übrigen Staaten Südamerikas nichts weniger als beliebt sind, weil sie sich nämlich in alles einmischen, überall das grosse Wort führen wollen, rücksichtslos und verletzend kritisiren und bei jeder Gelegenheit als Glieder der „grande nation“ eine eingebildete Superiorität zur Schau tragen und die Eingeborenen fühlen lassen. Charakteristisch und ebenso klar als lange Auseinandersetzungen ist es, dass in Brasilien betrügerische Geschäfte negocios afrancesados genannt werden.

Nach den Franzosen sind wol die Deutschen numerisch am stärksten vertreten. Sie gehören grösstentheils dem Kaufmannsstande, in geringer Menge dem Handwerkerstande an. Das Nämliche gilt von den Schweizern. Es unterliegt keinem Zweifel, dass das germanische Element in Rio de Janeiro durch weit mehr Intelligenz und Bildung vertreten ist als das gallische, und dass es bei den Eingeborenen auch durchschnittlich in höherer Achtung steht als dieses.

Die *Deutschen* haben ihre eigene, bescheidene protestantische Kirche (Rua dos invalidos), ihren Seelsorger und ein eigenes Vereinslokal, die Germania, zur geselligen Unterhaltung, sogar eine deutsche Bierbrauerei, wo junge, unverheirathete Männer in untergeordneter Stellung einen wenn auch sehr geringen Ersatz für den Mangel an geselligem Verkehr in Familienkreisen finden. Für den Fremden ist das Fehlen eines eigentlichen gesellschaftlichen Lebens eine der grössten Schattenseiten bei einem längern Aufenthalte in Rio de Janeiro.

Der Kaufmann geht morgens um 8 oder 9 Uhr in die Stadt auf sein Comptoir, liegt den ganzen Tag, oft bei einer fast unerträglichen Temperatur, seinen Geschäften ob und kehrt abends 4 oder 5 Uhr nach seinem Landsitze zurück, wo er erst in den vorgerückten Abendstunden seine Hauptmahlzeit einnimmt. Hat

er Familie, so ruht er im Kreise der Seinen von den Tagesmühen aus; steht er aber allein, so bietet ihm sein Garten mit der herr-



Erholung in der Chacara.

lichen Blumenfülle, Musik oder Lektüre Erholung und Genuss, und nur sehr selten verlässt er abends noch seine trauliche Wohnung, um einen Besuch zu machen. Bei der grossen, oft stundenweiten Entfernung, die befreundete Familien trennt, bei den theuern Fahrgelegenheiten und dem in dem erschlaffenden Klima so natürlichen Bedürfniss nach Ruhe ist es daher leicht erklärlich, dass sich wenig gesellschaftliches Leben entwickeln kann. Der Zusatz zu einer Einladung: „Sie werden mich abends immer zu Hause treffen", ist selten in einer Stadt wörtlicher zu nehmen als in Rio de Janeiro.

Das Klima übt in der Regel auf den Deutschen, überhaupt

auf den Nordländer, bei langjährigem Aufenthalte in der brasilianischen Hauptstadt einen nachtheiligen Einfluss aus. Die blühende Gesichtsfarbe, die er aus Europa mitbrachte, weicht allmählich einem fahlen Teint; somatische Störungen, besonders der Unterleibsorgane, stellen sich fast unbemerkt ein und treten oft erst nach seiner Rückkehr in die Heimat entschieden und häufig alarmirend hervor. Die schwülen, erstickenden, ruhelosen Sommer reiben ihn auf; die kühle Jahreszeit, oft auch mit Perioden drückender Hitze, vermag ihm nicht zu ersetzen, was er während der heissen verloren hat. Er büsst alljährlich eine gewisse Quote von seinem mitgebrachten Kräftekapital ein; er verliert seine angeborene Energie, seine körperliche und geistige Spannkraft. Die meisten trachten daher, so schnell als thunlich ein Land zu verlassen, in dem sie zwar bei einigem Glücke wichtige pecuniäre Vortheile erringen können, in der Regel aber ihre Gesundheit dabei aufs Spiel setzen. Wer von den Fremden es nur einigermassen ermöglichen kann, kehrt nach einem Aufenthalte von ein paar Jahren in Rio de Janeiro auf einige Zeit nach Europa zurück, um sich da aufzufrischen. Solche Erholungsreisen sind jedem, den seine Bestimmung für eine längere Epoche an Brasilien fesselt, äusserst wohlthätig.

Engländer haben sich ebenfalls in ziemlich grosser Anzahl in Rio de Janeiro niedergelassen und zwar auch grossentheils als Kaufleute. Einige der grössern Handelshäuser gehören englischen Firmen. Die englische Kirche, oder besser Kapelle, in der Rua dos Barbanos, ist wie die deutsche sehr einfach und thurmlos. Sie wurde bald nach der Unabhängigkeitserklärung Brasiliens (1823) erbaut und ist, wenn ich nicht irre, das älteste protestantische Gotteshaus in einem rein katholischen Lande des südamerikanischen Continents. Der reizend gelegene englische Kirchhof auf Gamboa ist zwar hauptsächlich für Engländer bestimmt, (nach Decret vom 3. August 1861 *ausschliesslich*), die Verwaltung desselben ist aber so tolerant, auch Protestanten anderer Länder dort eine Ruhestätte zu gönnen.[1] Der anglo-

[1]) Im Jahre 1861 sind endlich den Protestanten anderer Nationen auch

brasilianische Conflict der neuesten Zeit, zum Theil hervorgerufen durch ein wenig „gentlemanlikes“ Betragen des Geistlichen und zweier Offiziere eines britischen Kriegsschiffes, in dem bekanntlich König Leopold I. als Schiedsrichter zu Gunsten Brasiliens urtheilte, begründete eine bedeutende Misstimmung der Brasilianer gegen die Engländer, die jedenfalls erst nach längerer Zeit sich vollständig legen wird. Schon in frühern Jahren hat das sehr gewaltthätige, wenn auch grösstentheils gerechtfertigte Vorgehen der englischen Kriegsschiffe, bei Verfolgung von Sklavenschiffen, gegen einzelne Hafenplätze der Küste eine heftige Erbitterung hervorgerufen, die länger angedauert hätte, wenn Brasilien nicht so oft englische Kapitalien brauchen und erhalten würde; freilich gegen Sicherstellung und hohe Zinsen.

Spanier und *Italiener* nehmen, mit wenigen Ausnahmen, in Rio de Janeiro untergeordnete Stellen ein. Der bekannte Hass der Portugiesen gegen ihre Nachbarn auf der Pyrenäischen Halbinsel hat sich auf ihre amerikanischen Abkömmlinge nicht fortgepflanzt. Die gegenwärtigen Interessen der einstigen lusitanischen Colonie sind von denen des Mutterlandes zu verschieden, und es kann daher auch füglich keine gegründete Animosität zwischen Brasilianern und Spaniern bestehen. Die Italiener sind auch in Brasiliens Hauptstadt, wie in der ganzen civilisirten Welt, durch Gipsfigurenhändler repräsentirt; wir finden sie aber auch als Gastwirthe, Kaffeesieder, Victualienhändler, Handlungsdiener u. s. f., auch, wiewol selten, als angesehene Kaufleute.

Nordamerikaner sind in Rio de Janeiro weniger zahlreich als die eben angeführten Nationen. Sie sind Kaufleute, Ingenieure, Mechaniker, Leiter von technischen Etablissements, Bibel-

---

einige wichtige Zugeständnisse gemacht worden. Es wurde ihnen nämlich gestattet, auf dem akatholischen Kirchhofe, auf dem früher alle Nichtkatholiken, also auch Juden und Heiden (Chinesen) beerdigt wurden, einen eigenen Platz für Protestanten einzufrieden und daselbst eine Kapelle zu bauen, ferner die Gräber auf länger, als wie bisher blos auf fünf Jahre zu kaufen, und endlich die Kinderleichen mit schwarzem Bahrtuche bedeckt nach dem Kirchhof führen zu dürfen. In Brasilien ist für Kinderleichen ein rosafarbenes Bahrtuch gebräuchlich.

colporteure u. s. f. Das grösste Kaffeeexporthaus Rios ist die nordamerikanische Firma Maxwell & Comp. Sie verschifft jährlich zwischen 4—500000 Sack Kaffee nach den Vereinsstaaten; wohin, wenigstens bis zum Jahre 1861, immer circa die Hälfte des in Brasilien producirten Kaffees, nämlich über 1½ Millionen Sack (1857 880279 Sack à 160 Pfund, 1858 1,133609 Sack, 1859 1,150425 Sack) exportirt wurde.

Russen, Schweden, Dänen, Belgier, Holländer, Griechen etc. befinden sich nur in geringer Anzahl in der brasilianischen Hauptstadt, aber jede dieser Nationen besitzt dort einen Consul, ebenso die südamerikanischen Republiken, obgleich sie nur ein geringes Contingent zur Bevölkerung Rios liefern, dagegen aber grösstentheils in sehr wichtigen Grenzverhältnissen zum Kaiserreiche stehen.

Die *Chinesen*, die man ziemlich häufig in den Strassen sieht, wurden theils durch die kaiserliche Regierung, theils durch Privatspeculation versuchsweise als Arbeiter in Brasilien eingeführt. Sie haben im Laufe der Jahre ihr Ueberfahrtsgeld abverdient und sich als Speisewirthe, Fischverkäufer u. s. f. in der Hauptstadt niedergelassen.

Wenden wir uns nun zu denjenigen *Fremden*, die sich noch vor vier Jahrzehnten die Herren des Landes nannten. Wie hoch sich die Zahl der in Rio de Janeiro ansässigen *Portugiesen* beläuft, kann ich nicht genau angeben; exacte statistische Nachweise der Bevölkerung der Stadt sind mir nicht bekannt, ich erkundigte mich vergebens danach; die mir mitgetheilten Data machen keinen Anspruch auf grosse Genauigkeit. Nach denselben sollen zwischen 60—80000 Portugiesen in Rio leben. Ihre Zahl ist übrigens sehr wechselnd, denn einerseits kommen fast wöchentlich neue Zufuhren an, andererseits hält der Tod unter ihnen eine reiche Ernte. Wir finden sie in allen möglichen socialen Stellungen vom zerlumpten Bettler bis zum Millionär, als Tagelöhner, Kärrner, Handwerker, Handlungsdiener, Krämer, Kaufleute, Fazendeiros, Rentiers, u. s. f. Ein grosser Theil von ihnen stammt von den Inseln (Azoren und Madeira), vielleicht ebenso viele als vom Festlande. Fast alle, die seit der Los-

trennung der Colonie vom Mutterlande nach Brasilien einwanderten, hatten nur den Einen Zweck, hier sich ein Vermögen zu erwerben, und es ist auch vielen Tausenden gelungen. Der überwiegend grössere Theil von ihnen kommt, kaum mit dem Nothdürftigsten bekleidet, auf den unreinen Schiffen ihres Vaterlandes im Hafen an. Die Mehrzahl sind blutjunge Bürschchen, kaum den Knabenschuhen entwachsen, und nicht im Stande gewesen, das Ueberfahrtsgeld zu bezahlen; aber sie sind voll Muth und Unternehmungsgeist. Sobald ein Schiff mit solchen portugiesischen Emigranten im Hafen einläuft, so gehen ihre Landsleute an Bord, suchen sich unter denselben für ihre Zwecke die passendsten Individuen aus, zahlen dem Kapitän die Passage und führen die so ausgelösten Individuen ihrer neuen Bestimmung entgegen, bald als Arbeiter auf Fazendas, bald aber für städtische Beschäftigungen. Sehr häufig ist es die eines Ladendieners (Cacheiro), sie ist auch die von den jungen Ankömmlingen am meisten gesuchte. Haben sie in ihrer Heimat wie Schweine gelebt, so beginnt ihr neues Leben nicht viel besser, als das von Hunden. Dumpfe, schmuzige, mit ekelhaftem Geruch angefüllte Lokale als Wohnung, schlechte Nahrung und rücksichtslose, rohe Behandlung sind ihr Theil. Aber das entmuthigt den jungen Lusitanier nicht. Hat er einmal die ersten Jahre überstanden, sein Ueberfahrtsgeld und die Auslagen für die ersten nöthigen Bedürfnisse abverdient, so bessert sich seine Stellung mehr und mehr, besonders wenn er treu und geschickt befunden wird. Er ist in der Regel sparsam, oft geizig, weiss sein erspartes Geld auf irgend eine Weise reichlich gewinnbringend zu machen und fängt, sobald es ihm nur einigermassen möglich ist, für sich selbst ein Geschäft an. Viele von ihnen benutzen ihre Freistunden als Cacheiro sehr nützlich und lernen lesen, schreiben und rechnen. Durch Fleiss und Genügsamkeit erringen sie sich bald eine sorgenfreie Stellung, mit Glück dazu oft grosse Reichthümer. Ich kenne solche Portugiesen, die als armselige Cacheiros angefangen haben und heute im Besitze von Adelstiteln und ausgedehntem Grundbesitze sind und ihre Sklaven zu Hunderten, ja zu Tausenden zählen; aber freilich wird

hinter einer solchen Persönlichkeit, die trotz Adel, Orden und Geld immer noch den Stempel eines rohen Parvenu an der Stirn trägt, der Deutsche keinen Aristokraten, der Engländer keinen Gentleman, der Franzose keinen Mann comme il faut, der Spanier keinen Caballero, höchstens der Portugiese eine Excellencia suchen. Auch bei der gebildeten Klasse der Brasilianer geniessen sie nur ein sehr geringes Ansehen. Mir ist bekannt, wie ein brasilianischer Fazendeiro seine Tochter dem Sohne eines dieser portugiesischen Millionäre, der sein ungeheures Vermögen vorzüglich durch Sklavenspeculationen erworben hatte, verweigerte, „weil an dem Gelde seines Vaters zu viel Thränen und Blut kleben".

Einmal im Besitze von Geld, geht das ganze Bestreben dieser Emporkömmlinge nach Besitz von Orden und Titeln, und beides können sie für klingende Münze in ihrem eigenen Mutterlande mit grosser Leichtigkeit erhalten. Es sind sogar fremden Consuln in Rio de Janeiro von Lissabon aus Preiscourante von portugiesischen Orden und Adelstiteln zugesandt worden! Für sein Geld wird der Händler mit Seccos e molhados (Victualien) Commandeur, Baron, Vicomte. Charakteristisch ist folgende verbürgte Anekdote. Ein solcher Ritter des Carne secca wurde gegen Bezahlung einer gewissen Anzahl von Contos de reis vom portugiesischen Baron zum Visconde avancirt. Ein paar Tage später übergibt ihm sein Commis irgend eine Rechnung zum Unterschreiben, und der neugebackene Visconde signirt Bisconde de E . . . . . . , der Commis wirft einen Blick auf die Unterschrift und sagt: Ew. Excellenz werden erlauben, man schreibt Visconde nicht mit B, sondern mit V. Ganz entzürnt entgegnete der Adelsträger: Ich habe Baron mit B geschrieben und werde Visconde auch mit B schreiben (die Portugiesen verwechseln in der Regel B und V). Der pfiffige Commis, um seinen Herrn in der Unterschrift nicht blosszustellen, entgegnete ganz bescheiden: In neuerer Zeit ist es aber Mode geworden, Bisconde mit V zu schreiben. Das wirkte. Ich kenne den Herrn Vicomte persönlich und gestehe, dass seine ganze Bildung seiner Orthographie vollkommen entspricht.

Haben sich die Portugiesen ein Vermögen erworben, so

kehren sie in der Regel nach ihrem Vaterlande zurück. Diese Anhänglichkeit an die Heimat ist zwar sehr lobenswerth und für Portugal gewiss auch sehr gewinnbringend, für Brasilien aber durch den Abfluss ausserordentlicher Summen Geldes in staatsökonomischer Hinsicht sehr bedeutungsvoll und nachtheilig. Die Portugiesen sind wahre Blutsauger an Brasiliens Lebensmark.

Vor Unterdrückung des Sklavenhandels haben die Portugiesen mit Vorliebe diesen traurigen Handelszweig betrieben, und man darf behaupten, dass durch denselben die grössten Vermögen erworben wurden, dass aber dabei auch zu jedem Mittel, so niederträchtig und verächtlich es auch sein mochte, gegriffen wurde.

Als, dank dem redlichen Willen des jetzigen Kaisers und der englischen Energie, dem verruchten Menschenhandel ein Ziel gesetzt wurde, blieben auf einmal enorme Kapitalien, die früher zwischen der afrikanischen Küste und Brasilien circulirt hatten, in letzterm Lande. Es trat eine Epoche des Geldüberflusses ein, wie ihn selten ein Land aufzuweisen hat. Man war in Verlegenheit, wie diese Summen gewinnbringend angelegt werden könnten. Die Fazendeiros erhielten zu verhältnissmässig geringen Zinsen Geld in beliebiger Quantität, und sehr viele von ihnen büssen heute noch schwer den Leichtsinn, mit dem sie damals zu den ihnen gern gebotenen Kapitalien gegriffen haben. Speculative Köpfe organisirten die verschiedenartigsten Actienunternehmungen und es fehlte nicht an willigen Theilnehmern mit Geld; aber bald fanden die klugen Portugiesen, da sie ihr Lieblingsgeschäft nicht betreiben konnten, die Lage weit weniger behaglich als früher, und zogen sich einer nach dem andern in ihr Vaterland zurück. Mit ihnen verschwand ein grosser Theil der Kapitalien, nach und nach trat an die Stelle des Geldüberflusses nun Geldmangel und die neuen grossen Eisenbahnunternehmungen sahen sich genöthigt, auf dem englischen Markte Kapitalien zu suchen.

Die Portugiesen sind rührig und thätig und übertreffen darin die Brasilianer, wenigstens der Hauptstadt. Beobachter,

die Portugal genau kennen, behaupten, dass sie in Brasilien weit arbeitsamer und unverdrossener sind als in ihrer Heimat. Allerdings mögen sie dort traurige agrarische und commerzielle Verhältnisse entmuthigen, während sie hier tausendfache Gelegenheit finden, sich eine günstige Zukunft zu gestalten.

In frühern Zeiten genossen die portugiesischen Kaufleute auf dem Handelsplatze wegen der pünktlichen Erfüllung ihrer Zahlungsverbindlichkeiten und wegen ihrer Ehrlichkeit eines vortrefflichen Rufes. Die europäischen Importhäuser verkauften ihnen Waaren für hohe Summen ohne schriftliche Verpflichtungen, blos gegen ihr Wort, am bestimmten Tage zu zahlen, und nur selten hat es einer nicht pünktlich gelöst. Gegenwärtig liegen die Verhältnisse anders und weit ungünstiger und viele fremde Häuser setzen weit mehr Vertrauen in brasilianische als in portugiesische Firmen. Dieser Umschwung der Dinge liegt aber nicht etwa in einer Veränderung des Charakters der Portugiesen, sondern wurzelt tief in einem höchst ungesunden Zustande des ganzen brasilianischen Handels. Es ist hier nicht der Ort, auf dieses wichtige Thema ausführlich einzugehen; aber ich will mir doch einige wenige Bemerkungen darüber erlauben.

Brasilien importirt weit mehr, als es exportirt. Im Mittel von fünf Jahren $18^{56}/_{57}$—$18^{60}/_{61}$ führte es an fremden Waaren im Werthe von 67,842:433 Milreis (über 185 Millionen Franken) ein (im Jahre $18^{60}/_{61}$ für 58,222:834 Milreis), dagegen führte es in der nämlichen Epoche im Mittel 57,638:873 Milreis aus (im Jahre $18^{60}/_{61}$ für 57,845:011 Milreis), also 27 – 28 Millionen Franken mehr ein als aus.[1])

[1]) Von 1831 — 1859 *importirte* Brasilien für 227,475:246 Milreis mehr, als es exportirte. Die *Ausfuhr* überstieg die Einfuhr in den Jahren $18^{35}/_{36}$ um 416:980 Milreis, $18^{45}/_{46}$ um 1,436:582 Milreis, $18^{47}/_{48}$ um 10,576:156 Milreis (das günstigste Jahr); $18^{48}/_{49}$ um 4,720:134 Milreis, $18^{54}/_{55}$ um 5,868:874 Milreis, $18^{55}/_{56}$ um 1,644:375 Milreis. Während 28 Jahren überstieg also der Export nur in sechs Jahren den Import, aber die Gesammtsumme zu Gunsten des Exports erreichte noch lange nicht die Höhe der Summe, um die in dem einzigen Jahre $18^{57}/_{58}$ die Einfuhr die Ausfuhr überstieg. Sie betrug nämlich in diesem Finanzjahre 32,007:882 Milreis (130,207:607 Import und 96,199:725 Export). Dieses Jahr weist den höchsten Import aus, während $18^{56}/_{57}$ den höchsten Export mit

Es importirt ausser Manufacturen und einigem Rohmaterial (Eisen, Steinkohlen) auch noch eine grosse Menge der unentbehrlichsten Lebensmittel, als Fleisch (lufttrocknes), Fische (Stockfische), Weizenmehl, Butter, Salz, Kartoffeln, Bohnen, Mais, Reis, ferner Weine (im Betrage von 10 — 12 Millionen Francs), Spirituosen u. s. w. Es besteht also ein auffallendes Misverhältniss zwischen Production und Consumtion. Selbst zu den Zeiten, als durch eine äusserst gesteigerte Kaffeeproduction und mehrere aufeinander folgende sehr günstige Ernten die Märkte Europas und der Vereinsstaaten mit brasilianischem Kaffee überfüllt waren, bestand doch meistens eine jährliche Bilanz *gegen* das Land. Damals war man aber doch noch geneigt, dem Handel Brasiliens ein rasches Aufblühen und in nächster Zukunft eine grossartige Entwickelung zu prognosticiren, man vergass dabei aber die Hauptfactoren in Rechnung zu bringen. Man verwechselte die wirkliche Productions*kraft* des Landes mit der irrationellen forcirten *Production*, der Bodenerschöpfung folgt; man vergass, dass Brasilien hauptsächlich Kaffee ausführt, dass bei Misernten oder bei andern dergleichen unvorhergesehenen Calamitäten ein gewaltiger Rückschlag stattfinden müsse; man hoffte mit Sicherheit auf eine stete Vermehrung der Arbeitskräfte, man phantasirte von grossartigen Colonisationen und einem steten Zuströmen kräftiger, arbeitstüchtiger Einwanderer, die bei den Fazendeiros auf Halbpacht (parceria) arbeiten, oder sich als freie Ansiedler niederlassen würden; aber man bedachte nicht, dass Wortbrüchigkeit, flagrante Unehrlichkeit und Inhumanität von seiten der Anreger des Parceriesystems und Mangel an Verständniss, planloses Herumtappen und gänzlich verkehrte Massregeln von seiten der leitenden Behörden den guten Willen und die grossen Opfer der Regierung für diese Zwecke paralysiren und einen bedeutenden Einwandererstrom nicht nur in Frage stellen, sondern geradezu hemmen würden. Man wiegte sich indessen in den schönsten

---

114,503:413 Milreis zeigte. Während dieser 28 Jahre variirte der *mittlere* jährliche Wechselcurs auf London zwischen $38\frac{1}{2} - 24\frac{7}{8}$ Pence für 1 Milreis. (Höchster Mittelcurs $18^{35}/_{36} = 38\frac{1}{2}$, niedrigster $18^{48}/_{49} = 24\frac{7}{8}$.)

aber trügerischen Hoffnungen, und wenn damals der eine oder andere scharfsichtige Beobachter seine Bedenken über die allzu rosigen Aussichten zu äussern wagte, so war höchstens ein mitleidiges Achselzucken über seine Kurzsichtigkeit die Antwort auf bescheidene Zweifel.

Aber rasch hintereinander folgten sich die Enttäuschungen. Mit dem Jahre 1856 erschien die Cholera auf brasilianischem Boden und wüthete verheerend unter den Sklaven, der eigentlich producirenden Bevölkerung. In den nächsten Jahren schon begann eine intensive Agitation gegen die deutsche Einwanderung nach dem Kaiserreiche. Die unheilvolle Handelskrise von $18^{57}/_{58}$ erschütterte schwer den Handel Brasiliens, wenn er ihn auch für den Augenblick weniger sichtlich traf, als die südlichen Nachbarrepubliken, doch gewiss ebenso nachhaltend und empfindlich; die mit grossen Privilegien ausgestattete Nationalbank gestaltete sich zu einer wahren Papierfabrik; Gold und Silber verschwanden aus der Circulation, ersteres wurde mit 8 Procent Prämie bezahlt; der Wechselcurs auf Europa, durch die beiden Factoren Zahlungsverbindlichkeit für Import und Export, die Production, bestimmt, konnte sich jahrelang nur selten über Pari erheben. Ein neuer, äusserst complicirter Zolltarif trat mit dem Jahre 1860 ins Leben, gerade das Gegentheil von dem beinahe zur nämlichen Zeit, auf richtige Principien gegründeten Eingangszoll Grossbritanniens, in welchem für eine grosse Zahl kleiner, wenig einbringender Artikel, die bei der Verzollung bedeutende Weitläufigkeit verursachen, ohne weiteres ausgelassen, die übrigen aber in möglichst wenige Rubriken zusammengefasst und dadurch eine ausserordentliche Vereinfachung der Zollmanipulationen, Gewinn an Zeit und Verminderung von Misverständnissen erzielt wurden. Fast gleichzeitig mit dem neuen Zolltarif wurde eine Erhöhung des Exportzolles um 2 Procent decretirt und somit wieder ein empfindlicher Schlag gegen den Nationalwohlstand geführt. In den massgebenden Kreisen fasste man nur die Vermehrung des Staatseinkommens ins Auge, scheint aber vergessen zu haben, dass der europäische Markt die Preise von Kaffee, Zucker u. s. f. bestimmt und nicht der brasilianische Producent,

daher es auch nicht von diesem abhängt, den vom Exporteur beim Ankauf in Anschlag gesetzten Ausfuhrzoll auszugleichen.

Diesen Douanenmassregeln [1]) folgte der Erlass eines ebenso unpraktischen als unklaren Stempelgesetzes, das den ganzen Handelsstand wegen des grossen Zeitverlustes, den dessen stricte Erfüllung mit sich führte, in die grösste Aufregung brachte, während er sowie ein grosser Theil der übrigen Bevölkerung ausserdem durch Schlag auf Schlag sich folgende Decrete, deren Zweck Besteuerung [2]) oder eine fast unwürdige Fiscalisation war, mehr und mehr gegen ein Regierungssystem erbittert wurde, dessen Tendenz im stricten Gegensatze zu den wahren Culturfortschritten stand, deren man sich so gern rühmte.

Der Urheber dieser vexirenden Massregeln, der damalige Ministerpräsident und Leiter der Finanzangelegenheiten, ein Mann von unbestreitbar hohem Talente, verfolgte dabei consequent Zwecke, die dem grössern Publikum nicht bekannt geworden sind, und deren Analyse auch nicht hierher gehört, er rief aber dadurch die grösste Erbitterung gegen die Regierung hervor. Es dürfte übrigens dem scharfen und beobachtenden Blicke dieses Staatsmannes bei seiner jüngsten Rundreise durch Europa nicht entgangen sein, dass ein System, wie er es in den Jahren seiner hohen Stellung befolgte, den Handel statt zu heben, nur untergraben kann. Es darf indessen hier nicht unerwähnt bleiben, dass er dem willkürlichen Gebaren der Nationalbank Einhalt that und die

---

[1]) Sehr charakteristisch für diese Douanenmassregeln ist die folgende Notiz aus dem Diario de Rio de Janeiro vom 12. Juni 1861:

„Der Schrecken der Massregeln des Herrn Ferraz ist schon über den Ocean gedrungen. Der Kapitän der Barke Nova Tentadora, die den 9. dieses aus Porto einlief und gestern mit Löschen begann, erklärte in allem Ernste und in grösster Eile, dass ihm während der Ueberfahrt ein Gimpel von mehrern, die er zum Verkaufe mitbrachte, zu Grunde gegangen sei. Der Kapitän war besorgt, dass seine Declaration nicht umständlich genug sei und er einer Strafe verfallen werde. Die englischen Schiffe, welche in jüngster Zeit in unsern Hafen eingelaufen sind, haben aus ähnlichen Befürchtungen die Butter und ähnliche Artikel als „brennbare Gegenstände" declarirt. Welch bewunderungswürdige Verordnungen, welche den Handel zu solchen Kleinigkeitskrämereien (a semelhante miseria) nöthigt!"

[2]) Durch eine Immediateingabe an den Kaiser remonstrirte die Handelskammer den 15. Februar 1861 gegen mehrere dieser Decrete.

Befugniss ihrer Notenemission dahin beschränkte, dass dieselbe das Doppelte ihres disponiblen Kapitales nicht überschreiten dürfe, solange sie nicht im Stande sei, ihre Noten für Gold einzulösen; eine Bestimmung, die der brasilianischen Bank wie so mancher andern äusserst schwer zu erfüllen sein wird.

Unterdessen hatte sich im Handelsstande allmählich ein bösartiger Krebsschaden entwickelt. Die Kaufleute, die von den Importhäusern ihre Waaren beziehen, meistens Brasilianer und Portugiesen, konnten oder wollten den früher allgemein angenommenen dreimonatlichen Zahlungstermin nicht mehr einhalten; sie verlangten auf sechs Monate, auf ein Jahr, auf achtzehn Monate, in manchen Fällen sogar auf zwei Jahre Credit! Die Concurrenz und die Nothwendigkeit, Geschäfte zu machen, nöthigten die fremden Handelshäuser auf diese Forderungen einzugehen, nur einzelne sträubten sich aus allen Kräften gegen solche ihren Verkehr so schwer beeinträchtigende Bedingungen. Eine Anzahl Häuser versuchten es unter sich ein Concordat abzuschliessen, um nur bis zu einem fixirten Termine zu creditiren, aber die Rivalität liess sie nach kurzer Zeit diese Bestimmung wieder brechen und jeder handelte fernerhin auf seine eigene Faust, sich dem Willen des Käufers bestmöglich accommodirend. Nach ein-, oft zweijährigem Credit zahlt der Käufer sehr häufig noch nicht und macht seine Schuld auf noch länger zu einer verzinslichen. Natürlich bedarf er aber längst, ehe der letzte Termin abgelaufen ist, wiederholt neue Waaren, die ihm wiederum unter ähnlichen Bedingungen verkauft und creditirt werden. So entsteht das durchaus morsche Verhältniss, *dass das Land zum allerwenigsten* $1^1/_2$ *Jahre seines ganzen Consums an ausländischen Importartikeln schuldet.* Es ist leicht abzusehen, welch grosses Risico der fremde Handel bei diesem faulen Systeme läuft, und wie bei diesen übermässig langen Zahlungsterminen irgend eine nicht vorauszusehende Eventualität seine ausstehenden Kapitalien aufs äusserste gefährden kann. Noch auffallender gestaltet sich aber dieser Zustand, wenn wir bedenken, dass der brasilianische Producent seine Bodenerzeugnissse dem Exporteur *nur gegen*

baare Bezahlung verkauft, oft sogar Monate früher schon Vorschüsse auf die abzuliefernde Ernte fordert und empfängt.

Fügen wir zu all diesen Verhältnissen noch eine äussere Staatsschuld von mehr als 7 Millionen Pfd.St., eine innere von eben so hohem Betrage, gegen 40000 Contos nicht gedecktes Papiergeld in Circulation, alljährlich sich vermehrende Auslagen für den Staatshaushalt, eine schwunghafte Einfuhr von falschem Papiergeld aus dem einstigen Mutterlande, steten Abfluss von Kapitalien nach Europa, besonders nach Portugal, keinen Zufluss fremder Kapitalien ausser zu hohem Zinsfusse, so haben wir ein annähernd treues Bild des Handels und der Finanzlage Brasiliens, aber wahrlich ein trauriges Bild.[1])

Man hört häufig von sehr gründlichen Kennern der brasilianischen Handelsverhältnisse und scharfsinnigen Beurtheilern der Zustände des Kaiserreiches die Befürchtung vor nahen, unausbleiblichen finanziellen Katastrophen und grossen Calamitäten, *die den Ruin des Landes herbeiführen müssen*, aussprechen. Es liegt fern von mir, den Ansichten jener Männer, die ungleich tiefer in die commerziellen Verhältnisse Brasiliens eingeweiht sind, als ich es bin, und die mit allen ihren Mysterien aufs genaueste vertraut sind, hier schroff entgegenzutreten; aber es möge mir vergönnt sein, einen vergleichenden Blick auf ähnliche Verhältnisse europäischer Länder zu werfen. Wir finden unter diesen Staaten mit enormen Schuldenlasten, für deren Zinsdeckung ein Viertel der Gesammtstaatseinkünfte in Anspruch genommen wird, während zwei Viertel dem Militärbutget anheimfallen, und man also nur noch mit einem Viertel den übrigen Staatsbedürfnissen gerecht werden kann, mit zum Theil entwerthetem Papiergelde, mit einer aufs höchste gespannten Besteuerung, der gegenüber selbst die

[1]) Die brasilianische Staatsschuld betrug am 31. December 1863 74,018000 Milreis; die Schuld der Provinz Rio de Janeiro 4,064500 Milreis. Im October 1863 schloss Brasilien mit Rothschild in London ein Anlehen ab von 3,300000 Pfd. St., 4½ Proc. Zinsen tragend, zum Preise von 88 Procent. Dasselbe ist bestimmt, die fällig werdenden, von 1824 und 1843 stammenden Bonds zu decken. Ausserdem wurden gleichzeitig in Rio de Janeiro Staatsschuldscheine (Apolices) im Betrage von 5550 Contos de Reis, 6 Procent tragend, ausgegegeben. Beide Finanzoperationen fanden in den Kammern lebhafte Opposition.

intensivste Bodencultur kaum noch einen Vortheil erringen kann, mit gehemmter, schwungloser Industrie, mit dahinsiechendem Handel, selbst mit einem noch nicht hinlänglich consolidirten Verfassungsleben, und doch treten keine Katastrophen und Calamitäten in dem Sinne ein, wie sie für Brasilien prognosticirt werden. Statt gewaltiger, erschütternder Krisen bemerken wir nur Lisen, die in stetem Wechsel allmählich vom Guten zum Schlechten, vom Schlechten zum Bessern führen.

Wenn auch in den schlimmsten Fällen wirkliche finanzielle Katastrophen eintreten, wie infolge der mehr geistreichen als klugen und ehrlichen Finanzoperationen Law's unter Ludwig XV., oder die Entwerthung der französischen Assignaten, oder der österreichische Bancozettelsturz, so waren das allerdings tief einschneidende, den Privat- und Nationalwohlstand auf lange Jahre zerrüttende Ereignisse, aber sie haben die Länder nicht ruinirt. Selbst das furchtbarste Ereigniss, das eine Nation treffen kann, ein jahrelang mit dem tiefsten Hasse und einer namenlosen Erbitterung geführter Bürgerkrieg, während die Bodenproduction gehemmt, die Industrie fast unthätig, der Handel zum Theil paralysirt ist und die Staatsschulden sich auf eine erschreckende Weise mehren, wird die Vereinsstaaten nicht ruiniren; sie werden nach errungenem Frieden ihre Weltstellung ebenso kräftig einnehmen wie früher.

Sollen nun Verhältnisse, die andere Staaten nicht ruiniren, gerade für Brasilien den Untergang herbeiführen? Ich kenne sehr genau die Antworten auf diese Frage; sie lassen sich in dem Einen Satze zusammenfassen: Brasilien ist in dem exceptionellen Falle, dass bei seinem reichen Boden sich seine Productionskräfte alljährlich mehr und mehr vermindern, folglich auch sein Ruin unausbleiblich. Ich lasse diesem Argument volle Gerechtigkeit widerfahren, erwidere aber, dass es jetzt noch in der Hand der Regierung liegt, diesem Unheil vorzubeugen.

Das einzige Ereigniss, das Brasiliens Ruin herbeiführen kann, ist eine Sklavenemancipation, *wenn der Staat nicht hinreichend darauf vorbereitet ist.* Es wird kaum Einem Brasilianer einfallen zu glauben, dass das Sklavenverhältniss, wie es seit Jahrhun-

derten bestanden hat, auch noch jahrhundertelang fortbestehen werde; aber vielleicht nur eine geringe Zahl von aufgeklärten Brasilianern sieht ein, dass der Zeitpunkt einer Aenderung mit Riesenschritten herannaht. Auf welche Weise die Emancipation eintreten wird, ob durch Gewaltschritte der Neger, ob unter äusserm Drucke, ob durch eine freiwillige, vernünftige Gesetzgebung, das sind Fragen der Zukunft; so viel steht fest, dass Brasilien und Cuba keine Sklavenstaaten mehr bleiben können, nachdem einmal die Sklavenemancipation durch ganz Nordamerika zur vollen Wahrheit geworden ist. Es ist daher die hohe Aufgabe der brasilianischen Staatsmänner, diesen Punkt scharf ins Auge zu fassen und ihn schon von jetzt an als eine Lebensfrage zu behandeln. [1])

Die Zahl der Sklaven in Brasilien beläuft sich auf circa 2½ Millionen, also auf ein Drittel der Gesammtbevölkerung, die wir nach einem annäherungsweisen Census für 1862 auf circa 8 Millionen Seelen annehmen dürfen. Von diesen 2½ Millionen Sklaven wird ein Viertel zum Hausdienste auf den Fazendas und in den Städten verwendet, ungefähr 500000 kommen auf Kinder, Greise, Invaliden, Kranke u. s. w., und etwas mehr als 1 Million auf arbeitstüchtige Individuen für die Bodencultur. Infolge einer Emancipation werden von dieser letztern Summe vielleicht zwei Zehntel in ein freiwilliges Dienstverhältniss zu den Fazendeiros treten, die übrigen werden entweder ihre Scholle selbst nothdürftig bebauen, oder sie werden Vagabunden, Räuber oder Bettler, wenn nicht sehr umsichtige Regierungsmassregeln ein gewisses Servitutenverhältniss als Uebergangsstadium zu schaffen vermögen. Wenn also eine Sklavenemancipation nicht die Agricultur, somit den Handel und folglich auch die Staatseinkünfte gänzlich untergraben soll, so hat die Regierung bis zu jenem Zeitpunkt dafür zu sorgen, dass wenigstens 6—800000 freie Arbeiter den Ausfall an schwarzen Ar-

[1]) Dem Gesetzgebenden Körper von 1865 würden durch die Senatoren Silveira da Motta und Baron von Jequitinhonha einige dahin bezügliche Gesetzvorschläge, die aber weder auf Klugheit noch auf Gerechtigkeit basiren, eingereicht.

beitskräften decken. Steht aber dieser Wendepunkt nicht vielleicht näher, als die sorglose Menge es wähnt? und wird es der Regierung überhaupt möglich sein, eine solche Zahl Einwanderer dem Lande zuzuführen? Nach dem bisjetzt befolgten System, wie wir später sehen werden, gewiss nicht, daher kann ihr auch der Mahnruf Caveant Consules nicht laut und ernst genug wiederholt werden.

Was nützt der Bau von Eisenbahnen und Kunststrassen, für die Millionen fremden Geldes eingeführt und mit hohen Zinsen bezahlt werden, wenn das Land nur noch ein Minimum von Kaffee, Zucker, Baumwolle und Taback producirt? Ist nicht die Gefahr vorhanden, dass einst das Vieh auf den verlassenen Schienen das Gras abweidet wie in den verlassenen Strassen so mancher einst blühenden Stadt? *Mit der ersten Bahnschiene in Brasilien hätte auch der Grund zu einem vernünftigen Sklavenemancipationsgesetze und zu einem rationellen Einwanderungssystem gelegt werden sollen.* Es gibt im Staatenleben wie im Privatleben gewisse Verhältnisse, die man sich scheut zu berühren, bis nicht die dringendste Nothwendigkeit es erheischt, und dann ist es fast immer zu spät, Schaden zu vermeiden. Diese Scheu herrscht in Brasilien vor der Frage der Sklavenemancipation, und doch gibt es für das Land keine wichtigere. Ich wiederhole es, sie allein, unrichtig gelöst, ist im Stande, den Staat zu Grunde zu richten, ihn einem Schicksale entgegenzuführen, wie es heute auf Haiti lastet; ich meine nicht in politischer, sondern in staatsökonomischer Hinsicht. Die Geschichte kennt kein eclatanteres Beispiel eines ruinirten Landes als das dieser ehemaligen „Perle der Antillen“.

Eine richtig aufgefasste und klug durchgeführte Sklavenemancipation wird sich für Brasilien zum grössten Glück gestalten, da dadurch nothgedrungen der immense grösstentheils unbenutzte Grossgrundbesitz, der heute nur zum Nachtheil des Staatshaushaltes besteht, allmählich in Cultur gezogen würde. Es steht in der Hand der brasilianischen Staatsmänner, diese Frage zum Segen, aber auch zum grössten Unglück des Landes zu lösen.

Von diesen Betrachtungen wollen wir wieder zu den Por-

tugiesen Rio de Janeiros zurückkehren. Den Brasilianern gegenüber zeichnen sie sich durch ein festes Zusammenhalten aus, unter sich sind sie aber in schroff gegenüberstehende Parteien getheilt und geben ihrer Zwistigkeit sehr oft im Inseratentheile der Tagespresse öffentlichen Ausdruck. Auffallenderweise haben sie, trotzdem sie in der Hauptstadt numerisch so sehr stark vertreten sind, bis in die neueste Zeit kein eigenes journalistisches Organ gehabt, während die Franzosen eine Zeit lang deren zwei und selbst die Italiener eins besassen. Erst im Jahre 1861 begannen sie mit einer Zeitung „O Lusitano", die wahrscheinlich auch nur von kurzem Bestande gewesen sein mag, da ihr Erscheinen nicht durch ein wahres Bedürfniss, sondern durch die heftigsten Leidenschaften hervorgerufen wurde. Es bestand nämlich lange Jahre eine äusserst erbitterte Agitation der Portugiesen gegen ihren Generalconsul Baron Moreira, der von seinen Gegnern der abscheulichsten Spoliationen, des Betruges und anderer Verbrechen beschuldigt, von seiner Regierung aber trotzdem decennienlang auf seinem einträglichen Posten belassen wurde. Nachdem mehr als ein Jahr lang fast täglich in den Blättern von Rio de Janeiro Angriffe gegen ihn, für die man in der deutschen Presse vergeblich nach Seitenstücken suchen würde, erschienen waren, gründeten seine Gegner den „Lusitano", um ihrem Unwillen und ihrer Erbitterung im ausgedehntesten Masse Luft zu machen. Nachdem die Portugiesen vergeblich bei verschiedenen Ministerien um die Abberufung des Generalconsuls petirt hatten, wandten sie sich endlich an die Reichsvertretung ihres Vaterlandes, durch deren Vermittelung ihr Begehren erfüllt wurde. Wahrscheinlich ist mit der Entsetzung des Barons Moreira auch der „Lusitano" zu Grabe gegangen. Die portugiesische Regierung scheint überhaupt nicht sehr glücklich in der Wahl ihrer Consularagenten zu sein, denn ähnliche Anschuldigungen, wie sie dem portugiesischen Generalconsul für Rio de Janeiro gemacht wurden, wiederholen sich in sehr vielen andern Städten Brasiliens.

Die Portugiesen haben ein unbestreitbares Talent, sich in Brasilien Positionen zu gewinnen, und verstehen es auch, jede sich darbietende Gelegenheit vortrefflich zu benutzen. Es be-

steht z. B. eine über das Land weit verzweigte Gesellschaft, die den Zweck hat, überall wohlhabende Witwen aufzuspüren und alles daranzusetzen, sie an einen der ihrigen zu verheirathen. Diese Thatsache wurde mir von einem Portugiesen selbst mitgetheilt, der sich auf diese Weise weich gebettet hatte und eben im Begriffe war, mit seiner Frau nach der Residenz zu reisen.

Es herrscht eine gewiss sehr leicht zu begreifende Aversion der Brasilianer gegen die Portugiesen; ihr Charakter hat sich aber gegen früher bedeutend gemildert, und es dürfte wol kaum noch zu so gefährlichen Conflicten kommen, wie sie der gegenseitige Nationalhass noch jahrelang nach der Unabhängigkeitserklärung hervorgerufen hat. Man hört tausendmal die Brasilianer sagen: „Es ist unser Unglück, dass wir von den Portugiesen abstammen; hätte statt Portugal England oder Frankreich Brasilien erobert, so wären wir jetzt eine mächtige und weit vorgeschrittene Nation.“ Die Portugiesen ihrerseits sagen wieder: „Hätten wir nicht Dom João VI. zum Könige gehabt, so wären wir nicht so tief gesunken.“ Die letzte Behauptung ist nun freilich nicht richtig, denn der Verfall Portugals datirt von weit früher als dem schwachen Könige Johann VI.; wenngleich unter ihm das *Haus* Braganza zu seiner tiefsten Erniedrigung herabgesunken ist, so hatte doch die portugiesische *Nation* unter Prinz Johannes' Regierung Epochen, in denen sie sich ihrer grossen Vergangenheit würdig zeigte. Die erste Behauptung ist aber durchaus wahr. Hätte Holland oder Frankreich, die beide schon festen Fuss in Brasilien gefasst hatten, sich dort halten und die Portugiesen verdrängen können, so wäre Brasiliens Gegenwart gewiss eine weit glänzendere, als sie es wirklich ist.

Die Brasilianer halten sich für höher und weiter vorgeschritten als die Portugiesen. Dieses etwas stark mit Eitelkeit gemischte Nationalgefühl ist indessen nicht ganz unbegründet. Diese Bemerkung führt mich nun zu einer nähern Betrachtung der einheimischen Bevölkerung Rio de Janeiros, und ich werde bei dieser Gelegenheit auch einiges über brasilianische Verhältnisse im allgemeinen sagen.

Während für die meisten Völker eine Schilderung ihres Nationaltypus und der Grundzüge ihres Charakters so ziemlich möglich ist, so ist eine solche in Bezug auf die Brasilianer eine nicht zu lösende Aufgabe, denn eine seit Jahrhunderten andauernde Rassenmischung einer schon gemischten Rasse, wie es die Portugiesen sind, mit Indianern und Negern in allen nur denkbaren Kreuzungen, hat begreiflicherweise einen einheitlichen physischen Typus nicht entstehen lassen, und wo ein solcher fehlt, ist natürlich ein nationaler Charakter eines Volks auch nicht denkbar. Die brasilianische Nation ist eine Vereinigung von Menschen, die blos durch eine bestimmte Regierungsform untereinander verbunden sind, nicht aber, wie die europäischen Nationen, ausser dieser auch noch durch gemeinsame Abstammung und, durch diese bedingt, einen in gewissen Grundzügen übereinstimmenden Charakter.

Wir finden in vielen europäischen Ländern verschiedene sehr heterogene Nationalitäten unter *einer* Regierungsform vereint, aber jede dieser Nationen bildet für sich wieder ein abgeschlossenes Ganze mit eigener Abstammung, eigenem Charakter, eigener Sprache, eigener Geschichte, eigenen Bedürfnissen, in Brasilien hingegen sehen wir nur eine gemischte Abstammung über das ganze Land verbreitet. Allerdings haben die Bewohner von Rio grande do Sul, die Paulistas, die Fluminenses[1]), die Mineiros, die Pernambucanos etc. einen Anstrich von Nationalität, der, auf gewissen Lokalverhältnissen fussend, hauptsächlich Sonderinteressen seinen Ursprung verdankt, aber doch zuweilen scharf markirt hervortritt und die Ueberzeugung aufdrängt, dass nur die unheilvolle, so tief durchgreifende Rassenmischung einer gesunden, kräftigen Entwickelung der Nationalität hindernd entgegentritt. Bei den Völkern Europas herrscht die *Nationalität* vor, in Brasilien die *Individualität;* ähnlich wie im europäischen Walde die *Gattung* vorherrscht und Bestände bildet,

---

[1]) So nennen sich die Bewohner von Rio de Janeiro vom lateinischen Flumen (der Fluss).

im brasilianischen Urwalde aber die *Arten*, zur bunten botanischen Musterkarte vereint.

Ich habe diese Bemerkung für nöthig erachtet, um den Ausdruck „Brasilianer", den ich in den folgenden Schilderungen oft gebrauchen werde, näher zu präcisiren. Ich verstehe nämlich darunter nicht die *Gesammtheit* der Nation, sondern den intelligentern Theil der Bevölkerung mit vorherrschend weisser Abstammung. Man kann mir allerdings den Vorwurf machen, dass eine solche Auffassung willkürlich und ungerecht sei, aber ich habe sie oben motivirt und kann unmöglich, indem ich vom geistigen, gesellschaftlichen und staatlichen Leben der Brasilianer spreche, den apathischen Indianer, den faulen Caboclo, den rohen freigelassenen Neger, den leichtfertigen Mulatten mit dem höher civilisirten Eingeborenen, vorzüglich romanischer Abstammung, zusammenwerfen.

Die Urtheile so vieler Reisender über Brasilien sind deshalb oft so sonderbar und unrichtig, weil sie das Unmögliche möglich machen und von einem Nationalcharakter, der nicht existirt, sprechen wollen.

Brasilien ist behanntlich ein monarchisch-constitutioneller Staat, bis heute (1863) der einzige auf der westlichen Hemisphäre. Die Verfassung vom 23. December 1823 ist die möglichst freisinnige und in jeder Beziehung ein ausgezeichnetes Elaborat. Bei ihrer Festsetzung wurde den Ansichten und Maximen des berühmten Politikers Benjamin Constant de Rebecque, wie er sie in seinem „Cours de politique constitutionnelle" niedergelegt hat, eine sehr grosse und tief einwirkende Beachtung geschenkt. Es ist die einzige Constitution, in der ausser der legislativen und executiven Gewalt auch noch die moderative, „der Schlüssel der ganzen politischen Organisation", wie sie die Verfassung nennt, vorkommt; sie ist in den Händen des Monarchen. Wir begegnen in der brasilianischen Constitution einer sehr glücklichen Vereinigung der Principien der Centralisation mit einer möglichst grossen Wahrung der Selbständigkeit der Provinzen und der Autonomie der Gemeinden. Nach einem zehnjährigen Bestehen der Verfassung

wurden einige Abänderungen und Erweiterungen nöthig erachtet und dieselben in der Additionalacte vom 12. August 1834 niedergelegt.

Trotz ihrer anerkannten Musterhaftigkeit ist sie, wie jedes Menschenwerk, noch mancher Verbesserung fähig. Eine Abänderung der Grundgesetze kann aber, nach der Verfassung selbst, nicht durch den gewöhnlichen Gesetzgebenden Körper, sondern nur durch einen eigens zu diesem Zwecke gewählten Reichsrath vorgenommen werden. Da aber mit der Wahl einer solchen constituirenden Versammlung immer grosse Schwierigkeiten verbunden sind, so sucht ein jedes Ministerium eine solche zu vermeiden und man zieht es vor, durch erläuternde Decrete die nothwendigen Abänderungen zu treffen. So geschah es z. B. im Jahre 1860 mit dem sehr wichtigen §. 6, der sub I. sagt: „Brasilianische Bürger sind alle diejenigen, welche in Brasilien geboren sind, seien es Freigeborene oder Befreite, auch diejenigen, deren Vater ein Fremder ist.“ Seit langen Jahren hatte dieser Artikel bei den Fremden eine heftige Opposition und vielfache diplomatische Reclamationen hervorgerufen, indem die meisten ihre Nationalität auch für ihre in Brasilien geborenen Kinder gewahrt wissen wollten. Nach langen und heftigen Debatten wurde nun der Artikel vom Reichsrathe dahin abgeändert, dass die Kinder während der Minorennität der Nationalität des Vaters folgen, bei der Majorennität sich aber erklären sollen, ob sie brasilianische Bürger werden wollen. Diese Bestimmung ist offenbar weit mehr als eine Erläuterung eines Grundgesetzes, sie ist eine Abänderung, die ausser der Competenz des gewöhnlichen Gesetzgebenden Körpers lag; aber man glaubte ihr doch den Charakter einer blossen Ergänzung vindiciren zu dürfen, indem das grossjährige Kind eines Fremden, wenn es brasilianischer Bürger sein will, es durch die blosse Erklärung ist, und nicht wie die andern, die das brasilianische Bürgerrecht erlangen wollen, um dasselbe nachsuchen müssen.

Im letzten Paragraphen der Constitution (Artikel 179) sind die Garantien der bürgerlichen und politischen Rechte der brasilianischen Bürger enthalten, und man kann nur jedem consti-

tutionellen Staate das ganze Mass dieser freisinnigen Bestimmungen wünschen.

Man hört sehr oft die Bemerkung, die brasilianische Verfassung sei zwar eine sehr schöne und eine sehr liberale, aber immerhin nur eine papierene. Es sind insbesondere Verletzungen gegen den eben erwähnten Schlussartikel, die den Grund zu diesem Tadel abgeben. Eine namenlos willkürliche Beamtenherrschaft, vorzüglich in den vom Centrum der Regierung entfernten Provinzen, macht die bürgerlichen und politischen Rechte der brasilianischen Bürger sehr illusorisch, und das Bestreben des Monarchen und der Regierung, wenn es bei dieser vorhanden ist, dieselben streng zu wahren, scheitert zu oft an dem Unverstande und dem bösen Willen ihrer zahllosen Organe. Eine durch untergeordnete Organe tagtäglich nach Belieben verletzte Constitution ist aber weit schlimmer als ein absolutistisches Regiment, denn bei einem solchen gibt man sich doch wenigstens nicht dem Wahne hin, garantirte Freiheiten zu geniessen.

In Einer Hinsicht ist aber die monarchische Constitution Brasiliens für einen sehr bedeutenden Theil der Bevölkerung weit mehr zur Wahrheit geworden als die republikanische Charte der Vereinsstaaten, nämlich in Bezug auf die Stellung der farbigen Bevölkerung im Staate. In Brasilien gibt es Freie und Sklaven; nur die erstern sind Staatsbürger und als solche sollen sie auch alle Vortheile der constitutionellen Freiheit geniessen. Das Gesetz kennt ihnen gegenüber keinen Farben- oder Rassenunterschied, ebenso wenig die sociale Convenienz. Dem farbigen Brasilianer steht eben so gut wie dem von rein portugiesischer Abkunft der Weg zu allen Aemtern und Würden offen; der Eintritt in die besten Gesellschaften ist ihm nicht verschlossen, wenn er nur durch Stellung, Intelligenz oder Reichthum gesellschaftsfähig ist. Wir finden daher Brasilianer in allen Farbennuancen im Senate, in der Deputirtenkammer, im Richter- und Beamtenstande; als Advocaten, Aerzte, Professoren etc.; wir haben sie als Minister, als Staatsräthe, als Diplomaten gesehen, und wahrlich sie zeichnen sich sehr häufig durch hohe Intelligenz aus.

Jedenfalls werden in Brasilien die Menschenrechte weit mehr gewahrt, als dies in den Vereinsstaaten der Fall ist.

Es sind mir einige Beispiele von jungen Brasilianern bekannt, die, nicht zufrieden mit den constitutionellen Verhältnissen ihres Vaterlandes, für eine Verfassung mit womöglich noch grössern Freiheiten schwärmten und das Ideal staatlicher Institutionen im Republikanismus Nordamerikas zu finden glaubten und die Reise dorthin unternahmen. Unter diesen befand sich auch ein junger Mann, dem in seinem Vaterlande eine glänzende Carrière eröffnet war, denn er besass neben einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung einen scharfen Verstand, einen makellosen Charakter und ein bedeutendes Vermögen, aber — eine dunkele Hautfarbe. Er kam in Washington an und stieg in einem der ersten Hôtels ab. Den zweiten Tag nach seiner Ankunft forderte ihn der Wirth mit trockenen Worten auf, den Gasthof zu verlassen. Auf die Frage des erstaunten Brasilianers nach dem Grunde dieser sonderbaren Zumuthung erklärte ihm der Wirth einfach: „Ihr Geld wäre mir angenehm, denn Sie scheinen gut zu bezahlen, aber Sie vertreiben mir meine Gäste, die nicht in einem Hôtel bleiben wollen, in dem ein Mann von gemischtem Blute wohnt.“ Tiefgekränkt suchte der junge Mann ein anderes Hôtel auf und musste endlich zufrieden sein, in einer elenden Herberge für farbige Leute Unterkunft zu finden. Ueberall sah er sich verachtet und zurückgestossen. Aus Kaffeehäusern wurde er weggewiesen, in die Omnibusse nicht aufgenommen. Nach Abfluss einer Woche war er wieder nach Brasilien unter Segel. Aehnliche Enttäuschungen trieben auch die übrigen Verfassungsschwärmer bald an die heimischen Gestade zurück.

Die Mitglieder des Senates oder der ersten Kammer des Reichsrathes ernennt der Kaiser aus Ternovorschlägen der Wähler. Ihre Stelle ist lebenslänglich. Obgleich der Natur der Institution nach der Senat vorzüglich die Ansichten der Krone und der Regierung, wo diese miteinander übereinstimmen, vertreten sollte, so hat sich doch der bedeutendere Theil der Mitglieder dieser Körperschaft eine weit grössere Unabhängigkeit gewahrt, als dies in europäischen Herrenhäusern im allgemeinen der Fall

ist. In den Debatten selbst verletzen sie aber wol zuweilen die Würde, die eine solche Versammlung sich selbst und dem Lande schuldig ist. Sagte doch selbst ein Senatsmitglied in öffentlicher Sitzung: „Was wir vor keinem im Privatgespräche sagen würden, das sagen wir auf der Tribüne auf eine Weise, die uns entehrt.“ [1])

Es dürfte auch in keinem constitutionellen Staate Europas eine erste Kammer zu finden sein, die mit weniger Eifer sich der Erfüllung ihrer Pflichten hingibt. Ich kenne Senatoren, die jahrelang ihren Sitz nie eingenommen haben und es trotz ihres lebenslänglichen Gehaltes vorziehen, auf ihren Fazendas in der Provinz zu bleiben, als in der Hauptstadt das Wohl des Vaterlandes zu berathen. Selbst die in der Residenz anwesenden Mitglieder finden es kaum der Mühe werth, die Sitzungen zu besuchen oder längere Zeit den Verhandlungen beizuwohnen; daher auch die so häufige Wiederholung der Formeln: „O Senhor Presidente declarou que naõ podia haver sessaõ por falta de numero para formar casa“ (der Präsident erklärt, dass wegen Mangel an Mitgliedern keine Sitzung stattfinden könne), oder „Verificandose não haver casa o Presidente declarou a discussão adiadaa“ (wegen Mangel an Mitgliedern vertagte der Präsident die Verhandlung). Von den 59 Senatsmitgliedern wohnen selten mehr als 30 bis höchstens 36 den Verhandlungen bei. Diese laxe Pflichterfüllung wurde im Senate selbst schon oft gerügt. [2])

Das „zweite Haus“ oder die Deputirtenkammer ist eine besonders bunte Farben- und Rassenmusterkarte, aber auch der Sitz ausgezeichneter, intelligenter Männer und vieler feuriger Patrioten.

---

[1]) O que nós naõ podemos dizer de ninguem em conversações particulares dizemos na tribuna de uma maneira que nos desdoura. (Annaes do Senado do Imperio do Brasil; primeiro anno da 11 Legislatura. Vol. I. p. 86).

[2]) Quereis ver o indifferentismo que lavra no paiz? Principiai pelo senado: com difficultade se abre as 11 horas: para haver casa é necessario infringir o regimento que manda que as 10½ se faça a chamada; achaõ-se presentes 30 Senadores apenas, e meia hora depois ja não ha numero legal, os negocios ficaõ adiados; o senado portanto, naõ cumpre o seu dever e o que prova isto? O indifferentismo com que os Senadores do imperio (não fallo de ninguem especialmente) olhaõ para os negocios publicos. (Aus einer Senatsrede vom 20. Mai 1861.)

Ich habe oft den Verhandlungen beider Häuser beigewohnt und mit grossem Genusse die glühenden Reden, die da gehalten wurden, verfolgt. Die Brasilianer haben ein hervorragendes oratorisches Talent und suchen es gern geltend zu machen. Viele Kammerredner brilliren durch Gründlichkeit, Schärfe der Argumentation, Geistesgegenwart bei unterbrechenden Aeusserungen der Mitglieder und Eleganz des Vortrages, ohne dramatische Effecte erzielen zu wollen.

Die Stelle eines Deputirten im Reichsrathe ist für einen grossen Theil der gebildeten Brasilianer Gegenstand der grössten Ambition, und es bewerben sich um dieselbe in erster Reihe Rechtsgelehrte (Advocaten und Richter) und sie sind auch in beiden Kammern zahlreich vertreten. Selten wird ein Prätendent gewählt, der nicht schon als Deputirter eines Provinziallandtages Proben seiner parlamentarischen Fähigkeiten abgelegt und dort seine politische Richtung kundgegeben hat. Die Deputirtenwahlen, die unter gewöhnlichen Verhältnissen alle vier Jahre vorgenommen werden müssen, führen immer zu den bittersten Parteikämpfen. Es wird bei ihnen ebenfalls der ganze Apparat von Corruption, der in manchen Ländern Europas bei der nämlichen Gelegenheit so wohl bekannt ist, in Anwendung gebracht, nur sind sie in Brasilien sehr häufig von tragischen Ereignissen begleitet, indem dabei Mord und Todtschlag durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören.

Das durch und durch verwerfliche und unmoralische System der Regierung, Candidaten zur Wahl aufzustellen und sie mit allen nur möglichen erlaubten und gesetzwidrigen Mitteln zu unterstützen, um eine ministerielle Majorität zu erzielen, steht in Brasilien wie in Frankreich in voller Blüte. [1]) Wie in gewissen andern Ländern kommt es auch hier vor, dass Beamte, die für

---

[1]) Während meiner Anwesenheit in Rio de Janeiro wurde vom Ministerpräsidenten F. ein Beamter des Finanzministeriums als Präsident in eine benachbarte Provinz geschickt, um dort die Wahlen im ministeriellen Sinne zu leiten. „Setzen Sie unsere Candidaten durch, es ist gleichgültig, mit welchen Mitteln, und ob Sie sich dadurch verhasst machen; nach den Wahlen kehren Sie nach der Hauptstadt in Ihre alte Stellung zurück“; so lautete die Instruc-



den Oppositionscandidaten stimmen, mit ihren Angehörigen gemassregelt werden. In den entferntern Provinzen haben die Regierungsorgane ein weites, freies Feld für ihre Agitationen zu Gunsten der officiellen Regierungscandidaten, und sie sind auch in der Lage, den Gegencandidaten Schwierigkeiten in den Weg zu legen, von denen sich Abgeordnete europäischer Reichsräthe gar keinen Begriff machen. Ich führe nur ein einziges Beispiel an. Der Präsident von Mattogrosso erhielt vom Ministerpräsidenten den Auftrag, die Wahl des liberalen Candidaten, Oberstlieutenant Peixoto, zu hintertreiben; es gelingt ihm zwar nicht, aber er kann doch den ministeriellen Gegencandidaten mit sehr zweifelhafter Wahl durchsetzen, über deren Gültigkeit die Deputirtenkammer zu entscheiden hat. Allmonatlich geht von São Lourenzo am Paraguay ein Dampfer nach Montevideo, der die Regierungsdepeschen, Posten, Passagiere etc. von Mattogrosso für Rio de Janeiro mitnimmt. Peixoto fährt in einem Canoe nach S. Lourenzo, der Präsident aber, von seinem Schützlinge begleitet, benutzt einen kleinen Regierungsdampfer, überholt den Kahn des Oberstlieutenants und befiehlt, in S. Lourenzo angekommen, die unverzügliche Abfahrt des grossen Dampfers. Peixoto kommt natürlich zu spät an, um ihn zu benutzen, und ist nun genöthigt, eine Flussreise von 300 Meilen theils im Canoe, theils in Flussbarken zu machen, um endlich einen Dampfer zu seiner Weiterreise nach Rio de Janeiro zu finden. Dort angekommen, wird durch ministerielle Intriguen seine Wahl mit drei Stimmen Majorität annullirt, und er hat nun die sehr grossen Unkosten und den mehrmonatlichen Zeitverlust ohne irgend eine Entschädigung zu tragen.

Das Aufstellen von Regierungscandidaten hat in Brasilien

---

tion des Ministers an den neuernannten Präsidenten. Dieser folgte den erhaltenen Befehlen und erntete dabei den tiefsten Hass und Verachtung. „Wir haben gesehen, wie die erste Autorität der Provinz in den Schlammpfuhl hinunterstieg, sich in demselben wälzte und durch die Unwürdigkeit ihres Benehmens das Ansehen der Regierung, deren Abgeordneter sie war, trübte“; so schrieb über ihn ein Paulista, der es wahrhaft redlich mit seinem Vaterlande meinte.

weit weniger Sinn, als in den sogenannten constitutionellen Staaten Europas, denn wenn ich recht unterrichtet bin, hat sich seit der Majorennität des jetzigen Kaisers noch kein einziges Ministerium während einer vierjährigen Legislatur am Ruder erhalten, wohl aber haben im Laufe einer solchen Periode schon sieben bis acht vollständige Ministerwechsel stattgefunden und zwar fast jedes Ministerium mit einer andern politischen Färbung. Die Opposition gegen ein Ministerium basirt wol nirgends so sehr wie in Brasilien auf dem bekannten Otes-toi délà que je m'y mets. Das Ministerium Marquis d'Olinda z. B. wurde wegen der Frage der Bankreform gestürzt und das Ministerium vom 10. August 1859 ernannt. Kaum fühlte sich dieses einigermassen fest im Sattel, so brachte es die nämliche wichtige Frage vor den Gesetzgebenden Körper, und der nämliche Mann, der von seinem Senatorsitze als erbitterter Gegner gegen die Reformfrage Gesprochen hatte, vertheidigte sie von seinem Ministerpräsidentenstuhle mit Geist und Geschick und setzte sie auch durch. Ist etwa Patriotismus der leitende Grundsatz einer solchen Politik?

Die Ministercombinationen sind oft im höchsten Grade überraschend, indem sie durch die Portefeuilles (pastas) Charaktere vereinen, von denen mit aller Bestimmtheit vorausgesagt werden kann, dass von ihrem einheitlichen, patriotischen Zusammenwirken zum Besten des Landes nicht das mindeste zu erwarten steht. Ich könnte in dieser Beziehung sonderbare Geschichtchen anführnn. Nicht ohne Ironie sagte daher der Visconde von d'Albuquerque bei Gelegenheit der Adressdebatte im Senate (1861): „Wer kann in Brasilien sagen, wann er Minister wird, *mit wem* er es wird und wann er wieder abzutreten hat? [1])

Die häufigen Ministerwechsel sind im Centrum der Regierung weit weniger fühlbar als in den Provinzen, denn es herrscht das unglückliche System, dass jedes neue Ministerium in der

[1]) Quem é o que pode no Brazil dizer quando será ministro, com quem o será e quando sahira do Ministerio? Eine wahrhaft vernichtende Kritik über diese Ministerwechsel gab der geistreiche und gebildete, aber wenig rücksichtsvolle Senator *Dom Manoel de Assis Mascarenhas* in der Senatssitzung vom 20. und 21. Mai 1861.

Regel auch neue Präsidenten der Provinzen ernennt; es ist daher selten einem gegeben, die Bedürfnisse seines Verwaltungsbezirks gründlich kennen zu lernen. Ein jeder sucht sich nach seiner Weise oder seinen Neigungen in der Provinz nützlich zu machen, oder die ihm vom Ministerium ertheilten Instructionen zu erfüllen; aber ehe er eine anhaltende Wirksamkeit entwickeln kann, erhält er einen Nachfolger, der nur ausnahmsweise die von seinem Vorgänger eingeschlagene Bahn verfolgt. Ein jeder Ministerwechsel zieht aber sehr häufig auch eine Menge von Personalveränderungen durch alle Schichten der Beamtenwelt nach sich. Dieses verderbliche Verfahren hemmt natürlich die Entwicklung des Landes, denn es ist als Staat noch sehr jung und hat deshalb eine consequente Administration nach festbestimmten Grundsätzen doppelt nöthig.[1]) Ein angesehener Brasilianer, mit dem ich mich während einer Seereise oft und lange über die Institutionen seines Vaterlandes unterhielt, sagte mir einmal in bitterm und ironischem Tone: „Wir brauchen eigentlich nur drei Minister, einen Finanzminister, der uns das nöthige Geld herschafft, einen Minister des Aeussern, der uns vor Complicationen mit dem Auslande bewahrt, und einen Minister des Innern, der es versteht, die besten Männer als Präsidenten der Provinzen zu ernennen, das übrige würde sich schon von selbst geben."

Ausser den Rechtsgelehrten sitzen in der Deputirtenkammer auch Gutsbesitzer, Geistliche, Aerzte, Kaufleute etc. Man liest so oft in den deutschen Zeitungen, die über brasilianische Verhältnisse schreiben, von den Negerbaronen[2]) als die massgebende

---

[1]) Ein geistreicher brasilianischer Publicist sagt: „Schlechte Präsidenten und von sechs zu sechs Monaten ein anderes Ministerium, politische Richter, unwissende Beamte, Nepotismus, Gönnerschaft, Skandal, Immoralität, Tyrannei, Misbräuche, Verzögerungen und Abhängigkeit in allen, selbst den geringsten Geschäften, das ist es, was die Provinzen von der Hauptstadt empfangen. Wenn bei ihnen nicht die Ueberzeugung herrschen würde, dass es selbst auf diese Weise besser ist, vereint und in Frieden zu leben, als getrennt und in Anarchie, so weiss ich nicht, was noch die Einheit des Reiches zusammenhalten würde" (D. Aurelio Candido Tavares Basto, Cartas do Solitario p. 141).

[2]) Dieser beliebte Ausdruck wurde zur Bezeichnung der brasilianischen Grossgrundbesitzer erfunden.

Partei im Gesetzgebenden Körper Brasiliens und findet die absurdesten Folgerungen an diese Behauptung geknüpft. Sie beweisen aber nur, dass die Schreiber dieser tendenziösen Entstellungen nicht im entferntesten eine richtige Anschauung von dem parlamentarischen Leben Brasiliens haben. Abgesehen davon, dass die sogenannten Negerbarone factisch durchaus nicht die Majorität[1]) im Reichsrathe ausmachen, so scheiden sich die Parlamentsmitglieder durchaus nicht in Adels- und Besitzaristokraten oder Feudale, und in eine diesen entgegengesetzte Volkspartei, sondern sie gruppiren sich in Fractionen, die, von Grundbesitz, Geld, Rang und socialer Stellung gänzlich unabhängig, ihre politischen Principien vertreten. Wir finden daher unter den Deputirten der Opposition Grossgrundbesitzer mit Hunderten von Sklaven, Männer von hoher Stellung und grossem Vermögen, und wiederum auf der äussersten Rechten Volksvertreter, deren Intelligenz und Wissen ihr einziger Reichthum ist, bei jeder Partei und in jedem Stande aber Männer, die, gänzlich unabhängig, nach bestem Wissen und mit den redlichsten Willen nur das Wohl ihres Vaterlandes erstreben.

Es wird so oft über Menschen und Verhältnisse mit der gewissenlosesten Leichtfertigkeit geurtheilt; geschieht es aus Unkenntniss und Flüchtigkeit, so kann es allenfalls noch entschuldigt werden; sind aber solche Urtheile, wie wir sie besonders in der norddeutschen Presse über Brasilien so häufig lesen, nur durch unreine Motive dictirt und beruhen sie auf absichtlicher Entstellung von Thatsachen, so sind sie geradezu verächtlich.

Brasilien besitzt keine Adelsaristokratie nach europäischen Begriffen, denn die vom Kaiser von Brasilien verliehenen Adelstitel sind nicht erblich; nur die Frau des Geadelten führt den Titel ihres Mannes. Die Adelstitel sind Marquis (Marquez), Graf (Conde), Visconte (Visconde) und Baron (Barão). Die Marquis und Grafen sowie ein Theil der Visconde (21) und die Barone (31) sind Reichsgrosse (Grandes do Imperio). Den

[1]) 1862 waren unter den 122 Deputirten, die die Zweite Kammer zählt, 75 Doctoren der Rechte.

Marquistitel führten 1863 6, den Grafentitel 5, den Viscondetitel 24 und den Barontitel 110 Brasilianer. Es waren also damals in dem ganzen grossen Kaiserreich nicht mehr als 145 eingeborene männliche Adelstitelträger, weit weniger als in irgend einem deutschen Duodezstaate, und doch wird immer und immer wieder erzählt, dass der erste beste für eine gewisse Summe den Adelstitel in Brasilien kaufen könne.

Es ist ganz richtig, dass in Brasilien derjenige, der eine sehr bedeutende Geldspende einer öffentlichen Anstalt (z. B. der Misericordia oder der Irrenanstalt) zufliessen lässt, dadurch gewissermassen Anspruch auf eine Titel- oder Ordensauszeichnung hat, es hängt aber immer von dem Monarchen ab, ob er den Spender einer solchen für würdig hält. In europäischen Ländern ist es genau ebenso. Der Usus in manchen cisatlantischen Staaten, demzufolge jeder, der gern ein buntes Bändchen im Knopfloche hätte, in einer bogenlangen Eingabe an ein hohes Ministerium seine Verdienste herzählen und dasselbe allerunterthänigst um die Befürwortung einer Decorationsverleihung bitten muss, ist viel unwürdiger. Eine vergleichende Analyse der Verdienste, für welche in Europa und für welche in Brasilien Orden und Titel ausgetheilt werden, fällt wahrlich nicht zum Nachtheile des letztern Staates aus. Da, wie schon bemerkt, der Adel in Brasilien nur ein persönlicher ist, so entsteht dort wenigstens kein Adelsproletariat, wie in manchen europäischen Ländern, in deneu Adelstitel massenhaft verliehen werden, und es eine gar klägliche Rolle spielt. Ist übrigens ein Brasilianer eitel und thöricht genug, um für schweres Gold Titel und Orden zu pétiren, so finde ich es natürlich, dass dieses der Irrenanstalt Dom Pedro's II. zugute komme, denn es ist ja ganz in der Ordnung, dass Narren für ein Narrenhaus beisteuern.[1])

---

[1]) Ich hatte zufällig Gelegenheit, Einsicht in zwei an den Marquez de Abrantes als Vorsteher der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten gerichtete Eingaben zu nehmen, in denen die Bittsteller sich anheischig machten, beträchtliche (in den Bittgesuchen genannte) Summen zu zahlen, im Fall ihnen der Kaiser das Commandeurkreuz eines Ordens verleihen würde.

Der Kaiser von Brasilien verfügt über sechs verschiedene Orden, von denen drei portugiesischen Ursprunges, drei aber rein brasilianische sind; nämlich 1) der Orden von S. Bento d'Avis (Ordem de S. Bento d'Avis), 1147 vom Könige D. Affonso Enriques gestiftet; er hat drei Klassen. Band grün mit gelbem Saum; 2) der Orden des heiligen Jacobus vom Schwert (Ordem de Santiago da Espada) 1170 ebenfalls vom Könige D. Affonso Enriques gestiftet; er hat drei Klassen. Band roth mit blauem Saume; 3) der Christusorden (Ordem de N. S. Jesus Christo), vom Könige Dinis 1319 gegründet; er hat drei Klassen. Band hochroth mit hellblauem Saum; 4) der Orden des Südlichen Kreuzes (Ordem Imperial do Cruzeiro), vom Kaiser D. Pedro I. zur Erinnerung an die Unabhängigkeitserklärung und Krönung den 1. December 1822 gestiftet; er hat vier Klassen. Band himmelblau; 5) der Orden D. Pedro I. (Ordem de Pedro Primeiro Fundador do Imperio do Brasil), D. Pedro I. gründete diesen Orden zum Andenken der Anerkennung der Unabhängigkeit Brasiliens den 16. April 1826; verschiedene Verhältnisse bewogen ihn indessen, die Statuten vorerst nicht zu unterzeichnen, und später unterblieb es infolge der politischen Ereignisse und der dadurch bedingten Abreise des Kaisers von Brasilien gänzlich; 16 Jahre später liess D. Pedro II. diesen Orden ins Leben treten; er hat drei Klassen. Band grün mit weissem Saum; 6) der Orden der Rose (Imperial Ordem da Rosa), ebenfalls vom Kaiser D. Pedro I. gestiftet, und zwar bei Gelegenheit seiner Vermählung mit seiner zweiten Gemahlin, der Prinzessin Amalie von Leuchtenberg, den 17. October 1829; er zählt sechs Klassen. Band gewässert Rosa mit weissen Streifen und rosa Saum.

Ausser diesen Orden hat Brasilien noch eine goldene und silberne Medaille für besondere der Menschheit geleistete Dienste (por serviços extraordinarios prestados á humanidade), die den anderwärts eingeführten Rettungsmedaillen zu entsprechen scheinen, und elf verschiedene Ehrenzeichen und Medaillen für kriegerische Ereignisse (Feldzüge, Schlachten etc.) der Neuzeit, von 1811 an.

Zum Glück für die finanzielle Lage des Kaiserreiches spielt

das stehende Heer keine so hervorragende Rolle wie in den meisten europäischen Staaten. Im Finanzjahre $18^{60}/_{61}$ beanspruchte das Kriegsministerium nicht ganz ein Fünftel des Gesammteinnahme-Budgets, freilich immerhin noch eine sehr grosse Last für ein stark verschuldetes Land. Es herrscht auch in Brasilien, wie allgemein in den südamerikanischen Republiken, ein auffallendes, den Staatsseckel sehr beeinträchtigendes numerisches Misverhältniss zwischen Offizieren und Soldaten. Im Jahre 1861 zählte die brasilianische Armee bei einem Bestande von 14—15000 Soldaten nicht weniger als 1798 Offiziere, Feldärzte und Geistliche inbegriffen; es kommt also auf je $7^{78}/_{100}$ Mann ein Offizier.[1])

Der überwiegend grössere Theil der Soldaten gehört der schwarzen und farbigen Bevölkerung an. Eine grosse Abneigung der Brasilianer gegen den Kriegsdienst (wie sie übrigens in sehr vielen Ländern herrscht) macht die Rekrutirung zu einer sehr schwierigen Aufgabe. Um sie durchzuführen, wird sie ganz unconstitutionell, nach echt russischer Manier vorgenommen, indem die jungen Leute auf der Strasse zusammengefangen, im Innern nachts von Soldaten im Schlafe überfallen und, wie ich selbst gesehen, mit schweren Ketten beladen, zu den Depotstationen getrieben werden. Die patriotischen Reden im Reichsrathe, die enthusiastisch die Freiheiten und die Constitution des Vaterlandes preisen, verlieren angesichts solcher Thatsachen jedenfalls sehr viel an Werth.

Ob das dicke, dunkelblaue, grobe wollene Tuch, in das die

---

[1]) Beim Ausbruche des Krieges mit Paraguay 1865 bestand die brasilianische Armee aus:

Infanterie 144 Compagnien	16104	Mann.
Cavalerie 51 Schwadronen	3816	„
Artillerie 44 Compagnien, incl. 1 Regiment zu Pferde mit 6 Batterien und die Genietruppen zusammen	4718	„
Generalstab, Sanitätscorps, Geistlichkeit	533	„
Offizieraspiranten (alferes alumnos) . .	60	„
	25231	Mann.

Die kaiserliche Regierung beabsichtigte durch Freiwillige (voluntarios da patria) die Armee auf 60000 Mann zu bringen.

Soldaten gesteckt werden, gerade der zweckmässige Uniformstoff für eine Gluthitze wie die von Rio de Janeiro sei, scheint man kaum ernstlich überlegt zu haben; es dürfte weit eher bei einer Temperatur von — 15° angezeigt sein. Es sind so viele höhere brasilianische Offiziere auf Commissionen in Europa gewesen, aber es ist zu vermuthen, dass sie sich daselbst nie mit der am meisten praktischen Truppenbekleidung beschäftigt haben, denn sonst hätte sicherlich die brasilianische Militärverwaltung in dieser Richtung die nöthigen Abänderungen getroffen.

Eine gewisse den Brasilianern aller Schichten eigene Nachlässigkeit, ein sorgloses Sichgehenlassen, das zum Theil durch das erschlaffende Klima bedingt ist, tritt beim Militär, wo Pünktlichkeit, Ordnung und reglementarische Diensterfüllung auf das strengste verlangt werden sollen, weit greller hervor als in den bürgerlichen Verhältnissen. Es kommt daher auch dem Fremden manches, was er bei dem brasilianischen Truppendienste zu beobachten Gelegenheit hat, sonderbar vor, das die Eingeborenen gar nicht zu beachten scheinen. Macht es nicht einen komischen Eindruck, wenn man sieht, wie in der Stadt selbst eine hinter dem Offizier einherreitende Ordonnanz plötzlich mit der Linken eine Apfelsine aus der Tasche, mit der Rechten aber den Säbel zieht und nun ganz gemüthlich mit der Mordwaffe die Frucht schält und sie isst?

Die brasilianischen Truppen haben bei mehrern Gelegenheiten Beweise ihrer Tapferkeit abgelegt. Es gibt ja überhaupt selten feige Truppen, wenn die Offiziere tapfer sind. Die Soldaten sind sehr ausdauernd, unverdrossen und dabei äusserst genügsam. Ihre Verpflegung ist weit leichter und einfacher als die europäischer Truppen.

Eine Ergänzung des stehenden Heeres bilden die Nationalgarden, deren Dienst durch das ganze Reich organisirt ist. Ich werde später noch Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen.

Die brasilianische Kriegsmarine zählte 1863 53 Kriegsschiffe, nämlich 15 aufgetakelte Segelschiffe, worunter 1 Fregatte, 5 Corvetten, 1 Briggbarke, 5 Schoonerbriggs, 1 Schooner und 1 Jacht (hiate); 24 Dampfer von 16—300 Pferdekraft; 6 in England

gebaute, ganz gleiche Dampfkanonenboote von 80 Pferdekraft (Ibicahy, Itajahy, Iguatemi, Ivahy, Araguari, Mearim) und 8 abgetakelte Schiffe (3 Dampfer und 5 Segler). Die Matrosen bestehen zum grössten Theil aus Vollblutindianern, die in den Provinzen Pará und Alsa Amazonas zum Flottendienst gepresst werden und sich in der Regel schon nach kurzem Dienste sehr brauchbar erweisen. Viele der Offiziere haben in der französischen und englischen Kriegsmarine eine Anzahl Jahre gedient. Der Corvette Isabel, die vor einigen Jahren mehrere europäische Häfen besuchte, wurde von competenter Seite in jeder Hinsicht viel Lob gespendet. Bekanntlich ging das schöne Schiff an der nordafrikanischen Küste zu Grunde, wobei die Bemannung den Tod fand. Ein eigener Unstern waltet über der brasilianischen Flotte; sie erleidet im tiefsten Frieden schwere Verluste. In zwei Jahren büsste sie fünf Kriegsschiffe ein, darunter eine Corvette und drei Dampfer.

Ehrenadmirale der brasilianischen Flotte sind der Graf von Aquila, Schwager, und der Herzog August von Sachsen-Koburg, Schwiegersohn des Kaisers, und wirklicher Viceadmiral Joaquim Marquez Lisboa, Baron von Tamdanaré, ein durch und durch gebildeter Seemann.

Das Marinearsenal ist das grossartigste Etablissement dieser Art in Südamerika und auf einem eines Kaiserreiches würdigen Fuss eingerichtet; man macht ihm aber den Vorwurf, dass dort in manchen administrativen Zweigen eine zu grosse Nachlässigkeit herrsche und bei umsichtiger und strenger Leitung desselben viele Ersparnisse erzielt werden könnten. Mit ihm ist eine Schiffswerft verbunden, auf der mit grossem Aufwande von Zeit und Geld eher solide, als feine und schöne Schiffe zu fabelhaft hohem Preise gebaut werden. [1]) Vor ein paar Jahren wurde ein ganz in Granit ausgehauenes Trockendock auf der Schlan-

[1]) Nach officiellen Angaben vom Jahre 1862 beschäftigte die Schiffswerfte 590 Arbeiter, denen ein jährlicher Gehalt von 300000 Milreis ausbezahlt wurde. Trotz dieser so sehr grossen Geld- und Arbeitskräfte wurden doch im Verlaufe von 10 Jahren (1852—1862) nur drei Schiffe gebaut, nämlich der kleine Dampfer Ypiranga, die Schoonerbrigg Tonelero und die Corvette Nicteroy (an der von 1857—1832 gearbeitet wurde!).

geninsel (Ilha das Cobras), dem Arsenal gegenüber, vollendet, ein Werk, auf das Rio de Janeiro stolz sein kann.

Der Name des Mannes, der während der letzten Zeit meiner Anwesenheit in Brasilien mit dem Ministerium der Marine betraut war, führt mich auf ein anderes Thema. Er heisst José Joaquim Ignacio und hat zwei Brüder, von denen der eine Bento José de Carvalhos, der andere Antonio José Victorino de Barros heisst, alle drei sind leibliche Brüder, nicht etwa Stiefgeschwister; zwei von ihnen führen verschiedene Familiennamen, der dritte (der Marineminister) gar keinen, sondern nur drei Taufnamen. Der Staatsrath und Geschwaderchef Miguel de Sousa Mello e Alvins und der Brigadier Francisco Cordeiro da Silva Torres sind ebenfalls leibliche Brüder. Ich könnte noch eine Menge solcher Beispiele anführen. In England finden wir auch Brüder mit sehr verschiedenen Familiennamen, aber es sind nur die Träger von Adelstiteln, die, sobald sie einmal in den Besitz eines solchen gelangen, demselben den Familiennamen opfern, sehr häufig führen sie den aber noch neben dem Adelsprädicate fort. In Brasilien hingegen sucht man umsonst nach dem leitenden Grundsatze dieses abnormen Verhältnisses; wenigstens ist es mir trotz sorgfältiger Erkundigungen nicht gelungen, einen solchen in Erfahrung zu bringen, und es scheint, nach dem, was mir darüber mitgetheilt wurde, ganz gleichgültig zu sein, ob ein Knabe den Familiennamen seines Vaters, seiner Mutter oder irgend einer andern Person annimmt. Aber auch Aenderungen von Familiennamen, die schon jahrelang geführt wurden, werden mit einer in Europa ganz unbekannten Leichtigkeit und mit den geringsten Formalitäten vorgenommen. Es heisst z. B. einer João José de Souza Guimaraës und hat irgendwelche Gründe, sich anders zu nennen, so zeigt er dem Publikum seine vorgenommene Namensänderung in den Zeitungen durch eine Anzeige ungefähr folgenden Inhalts an: Da es noch andere Personen meines Namens gibt, so sehe ich mich veranlasst, mich von heute an João José Pereira Alves zu nennen.[1])

---

[1]) Dieses Verhältniss ist um so auffallender, als die Portugiesen nicht



Es ist leicht einzusehen, dass unter solchen Verhältnissen eine Anfertigung von Civilregistern mit sehr grossen Schwierigkeiten verbunden ist und dem Staate eine geregelte Controle nichts weniger als erleichtert wird. Bei einer bedeutenden Zunahme der Bevölkerung werden jedenfalls die Nachtheile dieses Verfahrens noch weit greller hervortreten. Wie viele Tausende von Namensänderungen müssten in Deutschland vorkommen, wenn alle Müller, Schulze, Meier etc. sich aus ähnlichen Motiven anders nennen wollten, und welche Consequenzen würde es nicht nach sich ziehen? Familiennamen sind ein hochwichtiger Factor im Staate, und bei den meisten europäischen Nationen sind die Glanzepochen ihrer Geschichte aufs innigste mit gewissen Familiennamen verknüpft, deren Träger, durch die Tradition und den Namen der Familie angespornt, sich in den Wissenschaften und Künsten des Krieges und des Friedens hohen Ruhm erworben haben.

Es dürfte wol für die Zukunft eines so jungen Landes wie Brasilien von grosser Wichtigkeit sein, ein Verhältniss, das mit den Institutionen eines wohlorganisirten Staates nicht leicht verträglich ist, abzuändern, ehe der Misbrauch tiefer einreisst. Bei der so gemischten Bevölkerung und der grossen Neigung zur Misachtung der Gesetze sind ernste Massregeln in dieser Richtung fast dringend geboten. Der Staat kann jedoch durch die Gesetze nicht alles thun, der Sinn für Familie muss in der Fa-

---

blos Werth auf Familiennamen allein, sondern besonders auf eine grosse Anzahl derselben legen. Bekanntlich führt fast jeder Portugiese (und auch Brasilianer) neben mehrern Taufnamen zum allerwenigsten zwei, gewöhnlich aber drei und noch mehr Familiennamen. Martinez de la Rosa, der geistreiche spanische Schriftsteller, sagt witzig, dass einem Portugiesen kein Grabstein gesetzt werden konnte, weil das Monument keinen Platz für alle Namen des Verstorbenen hatte. Als Beispiele des Namenreichthums der Portugiesen führe ich den Marquis de Lavradio, den bekannten ehemaligen Vicekönig von Brasilien, an, der D. Luiz de Almeida Portugal Soares Alarcão Eça Mello Silva Mascarenhas hiess. Ein anderer seiner Landsleute nannte sich João José Vas Nunes Preto de Castilho Tudela Giraldes Barba de Ver e Meneses. Soweit hat es der neugebackene deutsche Adel denn doch noch nicht gebracht. Die mit Tauf- und Familiennamen überhäuften brasilianischen Pässe haben schon manchen europäischen Polizeibeamten in stille Verzweiflung versetzt.

milie selbst geweckt werden. Aber wie steht es mit der Erziehung der Kinder in brasilianischen Familien? Ich will es versuchen, sie in wenigen Worten zu skizziren.

Das neugeborene Kind wird unverzüglich einer Amme (Ama de leite) übergeben, in der Regel einer Sklavin (Negerin oder Mulattin). Höchst selten stillt eine Brasilianerin der bessern Stände ihre Kinder selbst; die Erfüllung dieser Mutterpflicht wird für gesundheitsschädlich gehalten. Hat die Familie keine eigene Sklavin zu diesem Zwecke und kann sie sich nicht etwa von einem befreundeten Fazendeiro eine verschaffen, so findet sie doch leicht irgendwo eine zu miethen. In den grössern Journalen Rio de Janeiros sind fast täglich unter den zu vermiethenden Sklavinnen Ammen „mit vieler und guter Milch“ angekündigt. Manche Sklavenbesitzer machen mit ihren Sklavinnen als Ammen brillante Geschäfte, denn sie wissen diese oft vier- bis fünfmal ununterbrochen als Säugammen zu verwenden, was ihnen natürlich nur durch Betrug gelingen kann, indem sie das herangewachsene Kind derselben durch ein kleines Negerkind ersetzen und so die betreffenden Familien glauben machen, dass sie erst vor kurzem entbunden sei. Es liegt natürlich auch nicht im Interesse der Amme, die Täuschung aufzudecken, denn abgesehen von der harten Strafe, die sie in diesem Falle von ihrem Herrn zu erdulden hätte, geniesst sie als Amme ein vortreffliches Leben, braucht wenig zu arbeiten und hat vollauf und gut zu essen und zu trinken, Reize, denen Negerinnen nicht so leicht widerstehen. Für eine Amme werden 50—60 Milreis und noch mehr monatliche Miethe bezahlt, dem Besitzer derselben wirft also sein lebendes Kapital 30—40 Procent jährliche Zinsen ab.

Ich übergehe den Einfluss, den eine solche Ammenmilch in hygienischer Beziehung auf den Säugling ausübt, ebenso die gesundheitsschädlichen, oft schändlichen und unmoralischen Mittel, deren sich diese Individuen bedienen, um des Nachts nicht durch das Weinen des Kindes im Schlafe gestört zu werden, und den Einfluss des Charakters der Amme auf das zu säugende Kind; über letztern Punkt habe ich mich schon an einem andern Orte

ausgesprochen[1]); ich will nur bemerken, dass das Stillen des weissen Kindes durch eine schwarze Amme eine ganz bestimmte nachhaltende Einwirkung auf die spätere geistige Entwickelung desselben hat.

Sobald das Kind der Säugamme nicht mehr bedarf, wird es der Obhut eines Kindermädchens (Ama secca), gewöhnlich einer jungen Sklavin von 16—20 Jahren anvertraut, unter deren unmittelbarer Leitung sich dessen beginnendes geistiges Leben entwickeln soll. Es wird grösser und erhält nun als Gespiele ein gleich altes, häufiger aber ein älteres Sklavenkind. Dieses muss alle Launen und Leidenschaftsausbrüche des Herrenkindes geduldig ertragen, es wird vollständig zu dessen Spielzeug, und im Kinde des Hauses ist der Keim zu Herrschsucht, Eigenwillen, Ungerechtigkeit, Stolz und einer Menge anderer Fehler gelegt. Die Kinder wachsen heran, bleiben Gespielen und Freunde. Der Negerjunge, Moleque[2]) des Hauses, und im steten Verkehre mit den übrigen Negern lernt von diesen alle dieser Rasse eigenen Schlechtigkeiten und Laster und wird darin nur zu oft ein trefflicher Lehrmeister seines weissen Gespielen. Von der ganzen Sklavenbedienung ist der Moleque am innigsten mit der Familie verbunden, er bildet gewissermassen ein Glied derselben; da er aber keine Erziehung, keinen Unterricht geniesst, zu keiner ernsten Arbeit angehalten wird, so gewinnt das Böse in ihm die Oberhand und nur herbe Züchtigungen können ihn noch einigermassen in Schranken halten; er ist verschmitzt, heuchlerisch, unverschämt, faul, ein Lügner und Dieb. Zum Dieb wird er gewöhnlich von den Vendeiros abgerichtet. Fast in einer jeden Strasse befinden sich nämlich eine oder mehrere Vendas, Kramladen, in denen die ersten Bedürfnisse: Holz, Lebensmittel, geistige Getränke etc. verkauft werden. Ihre Inhaber sind gewöhnlich Brasilianer oder Portugiesen. Die Concurrenz ist eine grosse und es sucht sich ein jeder auf seine Weise seine Lage zu verbessern. Der Moleque wird häufig in die Venda geschickt,

---

[1]) Reise durch Peru. Bd. I, S. 178.

[2]) Moleque werden die zu kleinern Dienstleistungen im Hause verwendeten Negerjungen, Mucamas die Negermädchen genannt.

um irgendeine Kleinigkeit zu kaufen. Durch ein paar Schluck Syrup, ein hoher Genuss für den Negerjungen, sucht der Vendeiro dessen Vertrauen zu gewinnen, fragt ihn, nach näherer Bekanntschaft, ob er ihm nicht irgendetwas aus dem Hause bringen könne, und verspricht ihm grössere Gaben von Syrup als Belohnung. Nun werden zuerst Kleinigkeiten nach der Venda gebracht, Cigarren, leere Weinflaschen u. dgl., dann werthvollere Gegenstände. Der Moleque ist Hausdieb geworden und weiss bei dem Vertrauen, das er bei der Familie geniesst, durch seine Verschmitztheit gewöhnlich den Verdacht von sich ab auf Unschuldige zu lenken. Bei den Töchtern des Hauses weiss er sich ebenfalls vielfach nützlich zu machen und ist trefflich als Postillon d'amour zu benutzen. Es wurde mir viel Nachtheiliges von dem Verhältnisse der Moleques zu diesen erzählt, da ich jedoch darüber keine thatsächlichen Anhaltepunkte habe, so will ich dasselbe auch nicht weiter berühren.

Ich habe monatelang in einem Garten, meinen Fenstern gegenüber, fast täglich die Tochter einer brasilianischen Familie beobachtet, ein Mädchen von 12—13 Jahren, gewöhnlich sehr zierlich in Weiss gekleidet, mit umfangreichster Crinoline; sie befand sich stets in Gesellschaft eines Moleque von 14—15 Jahren, der sehr häufig splitternackend mit dem eleganten Mädchen spielte.

Der Moleque ist der böse Geist des Hauses. Ein brasilianischer Dichter, J. de Alencar, hat in einem trefflichen Schauspiel „O demonio familiar“ den verderblichen Einfluss des Moleque im häuslichen Leben mit meisterhaften Zügen geschildert. Es ist ein lebenswahres brasilianisches Familienbild.

Wenn der Sohn eine öffentliche Schule oder ein Collegium als Externe besucht, so ist er in seinen freien Stunden doch stets in Gesellschaft des Moleque, und es ist daher ein wahres Glück für den Knaben, wenn er als Seminarist einem Collegium übergeben und so, aus dem älterlichen Hause entfernt, dem dämonischen Einflusse des Moleque entzogen wird. Wenn der Jüngling sich später einem Fachstudium widmet, so erhält er gewöhnlich von seinen Aeltern den nun ebenfalls gross gewordenen Moleque

als Copeiro (Bediente); dieser dient ihm nun in etwas veränderter Richtung, besonders häufig als Kuppler, und nennt seinen Herrn noch immer, wie in den ersten Jahren seiner Jugend, Nhonho. So ist der junge Brasilianer von der Stunde seiner Geburt, bis er unabhängig in der Welt dasteht, in einem fast ununterbrochenen, innigen Contacte mit den Negern, der entschieden und im höchsten Grade nachtheilig auf sein geistiges, sittliches und physisches Leben einwirkt. Der so oft angefeindete Satz, dass die Neger die brasilianische Jugend erziehen, entbehrt durchaus nicht jeglicher Begründung.

Natürlich gibt es auch höchst ehrenvolle Ausnahmen von dieser Regel und viele Aeltern überwachen mit der gewissenhaftesten Sorgfalt die Erziehung ihrer Kinder. Mancher einsichtsvolle Vater erinnert sich dabei seiner eigenen Jugendzeit und sucht seinen Sohn den unglücklichen Folgen, die er an sich selbst erfahren hat, zu entziehen. In keinem Verhältnisse treten die Schattenseiten der Sklaverei greller und einschneidender hervor, als in der erwähnten Kindererziehung. Es ist wahrlich keine schroffe und ungegründete Behauptung, dass, solange hierin nicht eine radicale Aenderung getroffen wird, die brasilianische Nation nie einen sittlichen Aufschwung nehmen und sich zu einem wahrhaft gebildeten Volke entwickeln kann.

Bei dieser Gelegenheit muss ich noch einen Zug aus dem Leben der Brasilianer hervorheben, den ich immer mit Wohlgefallen beobachtet habe. Es ist die grösste Ehrfurcht und die achtungsvollste Rücksicht der Kinder gegen ihre Aeltern, und hierin könnte das brasilianische Familienleben mancher Nation, die sich auf ihre Bildung sehr viel zugute thut, als Vorbild dienen. Nie wird ein junger Brasilianer in Gegenwart seiner Aeltern vorlaut oder unbescheiden sein, er wird sich nie einer Rücksichtslosigkeit irgendeiner Art gegen sie schuldig machen; es geht so weit, dass er, selbst schon verheirathet, in Anwesenheit seiner Aeltern nie rauchen wird, ohne von ihnen dazu aufgefordert zu werden.

Im engern brasilianischen Familienkreise findet auch der Fremde viele Gemüthlichkeit und einen herzlichen, erheiternden

Umgang, das Gegentheil aber im Salonleben. Eine brasilianische Soirée ist in der Regel die fadeste Vereinigung, die man sich nur denken kann. Die Frau des Hauses sitzt mit einer oder zwei Damen auf dem Sofa und im Halbkreise auf der einen Seite die übrigen Damen, auf der andern die Herren. Erfrischungen, Thee, Backwerk und Zahnstocher werden von den Sklaven herumgereicht. Jeder spricht mit seinen Nachbarn halblaut und langweilt sich ein paar Stunden lang entsetzlich. Zuweilen wird dieser peinliche Zustand durch Musik und Gesang unterbrochen, und die Höflichkeit verlangt, dass man auch den mittelmässigsten Productionen Aufmerksamkeit und Beifall spende. Privatbälle sind häufig und es wird auf denselben oft ein sehr grosser Luxus entwickelt, vorzüglich durch Diamantgeschmeide, was im Lande der Diamanten leicht begreiflich ist. In verschiedenen Clubs werden öffentliche Bälle veranstaltet und öfters auch von der kaiserlichen Familie besucht. Das Casino fluminense, dem Passeio publico gegenüber, ist prachtvoll und hat wol in ganz Südamerika keinen ebenbürtigen Concurrenten. Seine luxuriöse Einrichtung scheint aber das Gesellschaftskapital gänzlich aufgerieben zu haben.

An Gelegenheit zum Theatergenusse fehlt es in Rio de Janeiro nicht. Das Theatro lyrico fluminense auf dem Campo de Santa Anna ist für Opern bestimmt, und hat sich schon öfter der Mitwirkung ausgezeichneter Kräfte (Italiener) zu erfreuen gehabt. Der Staat subventionirte es mit dem Reinertrag von 36 Staatslotterien hauptsächlich für den Bau eines neuen Hauses. Es bestand früher zur Heranbildung von Sängern eine Imperial Academia de Musica, die vor wenigen Jahren aufgehoben, dafür aber eine Opera lyrica nacional (1860) geschaffen wurde. Sie gibt ihre Vorstellungen ebenfalls im Theatro lyrico. Die Zukunft mag lehren, ob sie lebensfähig ist. Der grösste Theil der Sänger an dieser Oper sind Brasilianer; sie haben auch schon mit glücklichem Erfolge die Werke brasilianischer Componisten dem Publikum vorgeführt. Eine Academia conservatora de Musica zur musikalischen Bildung (sowol Gesang als Instrumental-

musik) steht unmittelbar unter dem Ministerium des Innern und zählt durchschnittlich 60—80 Schüler und Schülerinnen.

Das grösste Theater für dramatische Vorstellungen ist das Theatro de S. Pedro d'Alcantara, ein geräumiges und schönes Haus, das nach einem dringend gebotenen Umbaue 1857 wieder (das Theater ist dreimal abgebrannt) eröffnet wurde. Es geniesst vom Staate eine beträchtliche Subvention. Die Kunstkritik und die Urtheile des gebildeten Publikums sind ihm nicht günstig gestimmt. Ein Deputirter erklärte in einer Kammerverhandlung bei Berathung des Finanzgesetzes, dass dieses Mustertheater (Theatro modelo) ein Muster von faulem und veraltetem Zeuge und schlechtem Geschmacke sei, ein Theater, in dem nicht einmal richtig portugiesich gesprochen werde, und eine der am besten redigirten Zeitungen in Rio de Janeiro nannte es ein Pandaemonium, in dem die Kunst und die Sprache die Schande der empörendsten Verachtung erleiden.[1])

Dieses Urtheil erscheint doppelt scharf, wenn man weiss, dass in Rio de Janeiro durch kaiserliches Decret vom 19. Juli 1845 ein dramatisches Literaturtribunal unter dem Namen Conservatorio dramatico brasileiro errichtet wurde, dessen Censur ein jedes auf irgendeinem Theater der Hauptstadt zur Aufführung kommende Stück unterworfen werden muss. Dieses Censurtribunal besteht aus drei Präsidenten (einem Ehren-, einem Effectiv-, einem Vicepräsidenten), zwei Secretären und einem Secretäradjuncten, einem Kassir, einem Anwalt und elf Räthen. Ich kenne zwar den Wortlaut des betreffenden Decretes ganz genau, aber ich gestehe offen, dass mir die *leitenden Grundsätze* des Tribunals sehr unklar sind, denn es kommen eine Menge von Stücken zur Aufführung, die allerdings weder grob noch fein gegen die Sittlichkeit verstossen, wohl aber schwere Sünden

---

[1]) Quanto á enorme e iniquissima subvencão ao Theatro de S. Pedro d'Alcantara o orador (o Sr deputato Landulpho) apenas repito ó que esta na conciencia de todos. Protegerse com largas sommas, roubodas à fome de uma parte do Imperio a Instituição de um pandaemonio artistico onde a arte e lingoa soffrem a ignonimia do mais revoltante desprezo é alimentarse à corrupção do gosto pelo espectaculo constante de ridiculas scenas.

gegen den guten Geschmack, ja gegen den gesunden Menschenverstand und geradezu eine Beleidigung gegen das Publikum sind. Nach meiner Ansicht ist ein Theaterstück mit etwas laxer Moral, aber geistreich behandelt, weit weniger gefährlich, als ein solches, in dem in schwülstigen Phrasen der höhere Blödsinn emphatisch declamirt wird. Von den 2—400 (!!) Stücken, die dem Conservatorio jährlich zur Censur unterbreitet werden, erhalten 90—95 Procent das Admittitur! In ihrem überwiegenden Theil stellen sie dem Tribunal ein gewaltiges Armuthszeugniss aus und beweisen, dass es eher aus Splitter- als aus Kunstrichtern zusammengesetzt ist.

Das zweite Theater zu dramatischen Vorstellungen ist das Theatro Gymnasio dramatico da sociedade dramatica nacional (provisorisches Gebäude); das dritte das Theatro de S. Januario. In diesen beiden Schauspielhäusern wird in der Regel weit besser gespielt als im Mustertheater S. Pedro d'Alcantara, was aber die Häuser selbst betrifft, so stehen sie weit hinter diesem. Im Theater S[ta] Theresa und S[ta] Leopoldina in der Vorstadt Botafogo wird nicht regelmässig gespielt, sondern nur, wenn gerade irgendeine Compagnie hier ihre Rechnung zu finden glaubt.

Ich befand mich eines Tages im Gespräche mit einigen Bekannten in der Buchhandlung der Rua da Quitarda, als eine sehr elegant gekleidete, aber sehr verblühte Dame zu uns trat und uns auf äusserst ungezwungene Weise zu ihrem Benefize in einem Theater zweiten Ranges einlud. Ein witziger Brasilianer und, wie es sich später herausstellte, ein alter Bekannter der Benefiziantin, der längere Zeit in Europa gelebt hatte, sagte mir, nachdem sich diese entfernt hatte: „Da haben Sie wieder einen Unterschied zwischen Europa und Brasilien. In europäischen Hauptstädten werden die Schauspielerinnen zweiten Ranges gewöhnlich Lustdirnen, bei uns aber werden öffentliche Mädchen, wenn sie altern, Schauspielerinnen“.

Da wir in den Theatern der Hauptstadt nicht, wie sie es sein sollten, Bildungsanstalten des ästhetischen Sinnes und guten Geschmackes (etwa Damentoiletten ausgenommen) finden, so wollen wir uns nun die eigentlichen Bildungsanstalten näher

betrachten und, mit den einfachsten beginnend, stufenweise zu den höhern fortschreiten.

Von den Vernichtern Brasiliens wurde in der deutschen und französischen Presse dem transatlantischen Kaiserreiche wiederholt der schwere Vorwurf gemacht, dass es den Volksunterricht in hohem Grade vernachlässige und in seinen Leistungen für dieses hochwichtige Bildungsmittel weit hinter den europäischen Staaten zurückstehe. Da ich die feste Ueberzeugung habe, dass keiner von allen, die Brasilien diesen Vorwurf machen, sich je einlässlich mit dieser Frage beschäftigt, noch viel weniger je eine brasilianische Volksschule betreten hat, so glaube ich mich um so mehr berechtigt, hier über dieses Verhältniss mein Urtheil abgeben zu können, als ich auf meinen Reisen durch Brasilien dem Primärunterrichte grosse Aufmerksamkeit geschenkt habe, und so oft es mir nur möglich war, auch in den entfernten Provinzen des Innern des Landes die Volksschulen besuchte. Es sei mir aber auch vergönnt, bei meinen Bemerkungen einen vergleichenden Seitenblick auf den Volksunterricht jenes europäischen Staates zu werfen, der sich bei jeder Gelegenheit rühmt an der Spitze der Civilisation zu stehen, und dessen Monarch sich berufen glaubt, seine civilisatorische Mission nach den entferntesten Weltgegenden ausdehnen zu sollen, während es mit der Volksbildung im eigenen Lande doch so erbärmlich aussieht.[1]) Ich halte mich für die Belege an eine treffliche Abhandlung von *Jules Simon* „L'Instruction primaire et les bibliothèques populaires“ (en France) in der Revue des deux Mondes, 15. September 1863.

Unter den vielen schweren Sünden des portugiesischen Mutterlandes gegen seine wichtigste Colonie war die Hemmung des Unterrichtes eine der folgenschwersten. Nicht zufrieden, die

---

[1]) Nous autres Français qui faisons magnifiquement les choses, qui payons comme on dit notre gloire au Mexique et en Cochinchine et qui renversons les maisons par centaines pour nous faire la capitale la plus moderne et la plus rectiligne du monde entier, nous ne donnons propositionellement à nos écoles la huitième partie de ce que donne aux siennes la petite république de Genève. Jules Simon l. c. p. 350.

Volksbildung, statt zu fördern, auf eine rohe Weise zu unterdrücken, schlug es auch die höhere Bildung in schwere Fesseln. Nur den Söhnen der bessern Familien war es möglich, einigen Unterricht zu geniessen, der in Brasilien mit mangelhaften Gymnasialstudien seinen Abschluss fand. Der nach höherm Wissen strebende junge Mann war gezwungen, nach Portugal zu reisen und in Coimbra die Universität zu besuchen. Mit der Unabhängigkeit Brasiliens wurde eine neue Bahn gebrochen. Der §. 22 des Artikels 179 der Constitution erklärt den Primärunterricht unentgeltlich für alle brasilianischen Bürger und der folgende §. betrifft die Errichtung von Collegien und Universitäten. Durch Gesetz vom 15. October 1827 wurde die Errichtung von Elementarschulen in allen Städten, Flecken und grössern Dörfern angeordnet; durch Gesetz vom 11. October 1827 die beiden juridischen Facultäten in Olinda und São Paulo errichtet und den 7. August und 14. October 1832 die beiden medicinischen Schulen in Bahia und Rio de Janeiro statuirt.

Die politischen Bewegungen der beiden ersten Decennien der Existenz des jungen Kaiserreichs waren der Entwickelung der Volksschulen nicht günstig, und es blieb erst dem jetzigen Monarchen vorbehalten, der Volksbildung die vollste Aufmerksamkeit zu schenken. In staunenswerther Progression vermehrten sich nun die Primärschulen vom Uruguay bis zum Amazonenstrome durch alle Provinzen des Reichs. Der ausgezeichnete englische Naturforscher Bates, der elf Jahre lang den Amazonenstrom bereiste, sagt in seinem trefflichen Werke „The naturalist on the River Amazonas" (1863): „Es gibt in diesen entlegenen Gegenden kaum ein Dorf, das nicht seine Primärschule hätte und dessen Lehrer nicht den nämlichen Gehalt bezöge wie der Geistliche, nämlich circa 1800 Franken." Und das in der vom Centrum der Regierung entferntesten Provinz. Es ist nur der strengsten Wahrheit gemäss, wenn ich sage, dass kein einziger europäischer Staat in so *kurzer* Zeit so *viel* für Volksschulen gethan hat wie Brasilien. Vor einigen Jahren (6. Mai 1860) trat in Rio de Janeiro ein Verein unter dem Namen Academia pedagogica ins Leben, der es sich zur Aufgabe stellte, die Be-

dürfnisse des Primärunterrichts zu studiren, ein Beweis, dass eine rege Theilnahme an diesem so überaus wichtigen Gegenstande auch über die Regierungskreise hinausreicht.

Im Jahre 1857 hatte in Frankreich auf je fünf Kinder eins keinen Unterricht genossen. Jules Simon sagt, indem er dieses Factum anführt: „Il faudrait que tout le monde sût ce chiffre par coeur. Il y a en France 879611 enfants, près de 1 million d'enfants qui absolument n'apprennent ni à lire, ni à écrire.“ Nach seinen Angaben konnten im Jahre 1860 von 306314 jungen Leuten, die auf der Rekrutenliste standen, 89878, also 29 Procent, weder lesen noch schreiben, und 9337 blos auf das nothdürftigste lesen. Unsere Autorität bemerkt dabei, dass, während die Schulstatistik nicht einmal den vierten Theil der Kinder als gänzlich ununterrichtet angibt, die Rekrutirung dagegen mehr als ein Drittel solcher ausweist. Und dieses Verhältniss finden wir in Frankreich, einem dicht bevölkerten Lande, in dem der Volksunterricht seit *Jahrhunderten* durch Gesetze geregelt ist. In Brasilien, wo geschlossene Ortschaften selten und in grossen Entfernungen auseinanderliegen, fast die Hälfte der Bevölkerung auf Landgütern oder einsamen, kleinen Besitzungen (sitios) wohnt und ein Schulbesuch den Kindern dieser abgeschieden wohnenden Familien geradezu unmöglich ist, entbehrt allerdings eine grössere Quote der Kinder des öffentlichen Unterrichts als in Frankreich; bei Berücksichtigung aller der angegebenen Umstände darf aber daraus der Regierung kein Vorwurf gemacht werden, denn sie thut für den Volksunterricht weit mehr als Frankreich.

Während die französische Regierung auf je sechs Individuen ihrer Gesammtbevölkerung jährlich *einen* Franken für Elementarunterricht ausgibt, so gibt Brasilien auf je 4,7 Personen seiner Staatsbürger einen Franken zum nämlichen Zwecke aus. Die Gehalte seiner Volkslehrer variiren von 4—600 Milreis (also von 1000—1500 Franken); sie dürfen also bei ihrem Berufe nicht *hungern*. Indem Jules Simon von den elenden Gehalten der französischen Volkslehrer spricht, bemerkt er: „C'est une mauvaise condition que d'avoir faim et d'avoir chez soi une femme et des enfants qui ont faim, pour faire la classe tous les jours

pendant six heures, et c'est un mauvais spectacle, un mauvais enseignement pour les enfants et pour leurs parents, que de voir l'instituteur vêtu de haillons.“ Und weiter unten: „Aujourd'hui même, avec les 6 millions que donne l'état et les 16 millions que rend la rétribution scolaire, on compte encore par milliers les instituteurs communeaux qui peuvent envier la position d'un bon valet de charrue.“ Also trotz der Staatsbesoldung und der Einnahme des Schulgeldes beneiden noch Tausende von französischen Schullehrern das Loos eines Ackerknechtes! Es ist aber wohl zu bemerken, in Brasilien ist, wie schon oben angeführt, der Volksunterricht unentgeltlich und der Staat trägt die ganze Ausgabe für denselben, während in Frankreich der Staat kaum mehr als ein Drittel der kärglichen Besoldung der Elementarlehrer bestreitet und beinahe zwei Drittel die Aeltern der schulbesuchenden Kinder tragen müssen. Welcher Staat leistet nun mehr, Brasilien oder das hochcivilisirte Frankreich?

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung in Brasilien, dass für die Stellen von Volksschullehrern bisjetzt noch eine so sehr geringe Concurrenz statthat, dass immer eine beträchtliche Anzahl davon vacant sind, trotzdem die Regierung durch häufige Concurse und besondere Vergünstigungen ihr Möglichstes thut, diese Lücken auszufüllen. Ich bemerkte schon an einem andern Orte[1]), dass der Grund dieser auffallenden Erscheinung, der in Europa wol nicht vorkommt, weniger im *Mangel* an befähigten Individuen zu suchen sein dürfte, als in der *Trägheit* der befähigten Individuen und der ziemlich allgemeinen Abneigung, sich einer anstrengenden Beschäftigung zu widmen, vielleicht auch in der Unregelmässigkeit der Ausbezahlung der Besoldung, denn in den Provinzialkassen ist oft grosse und andauernde Ebbe. Diese Uebelstände werden ohne Zweifel durch eine grössere Ausbildung der Administration nach und nach verschwinden.

Jede Provinz ist in eine gewisse Anzahl von Studienkreisen (Circulos litterarios) abgetheilt, von denen ein jeder unter einem

---

[1]) Die Provinz Minas geraes. Ergänzungsheft IX zu Petermann's Geographischen Mittheilungen. S. 24.

eigenen Studiendirector (director do circulo) steht. Jeder Kreis zerfällt wiederum in kleinere Bezirke (agencias de ensino), die ein Aufseher (fiscal) überwacht. Die Oberleitung führt der Generalstudiendirector (director geral da instruccão publica) in der Provinzialhauptstadt. Diese Organisation ist zweckmässig, indem sie bei der grossen Territorialausdehnung eine Ueberwachung des Unterrichts sehr erleichtert; sie würde aber noch weit erspriesslicher sein, wenn die Studiendirectoren in der Erfüllung ihrer Pflichten weniger lässig wären.

Realschulen (Cadeiras do 2° grado) sind in allen grössern Ortschaften; ihre Organisation lässt noch manches zu wünschen übrig, da wichtige Lehrgegenstände gar nicht berücksichtigt werden, während auf den Gymnasien (Cadeiras da instruccão secundaria v. intermedia) besonders in den Provinzialhauptstädten die Unterrichtsgegenstände wieder zu sehr gehäuft sind.

Das öffentliche Gymnasium in Rio de Janeiro, *o Imperial Collegio de Pedro Segundo*, wurde den 2. December 1837 gegründet und den 25. März 1838 feierlich eröffnet. Im Laufe der Zeit erkannte man, dass bei der grossen Ausdehnung der Stadt dieses Eine Gymnasium nicht genüge; es wurde daher die Errichtung eines zweiten mit Benutzung der nämlichen Lehrkräfte für interne Schüler beschlossen, was durch Decret vom 24. October 1857 geschah. Diese beiden Schwestercollegien entsprechen durchaus den Anforderungen der Pädagogik an eine derartige höhere Lehranstalt. Beide sind zahlreich besucht. Der Curs ist ein siebenjähriger und umfasst Religion, biblische Geschichte, portugiesische, griechische, lateinische, französische, englische, deutsche, italienische Sprache, Geographie, brasilianische Geschichte, Philosophie, Rhetorik, Aesthetik, Poesie, Naturgeschichte, Physik, Mathematik und Zeichnen, ferner Musik, Tanz und gymnastische Uebungen. Die Preise sowol für die internen als externen Zöglinge sind durchaus den Verhältnissen angemessen.

Eine grosse Anzahl von Privatinstituten, sowol für Kinder als für ältere Knaben und Mädchen, wovon ein grosser Theil von Europäern gegründet und geleitet sind, genügt mehr als

hinreichend für die Bedürfnisse der Hauptstadt. Ausserdem befinden sich noch einige wirklich gute Privatinstitute für Knaben in Petropolis und Neufreiburg, wohin selbst von Rio de Janeiro häufig Zöglinge gesendet werden.

Ich habe schon im vorhergehenden Kapitel erwähnt, dass Brasilien keine Universitäten, sondern nur getrennte Facultäten in verschiedenen Städten besitzt. In Rio de Janeiro sind eine theologische und eine medicinische Facultät. Die erstere hat ihren Sitz im erzbischöflichen Seminarium (Seminario episcopal de São José), das 1739 durch den Bischof D. Fr. Antonio de Guadeloupe gegründet wurde. Es ist auffallend, zugleich aber charakteristisch, dass an dieser theologischen Facultät *Hebräisch* gar nicht gelehrt wird und dass erst 123 Jahre nach ihrer Gründung (1862) eine Lehrkanzel für *griechische* Sprache und eine für *Exegese* errichtet wurde! Die Priesterseminarien sind der faulste Punkt des gesammten Erziehungswesens in Brasilien, da sie dem directen Einflusse der Regierung entzogen und in den Händen eines Klerus sind, der in seiner überwiegenden Mehrzahl keinen Anspruch auf Bildung, Aufklärung und Toleranz machen kann.

Einen viel ehrenvollern Platz nimmt dagegen die medicinische Facultät ein. Es wirken an ihr viele Männer von bedeutender wissenschaftlicher Befähigung, die zum Theil in Europa ihre Studien gemacht haben. Sie steht allerdings nicht auf der Höhe der medicinischen Facultäten an deutschen Universitäten und es sind besonders die wichtigen Zweige der Physiologie, der pathologischen Anatomie und Chemie so ziemlich vernachlässigt. Es ist keine Initiative zu schwierigen, selbständigen Forschungen und Untersuchungen vorhanden und Mikroskop und Reagentien werden noch viel zu wenig gehandhabt. Zu bedauern ist es, dass die Professoren mit der deutschen Fachliteratur fast gar nicht vertraut sind und daher aus dieser unerschöpflichen Fundgrube keinen Nutzen ziehen können. Wie in den übrigen medicinischen Schulen Südamerikas ist hier der französische Einfluss der weitaus überwiegende.

Die Facultät ist weniger besucht, als man es von der be-

deutendsten medicinischen Schule des Reichs erwarten sollte; 1861 waren blos 100 Studenten der Medicin immatriculirt, von denen 10 doctorirten, und 31 Hörer der Pharmacie. Die Vorliebe für medicinische Studien ist in Brasilien im ganzen genommen sehr gering, und da die diplomirten Aerzte sich meistens in den Hauptstädten niederlassen, so ist in den Dörfern und Flecken ein entschiedener Mangel an ärztlichem Personal.

Als Fachschulen erwähne ich noch die *Centralkriegsschule* (escola central), eine wohlorganisirte Militärakademie zur Heranbildung von Offizieren, die *Kriegsschule* (escola militar) mit zweijährigem Curse für rein militärische Gegenstände; der Curs des zweiten Jahres ist der Ausbildung in den wissenschaftlichen Specialwaffen bestimmt; die *Marineschule* (escola de marinha) mit dreijährigem Curse; die *Handelsschule* (Instituto commercial da Corte), unter dem Ministerium des Innern, in der die Erlernung der fremden Sprachen verhältnissmässig zu wenig berücksichtigt wird, und endlich die *Akademie der bildenden Künste* (Academia Imperial das bellas Artes), gegründet 1824, aus der bisjetzt freilich noch kein Künstler von Bedeutung hervorgegangen ist; sie besitzt eine Galerie von Gemälden und Sculpturwerken, unter erstern einige werthvolle Stücke.

Wir vermissen in Rio de Janeiro ein von der Regierung gegründetes polytechnisches Institut; es besteht zwar unter dem Präsidium des Staatsraths Eusebio Quiros ein *Lyceo de artes e officios*, aber trotz seiner 19 Professoren und 4 Adjuncten ist es nicht im Stande, ein wohlorganisirtes Polytechnicum zu ersetzen.

Die *Nationalbibliothek* (Bibliotheca nacional e publica da Corte) in einem hübschen und zweckmässigen Gebäude, dem Passeio publico gegenüber, steht unter der Direction des Frei Camillo de Monserrate, eines sehr gebildeten und gelehrten französischen Benedictinermönchs; sie zählt an 100000 Bände. Von der jährlichen Dotation von 10—12 Contos de Reis wird die Besoldung der Beamten und der Ankauf neuer Werke bestritten. Dem Publikum ist sie an allen Werktagen von morgens um 9 Uhr bis nachmittags um 2 Uhr geöffnet. Alle höhern Fach-

schulen, wie die medicinische Facultät, die Kriegs- und Militärschule, die Marineschule (8000 Bände und 1700 Karten), das historisch-geographische Institut haben ihre eigene Bibliothek. Ebenso besitzen mehrere Lesevereine nicht unbedeutende Büchersammlungen. Die älteste ist die des deutschen Vereins Germania (16. August 1820); die englische (1826) soll reich und gewählt sein; die portugiesische (1837) zählt 32—33000 Bände, ebenso stark ist die von einer einheimischen Lesegesellschaft 1847 gegründete Bibliotheca fluminense. An diese reiht sich noch eine öffentliche Leihbibliothek.

Es ist jedenfalls ein ehrenvolles Zeichen für die Bestrebungen nach Bildung der Bevölkerung von Rio de Janeiro, dass im Jahre 1863 daselbst schon 15 Buchhandlungen etablirt waren, während vor 30 Jahren der vierte Theil davon den Bedürfnissen der Hauptstadt genügte. Den hervorragendsten Platz unter ihnen nimmt die *Buch- und Verlagshandlung von E. und H. Lämmert* ein. Dieses Etablissement ist von solchem Umfange und solcher Bedeutung, dass ich nicht umhin kann, einige Notizen darüber mitzutheilen; sie dienen vielleicht dazu, denjenigen, die Brasilien nur von unwissenden Fazendeiros und schwer mishandelten Sklaven bewohnt glauben, eine etwas bessere Meinung vom Kaiserreiche beizubringen.

Herr *Eduard Lämmert* gründete im Jahre 1827 in Rio de Janeiro eine Sortimentsbuchhandlung. Acht Jahre später folgte ihm sein Bruder Heinrich nach Brasilien und wurde bald Theilnehmer am Geschäfte. 1838 errichteten die beiden Brüder eine Buchdruckerei und verbanden mit ihr ein Verlagsgeschäft, das sich ungemein rasch entwickelte. Die Druckerei befindet sich in der Rua dos invalidos neben der portugiesischen Kirche in einem zweckmässig eingerichteten, umfangreichen Gebäude. Ihr Personal besteht aus 50—60 Setzern und Druckern, die sechs Stanhopehandpressen und drei mit Dampf getriebene Druckmaschinen aus der bekannten Fabrik von König & Bauer beschäftigen. Sämmtliche Pressen drucken durchschnittlich pr. Tag 24000 Bogen oder jährlich beiläufig 7—8000 Ries Papier. Eine Stereotypengiesserei nach den neuesten Einrichtungen, Maschi-

nen zum Schneiden von Spatien und Linien für mathematische Figuren, galvanoplastische Apparate, Satinir- und Glättpressen und eine Buchbinderei stehen mit der Druckerei in Verbindung. In der Buchbinderwerkstätte fertigen 60 Arbeiter monatlich 4 bis 5000 Einbände und 13—14000 Broschüren an. Im Besitze aller mechanischen Hülfsmittel neuester Erfindung gehen aus ihr Einbände hervor, die den Vergleich mit den vorzüglichsten europäischen Arbeiten nicht scheuen dürfen.

Die Zahl der verschiedenen Verlagsartikel betrug 1862 über 340 grössere und kleinere Werke, darunter Ausgaben mit zahlreichen und schönen in Europa angefertigten Stahlstichen, wie das „Museo pittoresco", 2 Bde. 4.; „Gabinete de leitura"; „Geschichte Napoleon's" u. s. w. Die Verleger liessen mehrere deutsche Werke ins Portugiesische übersetzen, z. B. Bredow's Weltgeschichte, Werther's Leiden, Wieland's Oberon, die berühmten Jugendschriften von Christoph Schmid, eine Reise nach dem heiligen Lande, selbst den von der Kinderwelt so sehr verehrten Struwelpeter u. s. w.

Eine Publication von anerkannter Wichtigkeit ist der alljährlich erscheinende „Almanak administrativo commercial e industrial da Corte [1]) e da Provincia do Rio de Janeiro". Er erschien zuerst 1844 als ein unscheinbares Büchlein von 288 Seiten in 18. und ist seitdem zu einem Bande in gross 8. von mehr als 1500 Seiten und einer Auflage von 3000 Exemplaren angewachsen. Das Supplement enthält ausser Auszügen aus den jährlichen Kammerberichten der Minister werthvolle statistische Angaben sowie die wichtigsten neuern Gesetze und Decrete. An diesen Almanach schliesst sich die Publication eines eigenthümlichen Kalenders (Folhinha) in Buchform, der in 50 verschiedenen Ausgaben verbreitet wird. Das Kalenderbüchlein enthält ausser einer jovialen Einleitung, dem eigentlichen Kalender, den Postcursen, einer Jahreschronik u. s. w. noch einen Anhang bald ernsten, bald heitern, bald belehrenden Inhalts, von dem der

---

[1]) Rio de Janeiro wird gewöhnlich unter dem Ausdrucke Corte, unserm Residenz entsprechend, bezeichnet.

Kalender seinen Titel führt (z. B. Folhinha historica brasileira, Folhinha de Justiça, Folhinha geographica, Folhinha do charadista u. s. f.).

Dieser Kalender wusste den Weg durch das ganze Kaiserreich und zu allen Schichten der Bevölkerung zu finden; ich bin ihm überall auf meinen Reisen begegnet und in den entferntesten Dörfern wird seiner jährlichen Ankunft mit eben dem Verlangen entgegengesehen, wie wir es in Erwartung wichtiger telegraphischer Depeschen kaum grösser haben. Als Beweis seiner überaus günstigen Aufnahme mag die Angabe dienen, dass die Auflage von 5000 Exemplaren des ersten Jahres (1839) auf 80000 gestiegen ist. Es sind diesem wirklich volksthümlichen Büchlein nur bessere Holzschnitte zu wünschen.

Das Haus Lämmert ist das erste, welches den Buchhandel in Südamerika auf deutsche Weise betrieb und bis in die entferntesten Provinzen des Reichs Verbindungen anknüpfte. Im Jahre 1860 versandte es auf Bestellung seiner Agenten in den Provinzen 285 Collis im Werthe von mehr als 200000 Franken. Die täglichen Ausgaben des Etablissements beliefen sich durchschnittlich über 1200 Franken. Keine südamerikanische Stadt kann ein ähnliches Unternehmen von solcher Bedeutung aufweisen. Ich will nur noch bemerken, dass der Druck durchschnittlich sehr rein und fehlerfrei ist.

Mit französischer Literatur ist die Buchhandlung B. L. Garnier in der Rua do Ouvidor reichlich versehen.

Auffallend und für das geistige Leben von Rio de Janeiro charakteristisch ist die ausgesprochene Neigung zur Bildung von Vereinen. Ich ziehe natürlich die grosse Menge von Gesellschaften und Compagnien mit rein pecuniären Zwecken, z. B. Dampfschiffahrts-, Strassen und Kanalbau-, Gas-, Omnibus-, Strassenreinigungs-, Wasserversorgungs-, Colonisations-Unternehmungen u. s. w. nicht in Betracht; ebenso wenig die zahllosen religiösen Corporationen oder die Wohlthätigkeits- und Musik-Vereine und Clubs u. s. f., sondern will nur jene mit wissenschaftlichen Tendenzen erwähnen.

In erster Reihe führe ich die Facultätsvereine an. Es sind: ein *Juristenverein* (Instituto da Ordem dos avogados brasileiros), 1847 gegründet; ein *Verein der Aerzte* (Instituto medico brasileiro), 1858; zwei *Apothekervereine* (Instituto pharmaceutico brasileiro und Sociedade pharmaceutica brasileira), 1851; und ein *homöopathischer Verein* (escola homoeopathica), 1846. Vereine, deren Zweck literarische Ausbildung ist, sind: Die *Academia philosophica*, 1857; die *Sociedade ensaios litterarios*, 1859; *Gymnasio scientifico litterario brasileiro*, 1848; *Gremio litterario portuguez*, 1856; *Retiro litterario portuguez*, 1859. Eine wichtigere Stelle nehmen die Vereine für Jugendbildung ein. Obenan steht die 1829 unter dem Namen *Sociedade jovial e instructiva* gegründete Gesellschaft für Jugendunterricht, *Imperial Sociedade amante da Instrucão*, die 1832 eine Schule für arme Kinder und Waisen errichtete, in der seit ihrem Bestehen an 2000 arme Kinder Unterricht, Schuhe und zum Theil auch Kleider erhielten. Ihr folgt die schon oben erwähnte Gesellschaft zur Förderung des Primärunterrichts, *Academia pedagogica*, 1860, und endlich die polymathische Gesellschaft, *Instituto polymathico brasileiro*, 1860, mit dem Hauptzwecke: Entwickelung aller Zweige der Wissenschaften und pecuniäre Unterstützung armer studirender Gesellschaftsmitglieder.

Diesen Vereinen reihen sich noch eine Anzahl anderer an, z. B. die Gesellschaft zur Förderung der schönen Künste (*Sociedade propagadore das bellas artes*), 1856, mit ihrem schon erwähnten Lyceo de artes e officios, und eine statistische Gesellschaft (*Sociedade estatistica do Brasil*), 1855; ferner die grossartige Gesellschaft zur Unterstützung der Nationalindustrie (*Sociedade auxiliadora da industria nacional*) in sieben Sectionen (für Agricultur, Fabrikindustrie, Maschinen und Geräthe, freie Künste und Mechanik, Handel und Transportmittel, angewendete Geologie und technische Chemie und Verbesserung der Thierrassen), sie besitzt eine Maschinensammlung und wird von der Regierung, die sie mit 4 Contos de Reis jährlich unterstützt, in Fragen des Ackerbaues und der Industrie häufig consultirt;

und endlich noch eine Ackerbaugesellschaft (Imperial Instituto fluminense de agricultura), 1860.[1])

Ein grosser Theil dieser Gesellschaften hat ihr eigenes Organ zur Veröffentlichung der Arbeiten ihrer Mitglieder. Aus den bei den Vereinen angegebenen Jahreszahlen ihrer Gründung geht hervor, dass die meisten derselben noch sehr jungen Ursprunges sind und aus dem letztverflossenen Decennium datiren. Sie geben aber auch den unwiderlegbaren Beweis der rührigen Entwicklung des wissenschaftlichen Lebens in der Kaiserstadt. Manche Gesellschaften haben, wie wir das überall finden, nur eine kurze Existenz; 1857 waren z. B. in Rio de Janeiro eine Gartenbaugesellschaft und ein Verein für Chemie und Physik, die ich drei Jahre später nicht mehr fand. Ebenso hatte in dieser Zeit eine andere Gesellschaft ihre Thätigkeit eingestellt, sie hatte sich eine dreifache Aufgabe vorgesetzt: Unterdrückung des Sklavenhandels, Beförderung der Colonisation und Civilisation der Indianer. Für erstere brauchte sie nicht mehr zu wirken, da ohne ihr Zuthun der Sklavenhandel aufgehört hatte, den beiden andern war sie nicht gewachsen.

Ich vermisse in Rio de Janeiro einen naturwissenschaftlichen Verein und kann mir dessen Mangel nur an dem sehr geringen Interesse an Naturwissenschaften, das sich überall in Brasilien, trotz der überschwenglichen Fülle an Stoff, den das Land dem Forscher bietet, so fühlbar zeigt, erklären. Von dem naturhistorischen Museum möchte ich lieber schweigen, ich habe es nie ohne ein Gefühl des tiefsten Mismuthes betreten, denn für das, was es sein sollte und könnte, ist es erbärmlich. Die zoologische Abtheilung ist eine fast werthlose Rumpelkammer; die botanische soll vieles Gute enthalten und leidlich geordnet sein. Das Werthvollste der mineralogischen Section, mit

---

[1]) Im Januar 1861 wurde eine neue landwirthschaftliche Gesellschaft unter dem Namen Circulo agricola de São Jose de Cacaria gegründet. Ihr Präsident, der Conselheiro Antonio Pereira Barreta Pedroso, charakterisirte bei der Eröffnungsrede die Agriculturverhältnisse Brasiliens und die Aufgabe des Vereins in so ausgezeichneter Weise, dass ein jeder brasilianische Agriculturminister den grössten Theil dieser Rede in sein Programm aufnehmen sollte.



Ausnahme der Diamanten, wurde von König Johann VI. von Portugal nach Brasilien gebracht. In der ganzen Anordnung vermisst man Verständniss und Kenntniss der Fortschritte der wissenschaftlichen mineralogischen Systematik. Die ethnographische Sammlung macht eine rühmliche Ausnahme; sie ist reich an Waffen, Kleidern, Industriegegenständen u. s. w. der Indianerstämme des Reichs und daher für Brasilien von Wichtigkeit.

Den hervorragendsten Platz unter den Vereinen nimmt durch seine wissenschaftlichen Leistungen das von der kaiserlichen Regierung mit jährlich 5 Contos de Reis dotirte *historisch-geographische Institut* ein. Es wurde im Jahre 1838 auf Anregung des Marschalls *Raymundo Jose da Cunha* und des Kanonikus Januario da Cunha Barbosa, gewissermassen als Zweigverein der obenerwähnten Sociedade auxiliadora da industria nacional, gegründet, löste sich aber bald vom Stamme los, um sich selbständig und kräftig zu entwickeln. Das Institut steht unter der speciellen Protection des Kaisers, der regelmässig den Sitzungen beiwohnt, denselben mit dem grössten Interesse folgt und sich häufig an den Debatten betheiligt. Die Sitzungen werden immer Freitags von 14 zu 14 Tagen in einem Saale des kaiserlichen Palastes in der Stadt abgehalten. Das Institut veröffentlicht unter dem Titel „Revista trimensal do Instituto historico geographico e ethnographico do Brasil“ seine Sitzungsberichte und die eingereichten Abhandlungen und Documente. Es sind bisjetzt einige und zwanzig Bände erschienen. Sie enthalten eine Anzahl äusserst wichtiger Documente zur Geschichte Brasiliens, einzelne tüchtige selbständige Memoiren, werthvolle Biographien ausgezeichneter Brasilianer, aber auch manche hohle, in schwülstige Phrasen eingekleidete Schülerarbeit, auf die das Motto der Revista: „hoc facit, ut longos durent bene gesta per annos, et possint sera posteritate frui“, eine bittere Ironie ist.

Unter der Redaction des Conselheiro *Candido Baptista d'Oliveira*, eines Mitglieds des historisch-geographischen Instituts, erscheint, aber unabhängig von diesem, seit 1857 in vierteljährlichen Heften, eine Revue für Wissenschaften, Literatur und Künste (Revista Brasileira, Jornal de sciencias, lettras e artes),

die wegen der Gediegenheit des grössten Theils ihrer Artikel [1]) eine ehrenvolle Erwähnung verdient.

Auf Anregung des historisch-geographischen Instituts entschloss man sich vor einer Reihe von Jahren (Lei Nr. 884, von 1. October 1856) einige weniger bekannte Provinzen des Reichs durch eine wissenschaftliche Commission erforschen zu lassen, und verlangte vom Reichsrathe die nöthigen Geldmittel, die dieser in liberalster Weise bewilligte. Die Commission (Commissão scientifica oder exploradora) bestand aus fünf Sectionen, an deren Spitze folgende Männer standen: 1. Section für Zoologie Dr. Manoel Ferreira Lagos; 2. Section für Botanik Francisco Freire Allemão (der in wissenschaftlichen Kreisen Europas ehrenvoll bekannte Botaniker), Präsident der Commission; 3. Section für Geologie und Mineralogie Dr. Capanema; 4. Section für Astronomie Dr. Giacomo Raja Gabaglia; 5. Section für Ethnographie der seither verstorbene Dichter Dr. Antonio Gonçalves Dias, zugleich auch Historiograph der Expedition. [2])

Es wurden die umfassendsten Vorbereitungen getroffen, aus Europa vorzügliche, sehr kostspielige astronomische und physikalische Instrumente, eine äusserst reiche naturhistorische Bibliothek, Waffen, Reiserequisiten, eine fabelhafte Menge Chinin u. s. w. bezogen, und endlich die Reise mit Instructionen des Ministeriums des Innern am 26. Januar 1859 nach der nördlichen Provinz Ceará angetreten. Vage Gerüchte, die sich aber Jahrhun-

---

[1]) Nur die mineralogischen und zoologischen Artikel von B. sind schülerhaft und durchaus nicht auf der Höhe der Wissenschaft.

[2]) Die vollständige Zusammensetzung der Commission war folgende: 1. *Botanik*, Chef, Conselheiro Francisco Freire Allemão, Adjunct Dr. Manoel Freire Allemão. 2. *Zoologie*, Chef Manoel Ferreira Lagos, Adjuncte: João Pedro Villa-Real und Lucas Antonio Villa-Real, als Präparatoren ferner Jäger, Handlanger. 3. *Geologie*, Chef Dr. Guilberme Schüch de Capanema, Adjunct Kapitän João Martins da Silva Coutinho. 4. *Astronomie* und *Geographie*, Chef Giacomo Raja Gabaglia, Adjuncte die Flottenoffiziere: João Soares Pinto Brasilio de Siqueira Barbedo, die Ingenieure Caetano de Brito de Sousa Gayoso, Francisco Carlos Lassance Cunha, der Hauptmann Antonio Alvares dos Santos Sousa und der Dr. Agostinho Victor de Borja Castro. 5. *Ethnographie*, Chef Dr. Antonio Gonçalves Dias, Adjunct Dr. Francisco de Assis Azevedo Guimarães, ferner ein Zeichner, ein Metallarbeiter und sechs Soldaten (Handwerker) aus dem Arsenal.

derte hindurch erhalten hatten, von einem grossen Reichthume edler Metalle im Innern jener Provinz hatten bei der Wahl des ersten zu erforschenden Landestheiles an massgebender Stelle den Ausschlag gegeben. Man scheint im Publikum schnelle und eclatante Resultate der Expedition erwartet zu haben und wurde darin getäuscht. Schon nach Ablauf des ersten Jahres zeigte sich eine grosse Misstimmung gegen dieselbe, die immer mehr und mehr wuchs und in den Journalen der Provinz Ceará und in denen der Hauptstadt ein beredtes Echo fand. Man machte sie lächerlich, und das ist bei derartigen Unternehmungen immer eine sehr gefährliche Angriffswaffe. Nachdem sich auch im Reichsrathe gewichtige Stimmen gegen die Fortsetzung der Expedition erhoben hatten, wurde dieselbe durch Ministerialbefehl vom 10. Mai 1861 zurückberufen.

Die wissenschaftliche Commission hat nach meiner Ansicht den Fehler (in den so viele ähnliche Unternehmen verfallen) begangen, vor dem Beginne der Reise zu sehr ins grosse Horn zu stossen, und dadurch sowol in Brasilien als in Europa die Erwartungen auf eine Weise zu spannen, dass jeder Unbefangene von vornherein sagen musste, sie können unmöglich erfüllt werden; daher auch nachträglich hüben und drüben viel Spott. Es ist indessen noch viel zu früh, über die Erfolge der Expedition abzuurtheilen. Das kann erst geschehen, wenn einmal die wissenschaftlichen Errungenschaften veröffentlicht sind, und auch dann kann und darf das grosse Publikum nicht Richter sein. Ein jeder, der sich selbst mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt hat, weiss, wie mühevoll diese sind, und wie oft die Resultate, obgleich von wahrem wissenschaftlichen Werthe, von der Menge gar nicht begriffen werden können.

Die Commission scheint während ihrer Reise, trotzdem der Kaiser sich für dieselbe in hohem Grade interessirte, von der Regierung doch nicht die gehörige Unterstützung genossen zu haben. Eine Reihe von humoristischen Artikeln in einem der grössten Journale Rio de Janeiros (Diario 1861), von einem Diener eines Mitgliedes der Commission unterzeichnet (der Verfasser ist das betreffende Commissionsmitglied selbst), werfen, oft in beissender

Satire, eigenthümliche Streiflichter auf die Commission und enthalten wahrscheinlich weit mehr pikante und unumwundene Geständnisse, als sie uns später der officielle Historigraph machen wird.

Die Expedition hatte den Verlust eines grossen Theils der von dem talentvollen und eifrigen Chef der geologischen Section gesammelten mineralogischen Ausbeute zu beklagen, da der Küstenfahrer, auf dem sie verschifft war, an der Küste von Ceará zu Grunde ging.

Es liegen mir bisjetzt nur ein paar Hefte von den Publicationen der Commission vor. Der rührige Botaniker Freire Allemão hat mit werthvollen Untersuchungen den Reigen eröffnet. Das einleitende Heft, wahrscheinlich von Dias, enthält ausser den Instructionen und einer sehr gedrängten Uebersicht der Reise ein Résumé der wissenschaftlichen Leistungen einer jeden Section. Aber auch diese Berichte, die zum Theil sehr dürftig ausgefallen sind, können noch nicht als Maasstab zur Beurtheilung der Leistungen der Commission dienen.

Es will mich übrigens bedünken, dass der Verfasser gleich in der Einleitung von den schweren Opfern, die die Mitglieder der Wissenschaft gebracht, von ihrer Opferwilligkeit, von ihren Leiden und Gefahren weit mehr gesprochen hat, als es unter Jüngern der Wissenschaft gebräuchlich ist; dass es ferner nicht ganz passend erscheint, wenn er schon in den einleitenden Worten auf diese Weise, wenn auch vergeblich, Mitleidskapital bei den Lesern machen will, und dass er als Historiograph und Theilnehmer an der Expedition seine Collegen von vornherein allzu sehr lobt. Das Loben soll er billigerweise unparteiischen Beurtheilern überlassen.

Die Expedition hat von $18^{56}/_{57}$—$18^{61}/_{62}$ (laut Bericht des Finanzministeriums von 1863) die Summe von 573 Contos de Reis, also über *anderthalb Millionen* Franken gekostet, wovon auf die Reisejahre 1859—61 über 1,200000 Franken kommen.

Betrachten wir die grossen Leistungen anderer Reisenden bei Mitteln, die im Vergleiche zu dieser Summe verschwindend klein sind, z. B. die eines Humboldt und Bonpland, Natterer, Spix

und Martius, d'Orbigny, ferner die eines Dr. Barth und anderer Afrikareisender, eines Dr. Antonio Raymundi in Peru, und noch einer sehr grossen Anzahl reisender Naturforscher, so sind wir jedenfalls berechtigt, unsere Erwartungen hinsichtlich der wissenschaftlichen Errungenschaften der Expedition *sehr hoch* zu spannen, denn mit einer solchen enormen Summe lässt sich — selbst in Brasilien — schon Ausserordentliches in allen Disciplinen der Naturwissenschaften leisten.

Da wir nun schon einen flüchtigen Blick auf die Gelehrtenrepublik Brasiliens geworfen haben, so wollen wir noch etwas länger dabei verweilen. Es ist einigermassen auffallend, dass das heutige Brasilien nur einen einzigen Gelehrten in exacten Wissenschaften aufzuweisen hat, dessen Name in Europa bei den Fachmännern gekannt ist und in Ansehen steht; es ist der schon mehrmals erwähnte Botaniker Conselheiro Francisco Freire Allemão. In keinem der übrigen Zweige der descriptiven Naturwissenschaften, ebenso wenig in Chemie, Physik oder Astronomie hat sich irgend ein Brasilianer der Neuzeit durch Leistungen hervorgethan, die seinen Namen in der europäischen Gelehrtenwelt eingebürgert hätten. Das Nämliche gilt für die medicinischen Wissenschaften. Der Name keines einzigen brasilianischen Arztes als Histolog, Physiolog, Patholog, Therapeutiker, Operateur oder Gynäkolog ist in ärztlichen Kreisen der Alten Welt gekannt. Es ist dadurch nicht gesagt, dass nicht unter den Vertretern gerade dieser Zweige der Wissenschaften sich sehr tüchtige, sogar ausgezeichnete Männer befinden, sie haben es bisher aber noch nicht weiter als bis zum localen Ruhme gebracht.

Um in den descriptiven Naturwissenschaften mit Erfolg arbeiten zu können, sind Hülfsmittel nöthig, wie sie in Brasilien, insbesondere für Zoologie, gar nicht existiren. Grossartige Museen und ebenso grossartige Bibliotheken sind dazu unumgängliche Erfordernisse. Es mag sich daher auch der Bearbeiter des zoologischen Theils der wissenschaftlichen Expedition sehr hüten, nicht an einer Klippe Schiffbruch zu leiden, die ausgezeichnete Zoologen, denen die umfassendsten Hülfsmittel zu Gebote standen, nicht immer glücklich umschifft haben. Zur

Publication einer zoologischen Reiseausbeute genügt es nicht, ausser der Befähigung dazu auch noch einige der besten systematischen Werke, Reisebeschreibungen und Faunen zu besitzen und zu consultiren; man muss sich durch jahrelange Studien in die Fachliteratur hineinleben, und besonders aus den zahllosen betreffenden Zeitschriften, die in allen Ländern und Sprachen publicirt werden, mühsam das nöthige Material zusammentragen und dabei stets reiche Museen consultiren können. Es ist erstaunlich, welche Massen zoologischer Gegenstände alljährlich nach Europa gebracht und vorzüglich in Fachjournalen wissenschaftlich verwerthet werden; die Gefahr, Längstbekanntes für Neues zu beschreiben, mehrt sich daher von Jahr zu Jahr.

Auch in den übrigen Wissenschaften sehen wir uns vergebens nach berühmten Namen um, und ausser dem von Fr. Adolf *von Varnhagen*, der als Historiograph auch weit über die Grenzen seines Vaterlandes gekannt und geachtet ist, wüsste ich keinen zu nennen.

Der Grund dieser auffallenden Erscheinung dürfte hauptsächlich in einem Mangel an geistiger Unabhängigkeit zu suchen sein, der seinerseits aus einem blinden Nachbeten der französischen Schulautoritäten entstanden ist. Da Portugal in der Neuzeit keine Männer aufzuweisen hat, die mit europäischem Ruhme an dem Aufbau der Wissenschaften gearbeitet haben und sich also die brasilianischen Studenten nicht an Originalwerke ihrer Muttersprache anlehnen können, vorzügliche fachwissenschaftliche Werke französischer Gelehrten aber entweder ins Portugiesische übersetzt sind, oder doch in der stammverwandten Sprache von ihnen leicht gelesen werden können, so machen sie die französische Auffassung der Wissenschaften zu der ihrigen, ohne jedoch an ihrer fernern Entwickelung mitzuarbeiten.

Diesen sehr bedeutenden Einfluss Frankreichs habe ich auch in den meisten übrigen Staaten Südamerikas beobachtet. Es beginnt übrigens auch in dieser Richtung sich allmählich ein Umschwung fühlbar zu machen, denn viele junge Südamerikaner werden gegenwärtig statt nach Frankreich, wie es früher fast ausschliesslich geschah, nun nach Deutschland zur Erziehung

gesandt, und deutsche und englische Sprache gewinnen in den südamerikanischen Collegien immer mehr und mehr an Boden.

Ueberall aber, wo die geistige Unabhängigkeit gewahrt ist und sich nicht freiwillig in drückende Fesseln geschlagen hat, entwickelt sich das geistige Kapital in Brasilien auf eine Weise, der wir die vollste Anerkennung und Achtung nicht versagen können, so vorzüglich in der Literatur.

Kein einziger Zweig irgendeiner Wissenschaft ist in Brasilien zu einer eigenthümlichen unabhängigen Entwickelung gelangt, es gibt dort keine Originalität der Wissenschaft, aber eine selbständige, durchaus originelle Literatur; eine Literatur, die, auf brasilianischem Boden vor zwei Jahrhunderten entsprossen, sich stetig und glänzend entfaltet hat. Brasilien zählt eine lange Reihe ausgezeichneter Namen als Dichter und Prosaiker, berühmte Männer, so weit die portugiesische Sprache gesprochen und verstanden wird. Sie wären es in ungleich weitern Kreisen, wenn gelungene Uebersetzungen ihre Meisterwerke auch zum Gemeingut anderer Nationen machen würden. Wer von dem grossen deutschen Publikum würde den Dichter Mirza Schaffy kennen, wenn uns nicht Bodenstedt seine herrlichen Lieder übersetzt, wer Nal und Damajanti, wenn uns Rückert nicht das liebliche Gedicht in deutscher Sprache geschenkt hätte?

In Deutschland ist die portugiesische Sprache in den gebildeten Kreisen fast so unbekannt wie die persische und das Sanskrit, daher sind es auch die brasilianischen Werke der schönen Literatur, so sehr eine grosse Zahl von ihnen die weiteste Verbreitung verdiente. Wohl aber ist die *Geschichte der brasilianischen Literatur* in neuester Zeit durch ein vortreffliches Werk des berühmten Kenners der romanischen Sprachen, Herrn Dr. Ferdinand *Wolf,* Custos an der k. k. Hofbibliothek in Wien, jedem Gebildeten zugänglich geworden. Möchten doch alle jene, die der brasilianischen Nation auch nicht das geringste Gute lassen, dieses Werk eines Mannes lesen, der in seinem langen, ehrenvollen wissenschaftlichen Leben noch *nie* sein geläutertes Urtheil irgendeinem Sonderinteresse untergeordnet hat.

Ich hätte gern der brasilianischen Literatur, mit der ich

mich jahrelang auf das eifrigste beschäftigte, einen eigenen Abschnitt gewidmet, wenn ich nicht dadurch die Grenzen, die ich mir bei dieser Skizze gezogen habe, weit überschreiten müsste. Ich verweise daher die Leser, die Interesse an dem Gegenstande nehmen, auf das treffliche Werk Wolf's, will aber doch wenigstens die Namen der ausgezeichnetsten brasilianischen Literaten der Gegenwart hier nennen. Obenan steht Dr. Domingos José Gonçalves de *Magalhaens* (seit 1859 brasilianischer Ministerresident in Wien), der Gründer einer national-brasilianischen Dichterschule, ausgezeichnet als Lyriker und Dramatiker und vorzüglich berühmt durch sein indianisches Epos „A confederacão dos Tamoyos"; Manoel de Araujo *Porto-Alegre,* ein Dichter mit tiefem Sinne, einer feurigen Phantasie, vollendeter Sprache und vielseitiger Bildung; Antonio Gonçalves *Dias,* der bei einem mehrjährigen Aufenthalte in Frankreich und Deutschland sich dem Studium wissenschaftlicher Anstalten widmete, in seiner Heimat besonders durch seine „Poesias americanas" bekannt und geschätzt; in Leipzig hat er auch ein kleines Wörterbuch der Tupysprache herausgegeben; Joaquim Manoel de *Macedo,* sein episch-lyrisches Gedicht „A nebulosa" in sechs Gesängen ist meisterhaft in Hinsicht auf brillante, fliessende Verse und lebensvolle, wenn auch zuweilen zu üppige Tropenbilder; seine Komödien gehören zu den besten, die über die Bühnen Rio de Janeiros gingen; er zeichnet sich auch als fruchtbarer Romanschriftsteller aus, und seine beiden Romane „Die Brünette" (A morenhinha) und „Der Blondin" (O moço louro) haben ihm die vollste Gunst des Publikums gewonnen; S. de *Alencar*, dessen Komödien als treffliche Sittengemälde Rios, wenn auch nicht immer der Form nach vollendet, durch ihre Wahrheit und ihr frisches Colorit die grössten Erfolge erzielten; Joaquim *Norberto de Souza Silva,* einer der hervorragendsten Dichter Brasiliens, vielseitig, fruchtbar, geistreich, stets nach Vollkommenheit in der Form strebend, reich an herrlichen Gedanken und oft gewaltig in seiner Sprache, im Umgange schlicht, bescheiden und liebenswürdig; *Varnhagen* habe ich schon oben

erwähnt, seine Verdienste um die brasilianische Literatur sind in mannichfacher Beziehung sehr bedeutend.

Seit ein paar Jahren erscheint in Rio de Janeiro eine Revue unter dem Titel: „Revista popular", die schon nach kurzem Bestehen die regste Theilnahme in weitesten Kreisen für sich gewonnen hat. Sie zählt die besten literarischen Kräfte zu Mitarbeitern und ihre ganze Tendenz berechtigt zu der Hoffnung, dass sie einen sehr wohlthätigen Einfluss auf den noch wenig geläuterten Geschmack des grossen Publikums ausüben wird. Ich will diesen Abschnitt nicht verlassen, ohne noch einige Bemerkungen über die so sehr wichtige Tagespresse zu machen.

Die Journalistik in Rio de Janeiro hat unbestreitbar eine den grossartigen Dimensionen der Hauptstadt, den ausgedehnten und wichtigen Handelsverhältnissen, dem Centralpunkte einer constitutionellen Monarchie mit freiester Presse und einem sich immer mehr und mehr entwickelnden wissenschaftlichen Leben entsprechende wichtige Stellung errungen. Eine grosse Zahl von politischen Tages- und Wochenblättern und, wie wir gesehen haben, belletristischer und fachwissenschaftlicher Journale befriedigt in ausgedehntestem Masse die Bedürfnisse und das Verlangen nach Politik, Tagesneuigkeiten, Unterhaltung und Belehrung.

Die erste Stelle unter den Tagesblättern nimmt sowol an Abonnentenzahl als an Grösse das „Jornal do commercio" ein. In letzterer Beziehung rivalisirt es mit den Riesenjournalen Englands und Frankreichs. Um sich einen Begriff davon zu machen, genügt die Bemerkung, dass jede Seite 8 Spalten, eine vollständige Spalte 281 Zeilen, also eine Seite 2248 Zeilen mit Perlschrift gedruckt enthält. Das Papier ist stark und gut, der Druck so rein und correct als in irgendeinem Erzeugnisse der europäischen journalistischen Presse. Der Abonnementspreis beträgt für die Hauptstadt 24 Milreis jährlich; mit einem Portozuschlage von 4 Milreis wird es auf Hunderte von Meilen, bis in die entferntesten Provinzen versandt. Es erscheint täglich, Sonn- und Feiertage nicht ausgenommen.

Das Jornal do commercio, Eigenthum der Nachkommen

eines naturalisirten Franzosen, war, solange die brasilianische Regierung kein eigenes Blatt hatte (bis 1862), ihr halbofficielles Organ und daher immer ministeriell, ohne eine ihm eigenthümliche unabhängige Politik zu verfolgen. Nur selten brachte es einen Leitartikel; es wurde grundsätzlich keine der ungemein wichtigen Fragen, die mit der Entwickelung des Kaiserreichs so innig verbunden sind, in diesem Blatte besprochen, und wenn zuweilen der Fall vorkam, dass in demselben doch die eine oder andere in Anregung gebracht wurde, so geschah es immer nur in Correspondenzartikeln aus den Provinzen. Man kann daher mit vollem Recht sagen, dass es seine wichtige, ich möchte sagen civilisatorische Aufgabe, die ihm durch seine Stellung gebotene moralische Verpflichtung der Nation gegenüber nicht von fern erfüllt hat. Es war ein blosses Geldblatt, das aber mit bestem Erfolge seinen Zweck erreichte. Trotzdem es durch Grösse, Typenzahl und Geldertrag mit den ersten Journalen der Welt rivalisirte, stand es doch durch seine totale Bedeutungslosigkeit als historisches, politisches und volksbildendes Organ noch weit hinter den europäischen Blättern zweiten Ranges zurück. Ob es, seit die Regierung ein eigenes officielles Journal herausgeben lässt, sich zu einer ehrenvollern Stellung emporgeschwungen hat, kann ich nicht sagen, da ich es in den zwei jüngstverflossenen Jahren nur selten gelesen habe.

Nach Ankunft der europäischen Dampfer ist das Blatt ausserordentlich reich an transatlantischen Neuigkeiten und publicirt mehrere Tage nacheinander die Mittheilungen seiner europäischen Correspondenten. Man vermisst dabei aber Gesinnungstüchtigkeit des Chefredacteurs. Ich habe z. B. in der nämlichen Nummer des Jornal do commercio einen Artikel gelesen, in dem der König Franz II. von Neapel als der edelste Monarch geschildert und die einzige wahre Stütze des europäischen Princips genannt wird, während auf der folgenden Seite ein anderer Artikel den Erfolgen Garibaldi's in Sicilien entgegenjubelt und hofft, dass es dem Revolutionsführer bald gelingen möge, auch Neapel von dem Drucke der unausstehlichsten Tyrannei zu befreien! Da das Journal in mehrern europäischen Hauptstädten Correspon-

denten von der entgegengesetztesten politischen Färbung hat, so kommt in dem Blatte unter der neuesten Politik ein solches Gemisch zusammen, dass man oft glauben möchte, die Papierkörbe der verschiedensten europäischen Redactionen seien geleert und im Jornal do commercio abgedruckt worden. Es ist nicht in Abrede zu stellen, dass manche Correspondenten geistreich und angenehm schreiben und die politischen Zustände europäischer Länder (insbesondere Frankreichs) gut charakterisiren; meistens aber beschränken sie sich auf eine Revue aus europäischen Zeitungen mit mehr oder minder pikanten Bemerkungen gewürzt, und ergehen sich gern in Stadtklatschereien, die bei der grossen Entfernung von sehr geringem Interesse sind. Mehrere Correspondenzen haben unverkennbar einen specifisch-brasilianischen Legationsanstrich.

Unter dem Titel „Gazetilha“ ist eine Rubrik für Tagesneuigkeiten vom Hofe und der Stadt bestimmt; sie registrirt besonders gewissenhaft Diebstähle, die von der Polizei beigebrachten Gefangenen (meistens Neger und Trunkenbolde) u. s. w., geiselt aber aber auch scharf und mit grosser Hartnäckigkeit viele Misbräuche, z. B. Postunordnungen, Strassenverunreinigungen, mangelhafte Polizei u. s. f. Täglich werden auch die Witterungsbeobachtungen der Sternwarte mitgetheilt, an diese schliesst sich das Todtenverzeichniss an; es enthält Namen, Alter und Vaterland (aber nicht Stand) der Verstorbenen, nebst Bezeichnung der Krankheiten, denen sie erlegen sind. Vom December bis April begann jahrelang diese traurige Liste mit den Opfern des Gelben Fiebers.

Nach der Gazetilha findet das *Mitgetheilte*, „Communicado“, seinen Platz. Diese Rubrik ist meistens kurz, aber beachtenswerth, denn man trifft darin zuweilen ein Körnchen Wissenschaft oder Patriotismus. Manche Artikel stehen in sehr naher Beziehung zu ministeriellen Bureaux, sie sind in der Regel mit gesperrter Schrift gedruckt.

Den Communicados folgen die „Veröffentlichungen auf Verlangen“, *Publicacões a pedido*, ein Potpourri der verschiedenartigsten Inserate, von denen ein Theil mit Namensunterschrift, die

Mehrzahl aber mit Pseudonamen versehen sind. Besonders letztere enthalten gewöhnlich Angriffe auf Behörden, Gesellschaften oder Private. Diese Rubrik ist ein unehrlicher Tummelplatz für alle Leidenschaften; ihr ist nichts heilig. In diesen Publicationen läuft ein jeder Gefahr, seine oder seiner Familie Ehre durch irgendeinen Schuft, der nicht die Stirn hat, offen aufzutreten, besudelt zu sehen. Es ist eine wahre Schmach, dass in dem grössten Journal der brasilianischen Hauptstadt diesem Misbrauche schamlos Thor und Riegel geöffnet sind. Man wird vielleicht fragen, gibt es denn keine Gesetze, die demselben steuern, die dem ungerecht Verleumdeten zur Seite stehen und ihm Genugthuung verschaffen?

Allerdings gibt es solche Gesetze, aber sie sind fast ganz wirkungslos. Der feige Verleumder kauft sich für eine grössere oder geringere Summe einen sogenannten Eisenkopf (testa de ferro), d. h. irgendein verworfenes Individuum, das die Verantwortung auf sich nimmt und nöthigenfalls noch eine hinreichende Anzahl erkaufter falscher Zeugen stellt. Der Verleumder entgeht also, wenn er nur Geld hat, jeder Verantwortung, er schiebt einen Dritten vor. Der Kläger findet daher nicht nur keine Genugthuung, sondern läuft sogar Gefahr, durch meineidige Zeugen die ungerechtesten Anschuldigungen gegen sich erhärtet zu sehen und bei einem theuern Processe noch sein Geld einzubüssen. Nur eine eiserne Handhabung der Gesetze unter loyaler Mitwirkung der Redacteure kann dieser Immoralität endlich Einhalt thun.

Den grössten Theil des Journals nehmen Ankündigungen aller Art ein; officielle Anzeigen, Mittheilungen von Gesellschaften und Vereinen, Schiffsanzeigen, Versteigerungen [1]), unzählige, zum

[1]) In Rio de Janeiro finden täglich eine Anzahl theils gerichtlicher, vorzüglich aber freiwilliger Versteigerungen (leilaõ) aller möglichen Gegenstände statt. Mit diesem Geschäfte sind 18 Versteigerer (Agentes matriculados de leilões) betraut, die sich in ihren Journalankündigungen zu überbieten suchen. Einer von ihnen, Namens Manoel de Oliveira e Sá, hat die Marotte, den Inhalt seiner Anzeigen gewöhnlich noch lateinisch zu recapituliren. Ich kann nicht umhin, einige Proben der Latinität dieses philologischen Versteigerers zu geben:

Opulentae picturae optimis auctoribus factae proxime advenientibus istius urbis auctionandum.



Theil illustrirte, kaufmännische Annoncen; einige Columnen sind mit Gegenständen, die vermiethet, verkauft oder benöthigt werden (diese Anzeigen fangen mit den Worten an: aluga-se, vende-se oder precisa-se), und in denen vorzüglich Sklaven die Hauptrolle spielen, und mit Theateranzeigen u. s. w. gefüllt.

Eine eigene Abtheilung des Journals führt den Titel „Commercio". Sie behandelt mit grosser Ausführlichkeit die tägliche Bewegung des Handelsplatzes und des Hafens. Das Feuilleton dieses Blattes ist der schönen Literatur gewidmet. Früher hatten in demselben ausschliesslich Uebersetzungen französischer Romane die Herrschaft; in neuerer Zeit sind sie durch Originalarbeiten brasilianischer Schriftsteller etwas in den Hintergrund gedrängt worden.

Das zweitgrösste Blatt ist der „*Correio mercantil*", redigirt von Dr. Francisco Octaviano de *Almeida Rosa*. Es hat eine entschieden liberale Tendenz, die es seit seinem 21jährigen Bestehen nie verleugnete. Treu seinem freisinnigen Programm hat es stets die Sklavereifrage auf eine Weise behandelt, die dem Redacteur in den Südstaaten Nordamerikas die schwersten Beleidigungen zugezogen, wenn nicht das Leben gekostet hätte. In Brasilien hat es als entschiedene Gegner die streng conservative und die klerikale Partei, insbesondere letztere, weil es jeden ihrer Uebergriffe unbarmherzig, gewöhnlich aber erfolglos, geiselt. Octaviano ist ein vielseitig gebildeter, hochbegabter Mann und ein feiner und geschickter Redacteur. Seine Leitartikel sind meistens ganz ausgezeichnet, wenn auch oft von drastischer Schärfe, doch in der Regel würdig gehalten.[1])

Dem Correio mercantil schliesst sich das „*Diario do Rio de Janeiro*" mit einer noch ausgesprochenern liberalen Färbung an,

---

Optimum forum admirabilis ornatis magnis gemmis primariae qualitatis, horirii ex auro et argento facti, multa quantitas argenti legis ab opera.

Optimis agriis propriis cum magna quantitate superiori aqua melioris loci proxime istius urbis, salutaris et visus melior est, non plus ultra auctionandi.

[1]) Octaviano trat in neuester Zeit von der Redaction des „Correio" zurück. Er wurde 1865 als ausserordentlicher Gesandter nach den La-Platastaaten geschickt und bald darauf vom Kaiser zum Minister des Aeussern ernannt.

Sein Redacteur ist Dr. Joaquim *Saldanha Marinho,* wie Octaviano Advocat und Reichstagsabgeordneter für Rio de Janeiro. Saldanha zeigt in seiner äussern Erscheinung, in seinen Reden und in seinem Blatte den Charakter eines unbeugsamen Volkstribuns. Wehe den Ministern oder andern höhern Staatsbeamten, die ihre Pflichten verletzen! Saldanha's Worte in den Kammern, seine Feder im Diario fallen wie Knutenhiebe auf die Schuldigen. Er ist der Racheengel des verletzten Rechts. Der Ruf eines ehrlichen, geraden Mannes steht ihm zur Seite. Er vertritt seine politischen Ansichten aus tiefinniger Ueberzeugung und lässt sich daher in seiner eingeschlagenen Bahn durch keine Rücksichten beirren. Nur in einem Lande mit den freisinnigsten Institutionen und dem vollsten Masse der Pressfreiheit können Männer wie Saldanha freie Luft athmen; auf constitutionellem europäischen Boden würde ihr Liberalismus bald in sehr enge Schranken eingedämmt werden.

Obgleich Correio mercantil und Diario do Rio de Janeiro an Abonnenten- und Typenzahl hinter dem Jornal do commercio zurückstehen, so überragt jedes von ihnen dieses weit an innerem Gehalte, Werth und Gesinnungstüchtigkeit. Die Eintheilung dieser Blätter ist so ziemlich die nämliche, wie ich sie beim Jornal do commercio angegeben habe; auch sie haben ihre Rubrik „Publicacões a pedido", die gar oft einer schmuzigen Cloake gleicht. Ich habe mich immer gewundert, dass Männer wie Octaviano und Saldanha nicht das Unmoralische solcher Inserate einsehen und ihnen aus einem allen Gebildeten eigenen Schicklichkeitsgefühl ihre Spalten verschliessen. Ich finde es z. B. ganz in der Ordnung, dass in einem grossen Blatte da, wo es die Pressgesetze gestatten, die Politik der Männer am Staatsruder in Leitartikeln der allerstrengsten Kritik unterworfen wird, dass unehrliche Handlungen, die sie sich etwa zu Schulden kommen lassen, unnachsichtlich aufgedeckt und gebrandmarkt werden; aber es ist einer Redaction, die einen Begriff von Ehre und Anstand hat, unwürdig, wenn sie dieselben im Inseratentheile des Blattes durch erbärmliche Knittelverse und schmuzige Beleidigungen besu-

deln lässt. Solche Angriffe sind den Schmeissfliegen unter den Journalen zu überlassen.

Seit zwei Jahren lässt die Regierung ein officielles Journal unter dem Titel „Diario official do Imperio do Brasil" erscheinen. Der Redacteur ist nicht genannt. Es hat die nämliche Einrichtung und Tendenz wie seine europäischen Schwestern, damit ist alles gesagt, was über dieses Blatt zu sagen ist.

Mit dem 3. Januar 1863 trat ein äusserst zweckmässiges Journal, dessen Zweck es ist, Brasilien mit Europa in Beziehung zu bringen, ins Leben. Es führt den Titel „Le Brésil", ist französisch geschrieben und erscheint nur viermal monatlich, nämlich nach Ankunft und vor Abgang der englischen und französischen Postdampfer. Für die mit Brasilien in Verbindung stehenden europäischen Handelsplätze ist dieses Journal sehr wichtig, indem es in allbekannter Sprache und in gedrängter Kürze die von einem Postdampfer zum nächsten vorgefallenen politischen Ereignisse resumirt und über die Bewegungen im Handel und im Hafen ausführlich berichtet. Ausser dem Eigenthümer des Blattes, Flavio Farnese, sind noch zwei Redacteure genannt; sie sind auch die eines andern Blattes „A actualidade". [1])

Die Journale zweiten Ranges führe ich blos mit ihren Titeln an. Ich habe in Rio de Janeiro folgende gesehen: O Correio da Tarde, a Actualidade, a Regenerador (klerikal), o Imperio, o Echo da nação, o Archivo municipal, o Paiz, a Mormotta, o Monarchista, a Sentinela do Povo, o Publicola, a Sonambula, o Entreacto, o Lusitano, l'Echo du Brésil, le Courrier de Brésil, zwei gehalt- und bedeutungslose französische Journale, Monitor Italiano. Ich weiss nicht, ob diese Liste vollständig ist. Die 22 hier angeführten Zeitungen genügen aber als Beleg für die grosse Entwickelung des journalistischen Lebens in Rio de Janeiro. Schliesslich muss ich noch eines trefflichen Blattes, der „Semana illustrada" erwähnen. Es wurde von deutschen

---

[1]) Ihr Programm in der ersten Nummer des Blattes lautet: „Nous sommes libéraux sans restriction en politique et en commerce, en littérature et en religion. Dans les questions que nous discuterons au Brésil, l'idée libérale dominera toujours dans toute sa pureté."

Künstlern, den Brüdern *Fleiuss*, gegründet und fand beim Publikum der Hauptstadt rasch eine wohlverdiente, ausserordentlich günstige Aufnahme. Die zahlreichen Illustrationen sind leicht mit Witz und Geschick gezeichnete Lithographien. Sie beziehen sich meistens auf politische Tagesfragen, Stadtneuigkeiten und bekannte Persönlichkeiten, halten aber in der Caricatur stets ein taktvolles Mass. Der Text ist gut geschrieben und verräth sehr tüchtige einheimische Kräfte als Mitarbeiter. Zuweilen findet in der Semana illustrada irgendeine Anekdote oder Geschichte aus den „Fliegenden Blättern" einen Platz. Den Brasilianern sind diese Reproductionen unbekannt und haben daher für sie denselben Werth wie Originalarbeiten. Ich kenne aus keiner der übrigen südamerikanischen Hauptstädte ein ähnliches humoristisches Blatt.

Es bleibt mir nur noch übrig, von der letzten Klasse der Bevölkerung Rio de Janeiros, von der *farbigen Bevölkerung* zu sprechen. Ich scheide sie zu diesem Zwecke in vier Abtheilungen, nämlich in *freie Farbige* (gente de côr), *freigelassene Neger* (libertos), *freie Afrikaner* (africanos libres) und in *Sklaven* (captivos).

Die *farbige Bevölkerung* ist aus der Mischung der drei Hauptrassen Weisse, Indianer und Neger hervorgegangen.[1]) Nach brasilianischer Nomenclatur heissen die Abkömmlinge von Weissen mit Indianern *Mamelucos*, von Weissen mit Negern *Mulatos*, von Indianern mit Negern *Cafuzos*, von Indianern mit Cafuzos *Xibaros*. Diese Mischungen kreuzen sich unter den verschiedensten Verhältnissen untereinander und mit den reinen Rassen. Das geübte Auge des Brasilianers findet auch da noch Mischungsverhältnisse heraus, wo der europäische Anthropologe sie durchaus nicht mehr zu bestimmen im Stande ist. Ein Mulatte, dessen Vater ein Weisser, dessen Mutter eine Negerin ist, unterscheidet sich für den Rassenkenner deutlich vom Mulatten, dessen Vater ein Neger, die Mutter eine Weisse ist; das Nämliche gilt für

---

[1]) In neuster Zeit sind auch noch die Mongolen, nämlich Chinesen, dazugekommen, aber in einem nur sehr schwachen Verhältnisse.

die Mamelucos und Cafuzos. Einer meiner brasilianischen Bekannten, dessen Talent im Herausfinden von Rassenmischungen ich wiederholt anzustaunen Gelegenheit hatte, machte sich anheischig, ohne zu fehlen, bis in die dritte Generation rückwärts die Abstammung irgendeines Farbigen angeben zu können; ja er behauptete, bei jedem Mulatten mit der grössten Sicherheit zu bestimmen, ob dessen Vater ein Portugiese oder ein anderer Europäer sei. Ich hatte leider nicht Gelegenheit, sein Talent in diesem speciellen Falle auf die Probe zu stellen, aber nach den andern Beweisen, die er mir von der Richtigkeit seines Urtheiles gegeben hatte, zweifle ich kaum, dass er im Stande ist, seine Behauptung zu erfüllen.

Die Farbigen, wenn wir unter diesen überhaupt die Individuen gemischten Blutes verstehen, sind übrigens von den Vollblut-Portugiesen oft kaum zu unterscheiden. Dies gilt vorzüglich von denen indianischer Mischung. Es ist wiederholt behauptet worden, dass neun Zehntel der Brasilianer gemischter Abstammung seien. Wenn auch diese Angabe zu hoch gegriffen ist, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, dass nahezu vier Fünftel derselben dieser Kategorie einzureihen sind.

Im ersten Jahrhunderte nach der Entdeckung Brasiliens war die Zahl der portugiesischen Frauen, die nach Brasilien übersiedelten, eine äusserst geringe, die Begiehung der Portugiesen zu den Indianern aber sehr intim. Der Zuwachs der Bevölkerung Brasiliens bestand damals also, ausser aus den neuen Ankömmlingen vom Mutterlande her, hauptsächlich aus den Kindern der Portugiesen mit indianischen Weibern. Durch die Vermehrung der europäischen und gemischten Bevölkerung wurden die Indianer allmählich mehr und mehr zurückgedrängt und die Rassenmischung in dieser Richtung verminderte sich etwas. Bald aber kam durch die Einführung der afrikanischen Sklaven ein neues, fruchtbares, aber böses Element zu fernern Rassenmischungen auf brasilianischen Boden und die Proportion der neugeborenen Kinder gemischter zu der rein europäischer Abstammung gestaltete sich allmählich wie 4:1. Dieses Verhältniss soll, wie mir Brasilianer, die ich in dieser Frage für durchaus

competent erachte, versicherten, auch noch heute das richtige sein. Sogenannte officielle Ausweise sind in dieser Beziehung durchaus nicht massgebend, denn es ist eine der schwachen Seiten der Brasilianer, sich stets *weisser* zu machen, als sie es wirklich sind, und mancher prahlt mit seiner rein portugiesischen Abstammung, in dessen Adern Indianer-, oft auch Negerblut rollt.

Sonderbar! als ob es weniger ehrenvoll wäre, von einem tapfern Indianervolk abzustammen als von Portugiesen! Die brasilianischen Dichter besingen die Indianer in ihren schönsten Liedern, finden unter ihnen würdige Helden ihrer Epos und malen mit den feurigsten Bildern deren Edelsinn, Tapferkeit und eine Menge anderer Tugenden; aber ein jeder dieser Poeten wird sich auf das feierlichste gegen irgendein Abstammungsverhältniss zu ihren Idealen verwahren.[1]) Wie hoch steht auch in dieser Beziehung der grösste Brasilianer, der unsterbliche José Bonifacio d'Andrade e Silva da, von dem Magalhães singt:

> E desse sabio Andrada que se ufana
> Co'os illustres irmãos de ter nas veias
> Sangue de Teb'riçá e dos Tamoyos.

Ich habe oben gesagt, dass durch die Neger ein böses Element zur Rassenmischung nach Brasilien gebracht wurde. Die Erfahrung hat in allen Ländern, in denen Sklaverei bestand oder noch besteht, unwiderlegbar nachgewiesen, dass jede Rasse und Vermischung mit Negern einen bedeutenden Rückschritt macht. Man hat sogar behauptet, dass die gemischten Abkömmlinge von Negern noch weit unter diesen selbst stehen. Diese Angabe scheint mir nur zum Theil begründet zu sein. Es steht wol fest, dass die Kinder von Negern mit einer höher begabten Rasse an intellectuellen Fähigkeiten ihren schwarzen Aeltern im allgemeinen bedeutend überlegen sind, weniger in rein mechanischen Fertigkeiten; der Charakter aber der Mischlinge ist durchschnittlich weit schlechter als der der Neger. Es gibt vielleicht auf der Welt keine verworfenere Menschenklasse als die Mischlinge von Negern und Indianern, die Cafuzos oder

---

[1]) Und von jenem weisen Andrada, der sich rühmt, mit seinen erlauchten Brüdern in den Venen Blut von Tebiriça und von den Tamoyos zu haben.

Zambos, wie sie im spanischen Südamerika genannt werden. Sie sind um so schlechter, je tiefer der Indianerstamm steht, dem der Vater oder die Mutter angehörte.

Etwas besser sind die *Mulatten.* Es gibt unter ihnen sogar ausgezeichnete Männer von hoher geistiger Begabung, einem ausgedehnten Wissen und einer vielseitigen, gründlichen Bildung, Männer, die als Politiker, Schriftsteller, Künstler, oder Feldherren sich grossen Ruhm erworben haben. Es sind aber doch immer nur seltene Ausnahmen. Im allgemeinen ist der Mulatte äusserst sinnlich, leichtfertig, leichtsinnig, meist arbeitsscheu, dem Spiele und Trunke ergeben, rachsüchtig, hinterlistig und verschlagen. Er ist zu allem zu gebrauchen, zu allem fähig und liefert auf die Anklagebank der Schwurgerichte, in die Gefängnisse und das Zuchthaus das grösste Contingent.

Manche Reisende sprechen mit einem wahren Enthusiasmus von den Reizen und der Schönheit der Mulattinnen. Ich meinerseits gestehe unverhohlen, dass meine Begriffe von weiblicher Schönheit ganz andere sind und ich durchaus nicht den Lobredner von Mulattinnenschönheiten machen kann. Ein schlanker Wuchs, üppigste Formen, verführerische Bewegungen, ein feuriges Auge mögen wol Reize haben, sie allein aber machen noch nicht die Schönheit eines Weibes aus. Auch im Gesichte der schönsten Mulattin ist keine Spur von edler Form zu entdecken. Die Nase ist immer breit, die Lippen mehr oder weniger wulstig aufgeworfen, der Blick ohne Geist, wohl aber feurig, sinnlich-herausfordernd, der Teint gelbbraun und die Hautausdünstung von specifisch ekelhaftem Geruch. Sie allein ist schon hinreichend, jede Illusion recht gründlich zu zerstören.

Unbegrenzte Eitelkeit und wollüstige Sinnlichkeit sind die Grundzüge des Charakters der Mulattenweiber. Sie lieben für ihre Kleider die schreiendsten Farben; Schmuckgegenstände sind ihre höchste Ambition. Sie sind glücklich, wenn an ihnen alles nur schimmert, flimmert und glänzt, die Zusammenstellung mag noch so geschmacklos sein. Nur den Turban, den sie oft tragen, wissen sie mit Grazie zu winden.

Die Mulattinnen verheirathen sich verhältnissmässig selten;

es entspricht ihren Neigungen weit mehr, in wilder Ehe zu leben, um dadurch die Möglichkeit zu haben, freier mit Männern wechseln zu können. Ihrem zügellosen Leben kommt noch der Umstand zu statten, dass sie, wie dies bei Bastarden so gewöhnlich ist, sehr häufig unfruchtbar sind. Ein brasilianischer Statistiker versicherte mir, dass nach annäherungsweiser Schätzung drei



Die Mulattin.

Viertel der Maitressen und öffentlichen Mädchen der Hauptstadt aus Mulattinnen bestehen. In vorgerücktem Alter haben sie eine grosse Neigung zu starkem Fettansatze.

Einen Grad höher als die Mulatten stehen die *Mamelucos* (im spanischen Südamerika Mestizos geheissen). Sie sind in Brasilien numerisch stark vertreten, besonders aber aus Gründen,

die ich schon oben angeführt habe, die Mischlinge von Mestizen. Da der Typus der Indianer vom europäischen nicht so sehr abweicht wie der des Negers, so ist schon der Nachkomme eines Portugiesen mit einer Mestizin für das an Rassenunterschiede wenig geübte Auge kaum noch vom reinen Portugiesen zu unterscheiden. In Hinsicht auf den Charakter sind die Mamelucos den Mulatten vorzuziehen, trotzdem bei ihnen die Nationalfehler der Indianer scharf genug hervortreten. Indolenz und Trägheit herrschen bei ihnen vor, besonders unter Verhältnissen, in denen es ihnen an jeder geistigen Anregung fehlt.

Die einheimischen Handwerker gehören der Klasse der farbigen Bevölkerung an (Freie oder Sklaven); der weisse Brasilianer, in dessen Augen körperliche Arbeit entehrt und der es beinahe für eine Schande ansieht, wenn jemand nicht einmal einen Sklaven besitzt, der ihn bedient, hält es tief unter seiner Würde, ein Handwerk zu lernen. Er zieht es vor, bei einem Kaufmann als Commis (Cacheiro) einzutreten und später ein selbständiges Geschäft zu etabliren, um bald darauf zu Grunde zu gehen, und so lange sich wieder zu etabliren und zu falliren, als er noch irgendein Handlungshaus findet, das ihm Waaren borgt. Ein weisser Familienvater sieht lieber seine Söhne als Faulenzer, Spieler und Taugenichtse, denn als Handwerker. Handwerker können ja nur die tiefer stehenden Schwarzen und höchstens Fremde sein. Dieser sinnlose Hochmuth ist eine wahre Calamität für das Reich, denn er vermehrt das weisse Proletariat und hindert den Stand der Handwerker, sich auf die hohe, wichtige und ehrenvolle Stufe zu schwingen, die er in Europa einnimmt, wo er eine mächtige Stütze eines jeden Staates ist und in seinen Reihen treffliche Bürger und sichere Steuerträger zählt. Trotzdem sich eine beträchtliche Anzahl Europäer als Handwerker in Brasilien niedergelassen und zum grossen Theil auch wohlhabende Leute geworden sind, so genügten doch diese Beispiele nicht, die Abneigung der weissen Brasilianer zu überwinden, und es dürften unter tausend Lehrlingen auch heute kaum zwei bis drei weisse Brasilianer sein. Lieber im Nichtsthun, auf die elendeste Weise zu leben und mit Weib und Kind zu

darben, als durch ein Handwerk zum wohlhabenden Manne zu werden, das scheint die Maxime eines grossen Theiles der sich so sehr überschätzenden Brasilianer romanischer Abkunft zu sein.

Diese erste Abtheilung der farbigen Bevölkerung hat volles Anrecht auf alle von der Constitution den brasilianischen Bürgern verheissenen Vortheile.

Die zweite der von mir angeführten Abtheilungen umschliesst die freigewordenen Sklaven (*Libertos*). Sie werden frei, indem sie entweder ihrem Herrn den Schätzungspreis aus eigenem, verdientem Gelde selbst bezahlen, oder indem ihnen von ihrem Herrn die Freiheit geschenkt wird.

Für eine gewisse Klasse von Negern ist es, wie wir bald sehen werden, nicht schwer, eine selbst hohe Summe Geldes, womit sie ihre Freiheit erkaufen können, zu verdienen. Wenn diese Loskaufungen dennoch verhältnissmässig selten vorkommen, so liegt der Grund vorzüglich darin, dass die Neger es nur ausnahmsweise verstehen, einen richtigen Gebrauch von ihrem Gelde zu machen, und dasselbe weit lieber für Branntwein, Spiel, Vergnügungen, Lotterien u. s. f. ausgeben, als es zur Erlangung ihrer Freiheit zinsbringend anzulegen.

Vor Aufhebung der Sklaveneinfuhr, als die Neger noch niedrig im Preise standen, kam es weit häufiger vor, dass Sklaven von ihren Herren die Freiheit geschenkt wurde, als gegenwärtig. Damals geschah es sehr oft, dass der Sklavenbesitzer das Kind irgendeiner bevorzugten Negerin, sei es aus persönlicher Neigung, sei es aus Rücksicht auf einen befreundeten Pathen, freitaufen liess, oder dass dieser dem Besitzer für die Freiheit des Täuflings eine geringe Entschädigung bezahlte. Damals war es auch fast feststehende Regel, dass der wohlhabende Sklavenhalter in seinem Testamente einem oder mehrern Sklaven die Freiheit schenkte. Das kommt auch jetzt noch vor, wiewol weniger häufig als ehedem.

Das Los der freigelassenen Neger ist selten ein rosiges. Der Freibrief begründet nur allzu oft recht eigentlich ihr Unglück.

Mit den Schuhen[1]) kommen nicht auch die Subsistenzmittel, und der Neger, der als Sklave weder für seine Kleidung noch Nahrung zu sorgen hatte, muss als Freier häufig am Hungertuche nagen. Nicht dass es ihm an Gelegenheit fehlen würde, hinreichenden, ja reichlichen Verdienst zu finden, aber, einmal seiner Fesseln entledigt, weiss er keinen vernünftigen Gebrauch von seiner Freiheit zu machen; er ist auch gleich zu stolz, Arbeiten, die er als Sklave geleistet, auch als Freier zu verrichten. Er wird sehr leicht Faulenzer, Säufer, Dieb oder Bettler und recurrirt als solcher am häufigsten an seinen alten Herrn. Ein plötzlicher Uebergang von Sklaverei zur Freiheit ist für den Neger immer eine gefährliche Klippe und für jedes Land, in dem er im grossen stattfindet, eine wahre Calamität, oft sogar ein entschiedenes Nationalunglück.

Obgleich die freigewordenen Sklaven nach Artikel 6 der Verfassung brasilianische Bürger sind, so befinden sie sich doch nicht im Vollgenusse der constitutionellen Vorrechte, denn nach Artikel 94 der Verfassung dürfen sie nicht Wahlmänner bei Deputirten- und Senatorenwahlen sein, können also selbst auch nicht in den Gesetzgebenden Körper gewählt werden.

Vor wenigen Jahren ernannte der Kaiser aus einem Ternovorschlage der Wähler einen Senator für eine der grössten Provinzen des Reichs. Ein durch diese Ernennung tief verletzter Gegencandidat wollte den Beweis liefern, dass der Ernannte nach der Constitution nicht Senator sein könne, da er der uneheliche Sohn eines katholischen Geistlichen mit einer Sklavin und blos ein Liberto sei. Genauere Nachforschungen stellten schliesslich heraus, dass die Negerin schon vor der Geburt des heutigen Senators ihre Freiheit erlangt hatte.

In die dritte Abtheilung der farbigen Bevölkerung habe ich die freien Afrikaner *(Africanos libres)*, gesetzt. Wer mit den brasilianischen Verhältnissen nicht vertraut ist, wird diese Bezeichnung nicht verstehen. Sie wird nämlich für diejenigen Neger

---

[1]) Die Sklaven dürfen keine Schuhe tragen. Das erste, was sich daher ein Freigewordener anschafft, ist eine Fussbekleidung.

gebraucht, die nach Aufhebung des Sklavenhandels auf den von brasilianischen Kreuzern aufgebrachten Negerschiffen vorgefunden wurden.

Es ist hier nicht der Ort, auf die englischen Bestrebungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels, auf die bekannte Bill Aberdeen's von 1845, auf die unerhörte Pression Englands und dessen rohe maritime Gewaltthätigkeiten gegen Brasilien, auf die Mission Lord Howard's an den brasilianischen Hof (1850—52) und auf seine und seines Nachfolgers (Mr Southern) Bemühungen zur vollständigen Unterdrückung der Sklaveneinfuhr nach Brasilien einzugehen; ich will nur erwähnen, dass im Jahre 1850 der eigentliche Sklavenhandel aufgehoben wurde, und dass der Kaiser Dom Pedro II. in seiner Thronrede beim Schluss der Kammern, am 14. September 1851, feierlich erklärte, dass er mit den kräftigsten Mitteln den Sklavenhandel unterdrücken werde, und dass auch seit jener Zeit, dank dem ernsten kaiserlichen Willen und der Wachsamkeit der brasilianischen Flotte, die Sklaveneinfuhr nun gänzlich aufgehört hat. Während bis zum Jahre 1845 die Zahl der jährlich nach Brasilien importirten Sklaven zwischen 50—80000 betrug, kam sie in den ersten Jahren des vorigen Jahrzehnts auf 12—1500 pr. Jahr. Die Ueberwachung der brasilianischen Küste wurde indessen mit einer solchen Strenge fortgesetzt, dass es nach 1855 keinem Sklavenhändler mehr gelang, auch nur einen einzigen Neger unbehelligt nach Brasilien einzuführen. Ein paar Versuche in neuerer Zeit (einer in der Provinz Bahia, ein anderer in der Provinz Espiritu Santo) liefen für die Unternehmer so unglücklich ab, dass seit ungefähr fünf Jahren kein einziges Negerschiff mehr gewagt hat, sich der brasilianischen Küste zu nähern. Man kann daher mit voller Wahrheit sagen, dass der Sklavenimport nach Brasilien *gänzlich* aufgehört hat.

Die nach Aufhebung des Sklavenhandels von den brasilianischen Kreuzern auf den Negerschiffen vorgefundenen Schwarzen waren nach dem Gesetze frei, sobald sie den brasilianischen Boden betraten. Die kaiserliche Regierung konnte ihnen allen unmöglich die volle Freiheit geben, ohne sich ihrer anzunehmen;

was hätte sie diesen Unglücklichen genutzt in einem Lande, dessen Sitten und Sprache sie nicht kannten? Noch weniger hätte es genutzt, sie nach dem Orte ihrer Einschiffung, an die afrikanische Küste, zurückzubringen, sie wären ja dort den Sklavenhändlern unverzüglich wieder in die Hände gefallen und dann wahrscheinlich nach den südlichen Vereinsstaaten oder Cuba reexportirt worden. Zudem wären dem Lande sehr bedeutende Unkosten durch solche nutzlose Rücksendungen erwachsen. Die Regierung suchte daher nach andern Auswegen und beschloss in erster Reihe, diese Neger an bekannte angesehene Fazendeiros gegen Kost, Kleidung und einen geringen Lohn zu vermiethen. Bestimmte Verordnungen wurden erlassen, um dieses Dienstverhältniss zu regeln und den freien Afrikanern den möglichsten Schutz zu gewähren. Diese Massregel war eine gänzlich fehlgegriffene. Hunderte solcher freier Afrikaner wurden von Fazendeiros, oft mit Vorwissen bestochener gewissenloser Behörden, auf die raffinirteste Weise zu Sklaven gemacht. Fast ausnahmslos wurden sie aber den Sklaven gleich gehalten und ebenso hart wie diese behandelt.

Dem bevollmächtigten Minister Englands, Mr Southern, gelang es endlich 1854, die brasilianische Regierung dahin zu bestimmen, dass alle diese freien Afrikaner nach 14jähriger Dienstzeit de jure et de facto frei sein sollten, dass also das nämliche System befolgt werde, wie England selbst es auf seinen westindischen Inseln eingeführt hatte.

Da schon früher die brasilianische Regierung durch das Gesetz Nr. 581 vom 14. September 1850 den Grundsatz ausgesprochen hatte, dass in keinem Falle mehr gekaperte Neger Privatleuten zum Dienst überlassen, sondern nur bei Regierungsarbeiten verwendet werden sollen (sérão empregados em trabalho debaixo da tutela do Governo), bis und so lange sie nicht auf Regierungskosten nach irgendeinem passenden Punkte ausserhalb des Reiches gebracht werden, so wären diese freien Afrikaner in Brasilien in einer weit bessern Lage gewesen, als die englischen, die genöthigt sind, bei Pflanzern harte Contracte auf 14 Jahre

abzuschliessen, wenn die kaiserliche Regierung ehrlich und pflichtgemäss vorgehen würde.[1])

[1]) Das Verhältniss der Africanos libres nimmt ein interessantes Blatt in der neuern Geschichte Brasiliens ein, muss aber jedem billig denkenden Brasilianer die Schamröthe ins Gesicht jagen.

Der erste Vertrag zwischen England und Portugal über die allmähliche Abschaffung des Sklavenhandels datirt vom 19. Februar 1810, in welchem Portugal nur noch das Recht vorbehalten wurde, Sklaven einzig und allein in den portugiesischen Besitzungen an der afrikanischen Küste zu kaufen. Beim Wiener Congress wurde der zweite Vertrag zwischen diesen beiden Mächten abgeschlossen (15. Januar 1815), in dem den portugiesischen Schiffen der Sklavenhandel von irgendeinem Punkte der afrikanischen Küste nördlich vom Aequator strengstens verboten wird. In einem Additionalvertrage vom 18. Juli 1817 werden fernere Bestimmungen zur Beschränkung des Sklavenhandels vereinbart und festgesetzt, dass gemischte Commissionen mit dem Sitze in England, Brasilien und an der afrikanischen Küste alle Fälle von aufgebrachten, einen unerlaubten Sklavenhandel treibenden Schiffen aburtheilen sollen. In §. 7 wurde ferner bestimmt, dass alle Neger von solchen Schiffen der Regierung des Landes, in dem der Fall abgeurtheilt wurde, übergeben und von ihm als freie Arbeiter verwendet werden sollen. Eine neue Convention vom 23. November 1826, zwischen England und Brasilien abgeschlossen, stellte fest, dass solche Neger in kürzester Frist wieder nach der afrikanischen Küste gebracht werden sollen. Diese Bestimmung wurde von der brasilianischen Regierung durch das Gesetz vom 7. November 1831 und das Decret vom 12. April 1832 sanctionirt. Mit einer cynischen Heuchelei und einem wahren Jesuitismus erklärte die brasilianische Regierung im Aviso vom 29. October 1834, warum sie die vom Gesetze angeordnete Reexportation nicht ausgeführt habe und vorderhand auch nicht ausführen werde, und bestimmte die Bedingungen, unter denen diese freien (!) Neger an Private, vorerst nur im Municipium Rio de Janeiro, übergeben werden, als schon ein Jahr später durch Aviso vom 19. October 1835 verordnet wurde, dass sie auch Fazendeiros des Municipiums einer jeden Provinzialhauptstadt übergeben werden können. Ein Aviso vom 7. März 1836 eröffnete in der Staatskasse eine eigene Rubrik für die aus der Vermiethung dieser Neger einfliessenden Gelder, und seit 1843 figurirten sie alljährlich im Budget unter den Staatseinnahmen! Von den Fazendeiros, die freie Afrikaner von der Regierung übernahmen, wurde sehr häufig ein schändlicher Misbrauch mit diesen Unglücklichen getrieben und unzählige davon auf die niederträchtigste Weise zu wirklichen Sklaven gemacht. Ein Aviso vom 15. September 1836 suchte zwar diesem Unwesen zu steuern, es blieb aber nach wie vor dasselbe. Als endlich England mit der Aufhebung des Sklavenhandels bittern Ernst machte, wurde von der brasilianischen Kammer durch Gesetz Nr. 581 vom 1. September 1850 von neuem die Reexportation der freien Afrikaner an die afrikanische Küste decretirt und zugleich bestimmt, dass dieselben unter keiner Bedingung mehr an Private übergeben werden dürfen. Wie ernst es der Regierung jedoch mit ihrer Gesetzesvorlage war, beweist das Decret vom

Die Regierung verwendet die freien Afrikaner theils zum Strassenbau, theils in ihren öffentlichen Anstalten sowol in der Hauptstadt als auch in entferntern Provinzen. Eine Anzahl dieser Schwarzen wurde z. B. in die Militärcolonie Itapura tief im Innern der Provinz São Paulo geschickt, wo sie theils als Strassen-, theils als Feldarbeiter ihre Verwendung finden. Sie erhalten Kleidung, Militärration und 100 Reis tägliche Löhnung (Weiber und Kinder unter 12 Jahren die Hälfte), ausserdem wird einem jeden ein Landlos als Eigenthum angewiesen, zu dessen Bearbeitung ihm wöchentlich zwei Werktage frei gewährt sind. Nach sechsjähriger guter Aufführung werden diese Afrikaner vollständig emancipirt und erhalten ihren Freibrief.

Es sind das, wenn stricte eingehalten, sicherlich keine drückenden Bedingungen. Das Tagelohn dieser Neger ist zwar sehr gering, da sie aber bekleidet und beköstigt werden und Landeigenthümer sind, so sind sie doch noch in einer viel günstigern Lage als Tausende von Colonisten, die selbst für Nahrung und Kleidung sorgen müssen.

Die Regierung hat dem Finanzausweise von 1863 zufolge in den Jahren $18^{56}/_{57}$ — $18^{61}/_{62}$ an Tagelöhnen für die freien Afrikaner 22:629 Milreis (60000 Franken) beim Staatschatze deponirt. Ob diese Summe einst dazu benutzt werden wird, diese Neger nach Liberia oder irgend einem andern geeigneten Punkt an der afrikanischen Küste zu transportiren, oder ob jedem ein Conto eröffnet ist und ihm sein Theilbetrag nach der Emancipation behändigt wird, weiss ich nicht, ebenso wenig, welche politische Stellung sie dann im Staate einnehmen werden; vermuthlich die der Libertos, obgleich sie, rechtlich genommen, nie Sklaven waren.

---

20. December 1853, welches verordnet, dass alle freien Afrikaner, die an Private überlassen wurden, nach 14jährigem Dienste emancipirt werden sollen, wenn sie es verlangen, aber nur unter der Bedingung, dass sie nur an dem Orte wohnen dürfen, der ihnen von der Regierung bezeichnet werde, und dass sie Dienste gegen einen bestimmten Lohn übernehmen müssen.

Erst im Jahre 1865 wurde, dank dem Einflusse und der warmen und ernsten Befürwortung einer wahrhaft freisinnigen Presse, die Emancipation der Africano libres zur Wahrheit.

In einer officiellen Liste einer bedeutenden Anzahl Africanos libres fand ich folgende afrikanischen Nationen vertreten: Ben-



Hausneger (Benguella).

guella, Angola, Quimguaguella, Quigaguella, Quiçaman, Mucongo, Congo, Mina (meist Mohammedaner), Muxicongo, Muxiguinge, Mucumbé, Cassange, Cabiuda, Chuatama, Kelimane, Anguiz, Cocóngo, Libama.

Endlich haben wir noch einen Blick auf die letzte Abtheilung der farbigen Bevölkerung zu werfen. Sie umfasst die Sklaven (*Captivos* oder *Escravos*). Es kann natürlich nicht in meiner Absicht liegen, dieses Thema, das Stoff zu einem dickleibigen Buche liefern könnte, hier einlässlich zu behandeln und dadurch schon längst Bekanntes wiederzugeben; ich will nur einzelne Züge hervorheben, die jedoch hinreichend das ganze

Wesen der Sklaverei charakterisiren. Ich werde ohnehin noch später Gelegenheit haben, diesen Krebsschaden des socialen Zustandes Brasiliens wiederholt zu berühren.

Lichtfarbige Sklaven, also Mulatten und ihre Descendenten, sind in Brasilien weit seltener, als sie es, die numerischen Proportionen gewahrt, in den übrigen Staaten Südamerikas waren und es jetzt noch in den südlichen Vereinsstaaten und auf Cuba sind. Sie verstehen es in der Regel weit besser als die Schwarzen, sich den Launen und dem Willlen ihrer Herren zu accomodiren, werden daher besonders als Haussklaven vorgezogen, und es wird ihnen als solchen auch eher die Freiheit geschenkt. Ich habe in Brasilien ein einziges mal eine ganz lichte, fast weisse Sklavin gesehen, und auch dieser war für ihre bevorstehende Verheirathung der Freibrief zugesichert.

Ueber die Behandlung der Sklaven im allgemeinen in Brasilien wird sehr verschieden geurtheilt. Von einigen Schriftstellern wurde sie als ausserordentlich hart, von andern als mild geschildert. Ich halte es für fast unmöglich, ein Urtheil im allgemeinen darüber abzugeben. Die Behandlung hängt ja ganz von der Individualität des Herrn und seiner Sklavenaufseher sowie der Sklaven selbst ab. In vielen Fazendas werden die Sklaven reichlich genährt, gut gekleidet und mild behandelt; in andern dagegen werden sie elend und roh gehalten und unmenschlich gezüchtigt. Das Nämliche gilt für die Haussklaven. Am meisten mishandelt werden sie in der Regel von Portugiesen, Franzosen (besonders den Frauen) und von freien Mulatten. Die *gebildete* Klasse der Brasilianer ist durchschnittlich durchaus mild gegen die Sklaven. Unmenschlichkeit und Grausamkeit sind dem weissen Brasilianer fremd; daher überschreiten die Züchtigungen der Neger bei diesen auch selten das Mass, das in manchen europäischen Ländern selbst heute noch bei der Marine und dem stehenden Heere üblich ist. Es ist jedenfalls ein anerkennenswerth schöner Nationalzug, dass dem Sklaven, für den selbst von einem Unbekannten eine Fürbitte eingelegt wird, ohne weiteres die Strafe erlassen wird. Wenn man hört, dass ein Brasilianer seine Sklaven schlecht halte, so kann man fast

mit Gewissheit annehmen, dass er entweder ein Farbiger ist, oder dass er sich bei erster Gelegenheit seiner rein portugiesischen Abstammung rühmen wird.

Der brasilianische und portugiesische Sklavenhalter wird den fehlenden Sklaven nie in einem Ausbruche von Zorn mit Ohrfeigen, Fusstritten, Prügeln u. dgl. strafen. Für schwere Vergehen hat er die Peitsche (bacalhaõ), für leichtere die Pritsche (palmatoria), mit der auf die flache Hand eine Anzahl Schläge applicirt werden. Es ist eine allgemeine Annahme, dass es sehr gefährlich sei, einem Neger Ohrfeigen zu geben, indem dieser stets den Kopf so zu drehen wisse, dass der Schlagende sich an den Zähnen, die ihm dieser fletschend entgegenhält, verletze, solche, wenn auch nur leichte Wunden, aber immer einen höchst bösartigen Charakter annehmen.

„Wenn ein Neger etwas recht und ordentlich macht, so geschicht es nur, weil er fehlt, denn seiner Natur nach muss er alles verkehrt und schlecht machen; man darf sich daher nicht wundern, wenn wir oft die Geduld verlieren und hart strafen lassen“, sagte mir einst ein alter Mann, der mehr als 70 Jahre lang stets von zahlreichen Sklaven umgeben war. Diese eigenthümliche Ansicht überraschte mich und kam mir anfangs fast lächerlich vor; ich habe aber mit der Zeit vollkommen begriffen, dass man nach längerm Verkehr mit Negern diese Anschauungsweise dennoch nicht ganz so irrig findet, als es auf den ersten Moment den Anschein hat. Sicherlich reisst auch dem sanftesten Gemüthe endlich die Geduld, wenn die dienstthuenden Neger tagtäglich, sei es aus Absicht, Leichtsinn, Bosheit, Trägheit oder Dummheit, selbst die einfachsten Dienstleistungen immer wieder verkehrt machen.

Hausdienste werden in Rio de Janeiro mit seltenen Ausnahmen von Sklaven verrichtet. Sie sind Köche, Kutscher, Lakaien, Bediente, Wäscherinnen, Näherinnen u. s. w. Ihre ekelhaft penetrante Hautausdünstung (catinga) macht sie für Dienstleistungen im Innern der Gemächer den Fremden beinahe unerträglich. Ueberdies sind sie nicht gerade Muster von Reinlich-

keit und nur die strengste Aufsicht kann sie an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnen.



Eine Negerin im Sonntagsputz.

Es wäre ebenso irrig als ungerecht, den Negern Fähigkeiten und Talente abzusprechen. Für mechanische Arbeiten zeigen sie viel Geschick; sie haben besonders einen ausgesprochenen Nachahmungstrieb, während ihnen rein schöpferische Talente mangeln. Als Handwerker sind sie oft sehr brauchbar, und als Maurer, Steinmetze, Zimmerleute, Tischler, Sattler u. s. w. zuweilen ausgezeichnet geschickt. Mancher Sklavenhalter gewinnt durch Vermiethung seiner Negerhandwerker bedeutende Summen Geldes. Ich kannte einen Neger als Kellner auf einem Dampfschiffe, der seine regelmässigen Fahrten zwischen Rio de Janeiro

und dem Hafen von Santos machte, und in seinen Mussestunden den Prolog zu einer Komödie geschrieben hatte, die viele gute Gedanken enthielt und jedenfalls von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten des Verfassers zeugte.

Eine eigene Klasse bilden die sogenannten Negros de ganho. Es sind jene Sklaven, die ihren Herren eine gewisse tägliche Abgabe zahlen, dafür aber auf eigene Faust ihrem Verdienste nachgehen, und diesen auch, insbesondere als Lastträger, reichlich finden. Es wurde mir ein Portugiese genannt, der 200 solcher Sklaven besitzt. Sie erhalten von ihrem Herrn weiter nichts als jährlich zwei baumwollene Hemden, in denen die Nummer eines jeden eingenäht ist, und zwei solche Beinkleider. Sie müssen sich selbst verköstigen und per Kopf täglich ihrem Besitzer 4 Patacas (1280 Reis, circa 4 Franken) abliefern. Den Ueberschuss ihres Verdienstes können sie für sich selbst behalten. Sie sind rottenweise abgetheilt und solidarisch füreinander haftbar. Entflieht einer von ihnen und wird er nicht mehr eingefangen, so müssen die übrigen täglich einen Mehrbetrag abliefern, bis der Werth des Entflohenen dem Herrn ersetzt ist. Diese Sklaven, meist sehr kräftige Individuen, sind hauptsächlich als Lastträger im Zollamte verwendet und verdienen in diesem Dienste viel Geld. Sechs Neger tragen z. B. ein Piano und erhalten je nach der Entfernung, wenn diese nicht zu weit ist, 12—20 Milreis Trägerlohn. In ein paar Stunden verdient also in diesem Falle ein jeder das Zwei- bis Dreifache seines täglichen Tributs. Sehr oft gewinnen sie in einem Tage sechs- bis achtmal mehr, als sie ihrem Herrn abzuliefern haben. Nur äusserst selten spart einer von ihnen den Gewinn zur nöthigen Summe für seine Loskaufung zusammen; gewöhnlich wird er in den allersinnlichsten Vergnügungen wieder durchgebracht.

Zu den Negros de ganho gehören auch die Quitandeiras, Sklavinnen, die unter ähnlichen Bedingungen stehen, ihren Hauptverdienst aber im Verkauf von Früchten und Backwerk (Doce) in den Strassen und auf öffentlichen Plätzen finden. Sie sind meistens jüngere Negerinnen von der kräftigen Nation Mina und zeichnen sich

durch ihre etwas phantastische Kleidung, ihr kokettes Wesen und ihren eigenthümlichen Gang aus, bei dem sie auf eine nur ihnen eigene Weise sich in die Hüften werfen. Der immer blosse Nacken und Schultern sind meistens von tadelloser Schönheit und könnten Künstlern fast als unübertreffliche Modelle dienen. Die Bildseite der Medaille ist freilich weit weniger anziehend.

Nach dem Kanonensignale, das ein Wachtschiff im Hafen im Winter um 8 Uhr, im Sommer um 9 Uhr abends löst, wird jeder Sklave auf der Strasse von der Polizei angehalten, und wenn er sich nicht durch eine schriftliche Erklärung vom nämlichen Tage, in der sein Name, der seines Herrn und der der Wohnung, und der Grund, warum der Sklave ausgeschickt wurde, genau angegeben sind, legitimiren kann, sogleich gefänglich eingezogen. Der Zweck dieser Massregel ist hauptsächlich ein nächtliches Entweichen zu verhüten.

Das Entweichen von Sklaven kommt in der Hauptstadt verhältnissmässig häufig vor. Es ist immer ein gefährliches Unternehmen, das dem Flüchtling, wenn er wieder eingefangen wird, sehr theuer zu stehen kommt. Zum Aufspüren entflohener Sklaven entwickeln die Polizeiorgane immer eine weit grössere Thätigkeit als bei allen ihren übrigen Functionen, weil dem Ueberbringer eines entflohenen Sklaven in der Regel eine bedeutende Belohnung verabfolgt wird. In den waldigen Umgebungen Rio de Janeiros und im Orgelgebirge sollen sich zwar flüchtige Sklaven herumtreiben, förmliche Quilombos[1]) aber keine existiren.

Ueber den Verkauf eines Sklaven wird immer ein gerichtlicher Act aufgenommen. Der Staat bezieht von jedem Sklavenverkaufe eine gewisse Abgabe. Sämmtliche Unkosten bei der Handänderung eines Sklaven belaufen sich auf ungefähr 70 Milreis, die der Käufer zu tragen hat. Ausserdem muss von jedem Sklaven jährlich noch eine gewisse Abgabe bezahlt werden. Im

---

[1]) Niederlassungen entflohener Neger in den Wäldern.

Jahre $18^{60}/_{61}$ betrug die Sklaventaxe in Brasilien 322:101 Milreis, im Jahre $18^{61}/_{62}$ 276:251 Milreis.

In Rio de Janeiro existirt unter dem Namen Previdencia eine Lebensversicherung für Sklaven. Sie ist auf ähnliche Principien gestützt wie die europäischen Versicherungsanstalten, nur dass der approximative Werth des Sklaven, also die Versicherungssumme, durch eine eigens dazu bestimmte Commission von Fachmännern fixirt wird und Individuen unter 12 Jahren nicht versichert werden können. Die einzuzahlende Prämie steigt auch mit dem Alter der Versicherten. Während von 12—40 Jahren 4 Procent des Werthes zu erlegen sind, so müssen von 55—60 Jahren 9 Procent, von 65—70 Jahren 21 Procent bezahlt werden.

Charakteristisch ist der Artikel 4 der Statuten. Er heisst: „Die Gesellschaft ist nicht verantwortlich für Todesfälle infolge von Grausamkeiten oder Selbstmorden, wenn diese durch Gewaltthat, barbarische Strafen oder Torturen von seiten des Versicherers bewirkt wurde.“ Die Compagnie unterhält auch ein Hospital in erster Reihe für versicherte kranke Sklaven, nimmt aber auch unversicherte und freie Personen zu den nämlichen Bedingungen wie die Misericordia auf. Es gibt Aerzte in Rio de Janeiro, die oft brillante Geschäfte dadurch machen, dass sie kranke Neger kaufen, heilen und dann wieder verkaufen.

Die Stellung der Sklaven im Staate ist begreiflicherweise eine durchaus abnorme. Von ihrem Verkauf verlangt der Fiscus eine Abgabe wie bei Handänderungen von Immobilien; von ihrer Benutzung erhebt er eine Taxe wie von Gewerben; ihre Besitzer werden gerade so besteuert, als wären die Sklaven unbewegliche Güter. Sie geniessen factisch durchaus keine einzige Rechtswohlthat. Von der ganzen Gesetzgebung existirt für sie nur der Criminalcodex. Was aber noch weit schlimmer ist, sie sind einem Privatstrafverfahren anheimgegeben, das von der einfachsten Züchtigung bis zum raffinirtesten Morde sich jeder behördlichen Controle zu entziehen weiss. Religion und Moral verdammen ein solches Verhältniss, und die Staatsklugkeit muss im aufrichtigsten Interesse der Nation dessen baldiges Ende wünschen.

Ehe ich diesen Abschnitt schliesse, will ich noch des *Capoeiragem* erwähnen, den ich noch in keinem über Brasilien handelnden Werke besprochen finde. Ich werde daher hier mittheilen, was ich darüber von Polizeibeamten und andern wohlunterrichteten Männern erfahren habe.

Die *Capoeiras*[1]), deren scheussliches Treiben Capoeiragem genannt wird, sind entweder Mulatten, freie Neger oder Sklaven und bilden einen Mörderverein der eigenthümlichsten Art. Manche Anzeichen lassen vermuthen, dass ihre Verbindung nach gewissen geheimen, wenn auch höchst einfachen Statuten organisirt und geleitet ist. Ich habe indessen darüber keine Gewissheit erlangen können. Die Capoeiras fangen ihre Carrière als Kopfboxer an. Sie rennen mit den Schädeln gegeneinander, weichen ab, greifen wieder an und kämpfen stossend oft so heftig, dass der eine oder andere todt auf dem Platze liegen bleibt. An Sonn- und Festtagen, am häufigsten aber bei grossen Processionen vereinigen sie sich, beginnen bei passender Gelegenheit mit Kopffechten, montiren sich dabei, bis sie in eine Art blinde, thierische Wuth gerathen und durchziehen dann wie Besessene die Strassen, um einen unbezwinglichen Mordtrieb zu befriedigen. Treffen sie dabei einen Sklaven, der schlecht bei ihnen angeschrieben steht, weil er entweder ihrer Verbindung nicht beitreten wollte, oder den sie als Verräther betrachten, so ist er unrettbar dem Tode geweiht. Es beginnt nun eine wüthende, tolle Jagd. Der Bedrohte sucht zu entfliehen, die Capoeiras verfolgen ihn, verwunden ihn, jagen ihn wieder auf, verwunden ihn wieder, ohne ihm den Todesstoss zu geben, und treiben dieses grausame Spiel so lange fort, bis der Unglückliche, förmlich zu Tode gehetzt, leblos zusammenstürzt. Kommt ihnen kein ihnen feindlicher Sklave vor, so morden sie den ersten besten, der ihnen gelegentlich in den Weg kommt, Farbiger oder Weisser, Brasilianer oder Fremder; morden müssen sie. Sie füh-

---

[1]) Capoeiro heisst im Portugiesischen eigentlich „ein Geflügeldieb“.

ren weder Messer noch Dolche, sondern lange Nadeln und Pfriemen, die sie dem Todgeweihten zwischen die Rippen stossen. Sind einige Opfer gefallen, so sind auch die Capoeiras spurlos verschwunden, und oft bedient ein solcher Mörder wenige Minuten, nachdem er sein scheussliches Verbrechen begangen hat, seinen Herrn mit der unschuldigsten Miene von der Welt, als hätte er den ganzen Tag das Haus nicht verlassen.

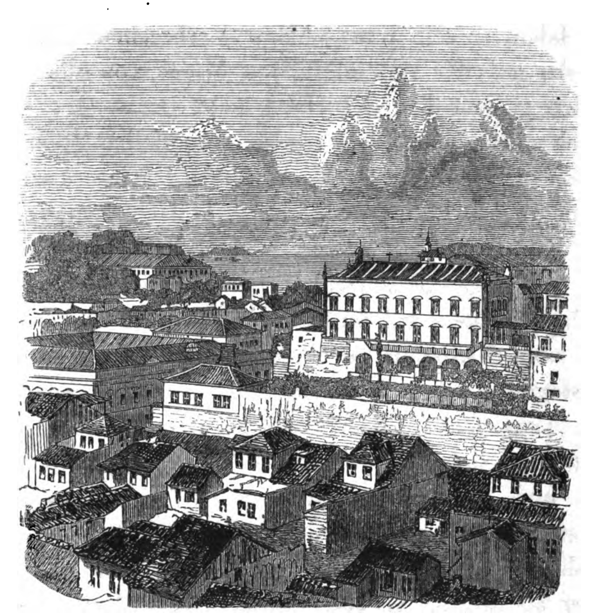
Ich sah einst an einem schönen, mondhellen Sonntagabende an der Ecke der Rua de Santo Amaro sich eine Anzahl Neger versammeln, und bald waren sie unter Gelächter und Lärm im heftigsten Kopfkampfe begriffen. Die Stösse waren so heftig, dass man weit weg das Anprallen der Schädel hörte. Ich hielt es nicht für gerathen, bei diesem mir neuen Schauspiel lange zu verweilen, und eilte meine Wohnung zu erreichen. Am folgenden Dienstage las ich in der Gazetilha des Jornal do commercio, dass zwei Tage früher die Capoeiras zwei Sklaven und einen Freien ermordet haben.

Raub und Diebstahl wirft man den Capoeiras nicht vor. Den grössten Anstrengungen der Polizei ist es noch nicht gelungen, diese furchtbare Mörderbande auszurotten. Der Capoeiro, der als Mörder ergriffen wird, erleidet Todesstrafe; wenn ihm kein Mord nachgewiesen werden kann, so erhält er die schärfsten körperlichen Züchtigungen, und mancher hat schon infolge davon den Geist aufgegeben. Selbst der Vermittlung der angesehensten Standespersonen gelingt es nur sehr selten, einen Lieblingssklaven von der so sehr verdienten Prügelstrafe zu befreien, denn gewöhnlich hat er sie nach summarischem Verfahren schon erhalten, ehe sein Besitzer in Kenntniss gesetzt wird, dass er sich in den Händen der Polizei befinde.

Die Capoeiras sollen unverbesserlich sein, und selbst wiederholt hart abgestraft der Verbindung dennoch nicht entsagen und das Kopffechten und nachfolgende Mordrennen gewissermassen als Ehrensache betrachten.

Der Capoeiragem scheint mit der Einfuhr von Sklaven gewisser afrikanischer Stämme auf brasilianischen Boden verpflanzt

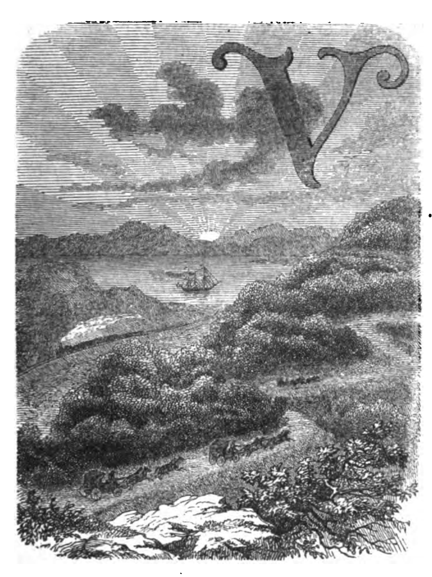
worden zu sein. Es erinnert lebhaft an den Todtenlauf auf mehrern Sundainseln und es dürfte ihm ursprünglich eine religiöse Bedeutung zu Grunde gelegen haben.



Kloster S. Antonio.

Drittes Kapitel.

Petropolis.



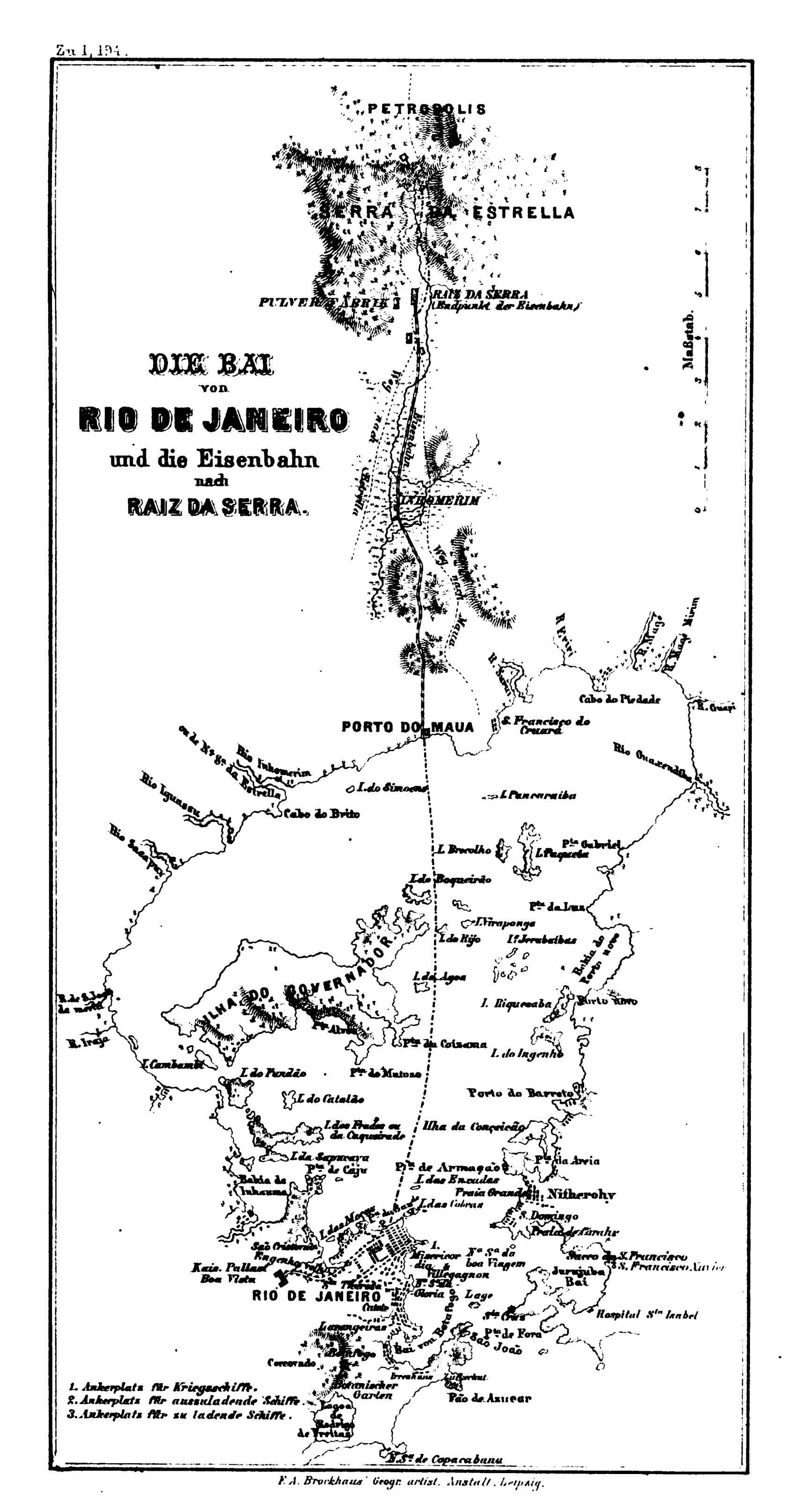
Von der Prainha, in der Nähe des Marinearsenals, fährt täglich in der Frühe um 6 Uhr und nachmittags um 2 Uhr ein Dampfboot ab, das die Verbindung zwischen der Reichshauptstadt und Petropolis unterhält. Man gelangt durch eine lange Waarenhalle, an deren Eingang die Cassa, wo man die Billets für das Dampfboot und die Eisenbahn löst, sich befindet, an den Einschiffungsplatz, der sich dadurch vor den meisten andern Einschiffungsplätzen in Rio de Janeiro vortheilhaft auszeichnet, dass man nicht Gefahr läuft, Hals und Beine zu brechen. In keiner Seestadt von ähnlichen Dimensionen ist für *sichere*, ich will nicht sagen *bequeme* Einschiffungsplätze weniger gesorgt als in Rio, obgleich die Verhältnisse der Bai zu diesem Zweck im ganzen genommen sehr günstig sind. Die betreffenden Behörden wollen oder wissen sie aber nicht zum Vortheil des Publikums zu benutzen.

Der Dampfer ist eine schwerfällige Barke. Auf dem Hinterdeck, über das ein hölzernes Dach angebracht ist, befindet sich eine Damenkajüte und vor derselben mehrere Reihen hölzerner Bänke als erster Platz. Der Vordertheil ist für die Passagiere zweiter Klasse und für die „Unbeschuhten" (pessoas descalzas), also Sklaven, bestimmt, deren Fahrpreis den dritten Theil von dem der Beschuhten auf dem nämlichen Platze beträgt. Sie theilen den sehr engen Raum mit Säcken, Kisten, Koffern, Körben, Maulthieren und dem Steuermann. Das Steuerrad ist nämlich nahe dem Schiffsschnabel angebracht, damit der steuernde Matrose in der Fernsicht nicht beirrt wird.

Gewöhnlich sind zwei oder mehr schwer beladene Lanchas am Schlepptau des Dampfers befestigt; seine Bewegungen sind daher sehr langsam, oft kaum schneller als die eines gut bemannten Walfischbootes. Der schwerfällige Gang der Barke gestattet aber in vollen Zügen die wunderbaren Reize der herrlichen Bai mit den stets wechselnden Bildern ihrer Ufer, den zahlreichen, mit der üppigsten Vegetation bedeckten Inseln und den bizarren Formen der aus dem Wasser hervorragenden Felsen zu geniessen. Wahrlich, die Bai von Rio de Janeiro geniesst mit vollstem Rechte den Ruhm eines der schönsten Landschaftsbilder der Erde.

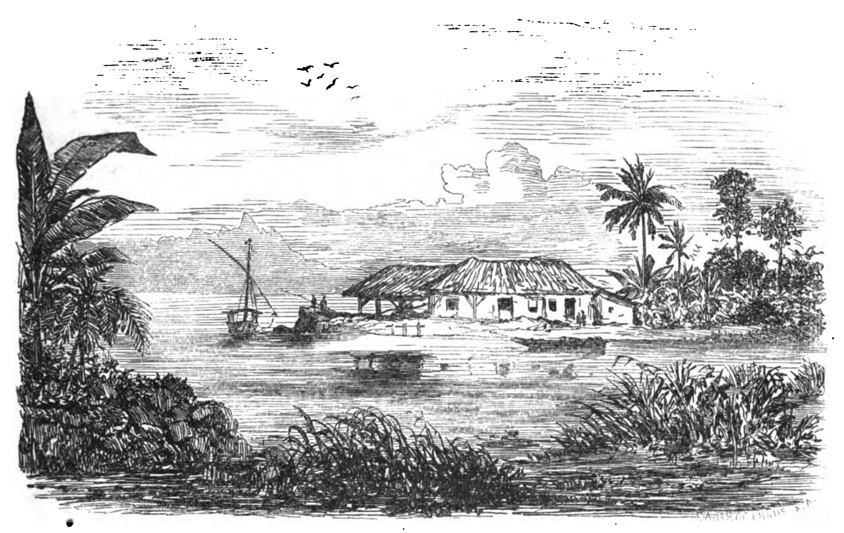
Der Dampfer verfolgt von seinem Ausgangspunkte eine nördliche Richtung mit sehr geringen Abweichungen nach Osten. Bald nachdem er den Ankerplatz der Kriegsschiffe verlassen hat, fährt er an der kleinen Ilha da Enchada vorüber, steuert auf die Gouverneursinsel zu und verfolgt längs deren Ostküste seinen Lauf zwischen zahlreichen kleinen Inseln hindurch.

Die *Ilha do Governador*, die bedeutendste der Inseln der Bai, von beinahe 20 Quadratlegoas Flächeninhalt, ist grösstentheils hügelig, besonders in ihren östlichen und südlichen Theilen. Im Innern derselben wird auf einigen Fazendas Ackerbau getrieben. Die Bevölkerung hat sich mehr an den Ufern niedergelassen und bewohnt einen fast um die ganze Insel reichenden Kranz von Häusern und Hütten. Hier sind 14—18 Kalkbren-



F. A. Brockhaus' Geogr. artist. Anstalt, Leipzig.

nereien und eine Töpferwaarenfabrik in Betrieb. Das Kirchspiel, zu dem die Bewohner vereint sind, heisst Freguezia de N[a]. S[a]. d'Ajuda da Ilha do Governador.



An der Ilha do Governador.

Weiter nach Nordost liegt die kleinere, idyllische Insel *Paquetá,* ziemlich bevölkert und in gutem Culturzustande. Auch hier wird die Kalkbrennerei in grösserm Masstabe betrieben (hauptsächlich aus den Muscheln der Venus flexuosa Lam.); sie deckt einen sehr grossen Theil des jährlichen Kalkbedarfs der Hauptstadt. Zum Kirchspiel Freguezia do Senhor Bom Jesus do Monte da Ilha de Paquetá gehören auch die naheliegenden Inseln Brocoyo, Pancarahyba und die südlicher gelegene Gruppe Ilhas Jerobaibas (Ferro, Redonda, Agoa, Caza, Palma, Romana, Brazoforte).

Einen eigenthümlichen Reiz gewähren die kleinen Inselchen; zuweilen steht auf einem solchen ein einzelnes Hüttchen von einer unbedeutenden Bananenanlage, einigen Orangenbäumen und einem Stückchen Feld mit Mais oder Mandioca bepflanzt, umgeben, oft erheben sich nur ein paar schlanke Palmen mit luftigen Kronen

13*

aus niedrigem Gesträuche, oder es ragt blos ein sonderbar geformter Felsen aus der sanft gekräuselten Wasserfläche. Fast jeder Räderschlag bringt neue Bilder, neue Abwechslung.

In den Sommermonaten, wenn die drückende Mittagshitze schwer auf der Bai lastet, ist die Fahrt wol etwas lästig, und es wird den beiden grossen thönernen Wassergefässen vorn am Hinterdeck fleissig zugesprochen; dann sieht man auch die Neger kühlende Limonade bereiten, indem sie die reife Frucht Cajú auspressen und den herben Saft zwischen den schwarzen Fingern hindurch in ein Glas Zuckerwasser träufeln lassen.

Nach 1½ stündiger Fahrt, wenn mehrere Schleppschiffe angehängt sind, auch nach längerer Dauer, langt die Barke im *Porto de Mauá* an, dessen Entfernung von Rio de Janeiro etwas über 11 Seemeilen beträgt. Hier wartet schon die dampfende Locomotive und braust ohne längern Aufenthalt dem Fusse der Serra d'Estrella zu. Diese Eisenbahnstrecke, die erste in ganz Brasilien, von ungefähr 12 englischen Meilen Länge, wurde durch eine Actiengesellschaft mit einem Kapitale von 2000 Contos, an deren Spitze der Baron Mauá steht, gebaut und den 30. April 1854 dem Verkehr übergeben. Irenéo Evangelista de Souza, Barão de Mauá, einer der hervorragendsten Brasilianer, zählt zu den bedeutendsten Finanzgrössen des Reiches und entwickelt, durchaus ein Mann der Initiative, in den verschiedensten Richtungen eine rastlose Thätigkeit auch über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus. Von ihm wurde unter anderm die Bank gegründet, die seinen Namen trägt und besonders in Montevideo eine wichtige Rolle spielt, die grosse Fabrik für Dampfmaschinen in Ponta d'Area bei Nicterohy, der Reichshauptstadt gegenüber, und die Actiengesellschaft zur Beschiffung des Amazonenstromes ins Leben gerufen. Im Gesetzgebenden Körper vertritt er als Deputirter seine Heimatsprovinz S. Pedro do Rio grande do Sul, und wenn er sich auch da nicht als brillanter Redner auszeichnet, so steht er doch in erster Reihe als aufrichtiger Vertheidiger der constitutionellen Freiheiten seines Vaterlandes, des Rechts und des Fortschritts.

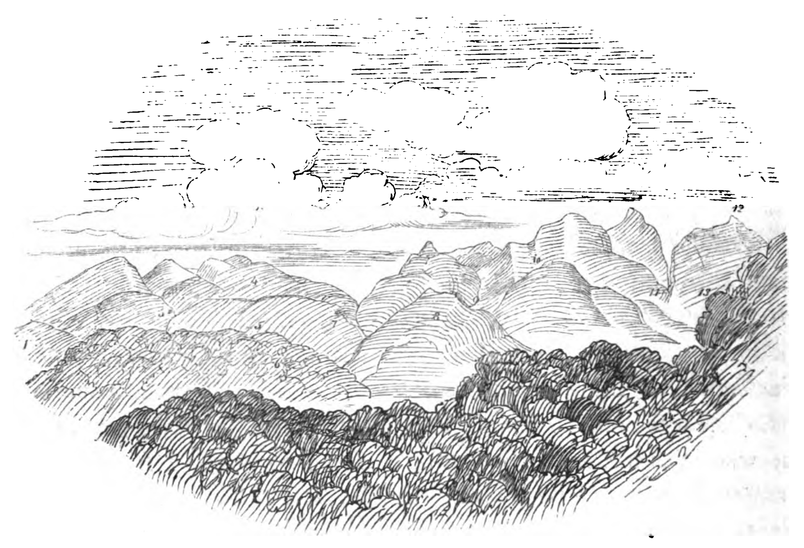
Die Eisenbahn ist nicht gut gebaut, woran zum Theil auch das sumpfige Terrain, über das sie streckenweise führt, schuld sein mag; vielleicht trägt auch der Umstand dazu bei, dass es eben der erste Versuch in Brasilien war, eine Eisenbahn herzustellen. Der Niveauunterschied der beiden Schienenstränge ist an manchen Punkten unberechtigt gross, was die Fahrt nicht besonders angenehm macht. Die Waggons sind klein, unbequem und schmuzig; die zweiter Klasse genügen häufig nicht, die Zahl der Passagiere aufzunehmen, und es werden die Sklaven zu den Reisenden erster Klasse hineingeschoben, eine höchst lästige Nachbarschaft bei einer die Hautausdünstung so sehr befördernden Hitze von einigen und dreissig Grad.

Ziemlich genau in der Mitte der Bahnstrecke liegt die Station *Inhomerim* in geringer Entfernung vom gleichnamigen Dorfe (in frühern Zeiten Anhu mirim „das kleine Feld" geheissen). In der Umgegend befinden sich reiche Zuckerplantagen und andere Fazendas in gutem Culturzustande, die bis ziemlich hoch ans Orgelgebirge hinaufreichen. Das Thal, durch das die Bahn führt, ist weit, freundlich, streckenweise aber sumpfig. Ich bemerkte einigemal beim Durchfahren eine ziemlich reiche ornithologische Fauna, vorzüglich von Sumpfvögeln und Tanagriden; anderemale war wieder die Gegend wie ausgestorben von ihren befiederten Bewohnern.

Es wird in der Regel auf dieser Bahn mit grosser Schnelligkeit gefahren, was bei ihrer sehr mangelhaften Construction nichts weniger als klug ist. Einige und zwanzig Minuten nach der Abfahrt von Porto de Mauá hält die Locomotive in der Endstation *Raiz da Serra* am Fusse der Serra d'Estrella, einer Section des Orgelgebirges. Hier stehen die Wagen zur Weiterfahrt über das Gebirge bereit. Um sicher zu sein, in einem dieser nichts weniger als bequemen Fuhrwerke einen Platz zu finden, nimmt man gewöhnlich schon bei den Agenten dieser Wagenverbindung in der Station Prainha das Billet.

Mit Reisenden und Gepäck bis zum Erdrücken vollgepfropft, verlässt die lange Reihe von Wagen, fast ausschliesslich von

deutschen Kutschern geführt und mit vier kräftigen Maulthieren bespannt, die Station. So oft es nur die Steigung erlaubt, wird im Galop oder scharfen Trab gefahren. Die Kunststrasse ist im ganzen genommen gut, bedarf aber unausgesetzter Reparaturen, da ihr Bau nicht nach richtigen Principien ausgeführt zu



Gebirge von Petropolis vom Kastellanerberge bei Villa Thereza aus gesehen. (nach Reimarus.)

1) Kreuzberg.
2) Spangenberg.
3) Consul.
4) Westphalen.
5) Palast.
6) Wäbler.
7) Ziegelei.
8) Unterpfalz.
9) Schweizerthal.
10) Wähnelt.
11) Oberpfalz.
12) Fahnenberg.
13) Morin.
14) Villa Thereza.

sein scheint. Er hatte gewaltige Hindernisse zu überwinden und verdient trotz seiner Mängel die grösste Anerkennung; er soll 3000 Contos de Reis gekostet haben. Im Zickzack führt der Weg durch eine herrliche, grossartige Landschaft, in der Urwald, Capoeiras, Weideplätze, groteske Felsenpartien, Schluchten, Bäche und kleine Wasserfälle in buntem Wechsel das Auge

entzücken. Nach einstündiger Fahrt werden die Maulthiere gewechselt. Oberhalb dieser Station eröffnet sich ein wundervolles Panorama auf die Bai und die zurückgelegte Wegstrecke, bei günstiger Beleuchtung eine Aussicht von zauberhaftem Effect.

Vom Sattel des Gebirges eilen die Wagen in sausendem Galop die ziemlich sánfte Neigung des Ostabhanges hinunter durch Villa Thereza und halten in der Rua do Imperador in Petropolis.

Die Wegstrecke von Rio de Janeiro nach Petropolis wird gegenwärtig in vier Zeitstunden zurückgelegt, von denen, wie wir gesehen haben, circa 1½ Stunden auf die Dampfschiff-, 23 Minuten auf die Eisenbahn- und 2 Stunden auf die Wagenfahrt, der Rest aber auf die kurzen, unvermeidlichen Aufenthalte kommt. Die Fahrpreise für diese kurze Strecke belaufen sich auf 8 Milreis (über 20 Franken)! nämlich je 2 Milreis für das Dampfboot und die Eisenbahn, und 4 Milreis für einen Platz im Wagen. Für die Eisenbahnfahrt wird also hier beinahe der sechsfache Betrag von dem Durchschnittspreise auf europäischen Eisenbahnen verlangt. Noch unverschämter ist die Forderung für den Dampferplatz, da die Compagnie auf Unkosten der Zeit der Reisenden und in rücksichtsloser Gier nach Gewinn den Dampfern immer mehrere Schleppschiffe anhängt. Die Forderung für die Gebirgsfahrt ist zwar auch gespannt, sie lässt sich aber doch durch die sehr kostspielige Unterhaltung des Betriebsmaterials einigermassen rechtfertigen. Es ist unbegreiflich, dass die Eisenbahncompagnie, an deren Spitze unleugbar gescheite Männer stehen, durchaus nicht zur Erkenntniss gelangen will, dass niedere Fahrpreise fast immer eine höhere Frequenz bedingen und in der Regel grössern Gewinn abwerfen als hohe. Durch übermässige Forderungen glauben die meisten ähnlichen Unternehmungen in Brasilien rasch einen bedeutenden Profit zu erzielen und kommen gewöhnlich sehr spät zur Einsicht ihrer irrigen Berechnung.

Petropolis ist eine deutsche Colonie, Sommersitz des Kaisers, und dient einer grossen Menge wohlhabender Familien der Hauptstadt zu einer mehrmonatlichen Villeggiatura. Die Colonie wurde

auf der ehemaligen Fazenda *Corrego secco*, die der Kaiser von ihrem frühern Besitzer durch Kauf erworben hatte, gegründet. Der Provinziallandtag von Rio de Janeiro beschloss nämlich im Jahre 1843 statt des alten streckenweise lebensgefährlichen Saumweges über die Serra d'Estrella eine fahrbare Kunststrasse anzulegen und allmählich den wichtigen Handelsweg nach der Provinz Minas geraes zu verbessern. Der mit den Vorarbeiten betraute Ingenieur Julius Köhler, ein ehemaliger deutscher Offizier und Major in brasilianischem Dienste, machte der Regierung den Vorschlag, 300 deutsche Strassenarbeiter kommen zu lassen, und es wurde mit ihrer Bewilligung ein Agent des Hauses Delrue & Comp. in Dünkirchen beauftragt, diese Leute zu engagiren und nach Brasilien zu befördern. Wahrscheinlich um aus der ganzen Expedition einen grössern Vortheil zu ziehen, verschiffte Delrue, damals brasilianischer Viceconsul in Dünkirchen, die doppelte Anzahl Arbeiter, und da die meisten von ihnen verheirathet waren, so langten in kurzen Zwischenräumen bei 2300 Auswanderer, alt und jung, in der Bai von Rio de Janeiro an. Delrue & Comp. hatten durch ihre Unteragenten, die vorzüglich längs des Rhein und der Mosel ihre Thätigkeit entwickelten, die gewöhnlich in Anwendung kommenden Verlockungen durch Verheissen von hohem Lohne, ausgedehntem Landbesitz auf fruchtbarstem Boden, Ueberfluss an Lebensmitteln, günstige Absatzquellen, Schul- und Gottesdienst in deutscher Sprache u. s. f., benutzen lassen, und ohne Schwierigkeit die grosse Zahl von Leichtgläubigen zusammengebracht.

Die Regierung war bei Ankunft dieser so sehr ihre Berechnung übersteigenden Zahl von Auswanderern in der grössten Verlegenheit, wie sie unterbringen, da nicht die geringste Vorsorge dafür getroffen war. Statt das Versäumte schleunigst nachzuholen, that sie gar nichts. Die Ankömmlinge, die schon während der Reise durch verdorbene Lebensmittel, Hunger, Durst und Mishandlungen viel gelitten hatten, wurden in Praya grande ausgeschifft, ohne dass indessen die nöthigen Schritte für ihr ferneres Unterkommen eingeleitet wurden. Die Folgen davon waren Hunger, Krankheit, Elend. Endlich, nachdem von den verschiedensten Seiten

die ernstesten Reclamationen gegen diese unwürdige Behandlung der Emigranten erhoben worden waren, beschloss der Kaiser Dom Pedro II. diese Unglücklichen auf seiner Fazenda Corrego secco anzusiedeln und zugleich den schon früher gefassten Entschluss auszuführen, in gemässigtem Klima eine Sommerresidenz bauen zu lassen. Für die Wahl von Corrego secco soll vorzüglich auch der Gedanke bestimmend mitgewirkt haben, für gewisse Eventualitäten an einem gegen einen äussern Feind weniger exponirten Punkte als Rio de Janeiro einen Zufluchtsort für Archive, den Staatsschatz u. s. f. zu besitzen.

Im Juli 1845 wurde in Corrego secco die Colonie gegründet und ein Jahr später der Bau des kaiserlichen Palastes in Angriff genommen. Den Colonisten wurden Landloose von je 15 Brazas Front (1 Braza = 80 englische Zoll) und 100 Brazas Tiefe zugetheilt. Sie mussten nun vor allem ihre Hütten bauen und den Wald roden, um die nöthigsten Nahrungsmittel selbst zu bauen. Daneben fanden sie theils beim Bau des kaiserlichen Palastes und den Regierungsarbeiten im Colonialcentrum, theils beim Strassenbau über das Gebirge für lange Zeit Verdienst.

Die Gründung der Colonie und deren Direction wurde dem Major Köhler übertragen. Die Urtheile über diesen Mann lauten so entgegengesetzt als möglich. Während ihn eins den trefflichsten, edelsten und menschenfreundlichsten Mann nennt (Dr. Robert Avé-Lallemant), charakterisirt ihn ein anderes (Dr. Th. Wiedemann[1]) geradezu als einen Abschaum der Menschheit, „bei dem Betrug, Treulosigkeit und Sittenlosigkeit in schönster Blüte vereint waren".

Wie immer bei solchen extremen Urtheilen liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte. Major Köhler soll ein talentvoller, im Umgange liebenswürdiger, aber leichtsinniger Mann gewesen

---

[1]) „Die deutsche Colonie Petropolis in der Provinz Rio de Janeiro. Ein Beitrag zur Kenntniss Brasiliens, von Professor Dr. Th. Wiedemann, weiland Pastor der deutschen Colonisten in Petropolis, 1858." Dr. Th. Wiedemann fungirte vom Januar 1854 bis April 1855 als katholischer Geistlicher in Petropolis. Die angeführte Broschüre ist ein Pamphlet, bei dessen Lesung man



sein. Bei seinem Tode, infolge eines unglücklichen Pistolenschusses beim Scheibenschiessen, hinterliess er gänzlich zerrüttete Vermögensverhältnisse. Es ist nicht in Abrede zu stellen, dass er für die Colonisten nicht in der Art gesorgt hat, wie es seine Pflicht war, und dass er seine Stellung sehr oft misbrauchte; andererseits steht es aber auch fest, dass ein grosser Theil der gegen ihn erhobenen Anschuldigungen auf Verleumdungen unzufriedener Colonisten beruhte.

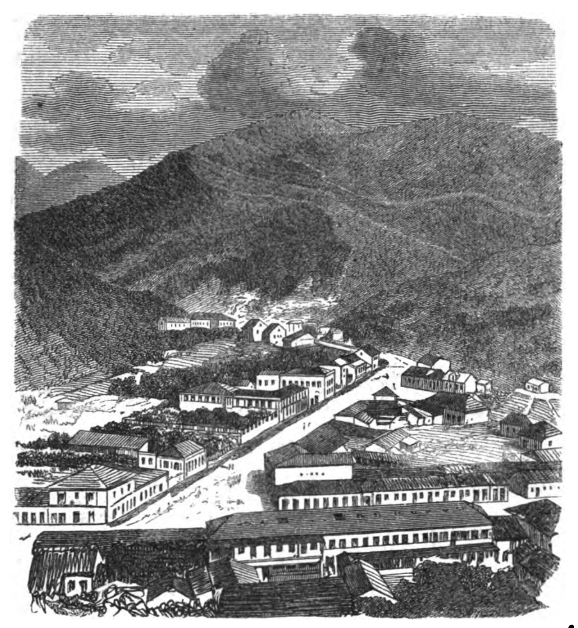
Unter seinen brasilianischen Nachfolgern nahmen die verschiedenen Arbeiten einen steten, wiewol auch nicht allzu raschen Fortgang. Die Colonialverhältnisse besserten sich aber nicht. Unordentliches, oft unredliches Gebaren mit den Bau- und Subsidiengeldern beeinträchtigte vielfach die Colonisten; der Boden ihrer Landloose war zum grössten Theil von allerschlechtester Qualität; religiöse Hetzereien bald von protestantischer, bald von katholischer Seite stifteten Zwietracht und Hass; eine unvernünftige Beamtenwirthschaft wirkte nach allen Richtungen demoralisirend und eine erschreckende Sittenlosigkeit schlug immer tiefere Wurzeln. Es dauerte lange Zeit, ehe nur einigermassen erträgliche Zustände herbeigeführt werden konnten.

Von dem fast kesselförmigen Centrum der Niederlassung, da wo der kaiserliche Palast gegründet und um den die eigentliche Ortschaft tracirt wurde, breitete sich die Colonisation nach den radienförmig auslaufenden Thälern der Umgegend aus.

Den topographischen Verhältnissen entsprechend wurde die Colonie in 22 Quartiere (Quarteraões) abgetheilt, die grösstentheils nach den Heimatsgegenden der dort niedergelassenen Colonisten benannt wurden, daher so viele Namen aus den Rheingegenden. Diese Quartiere, die Deutschen nennen sie Thäler, sind folgende:

---

nicht glauben würde, dass es aus der Feder eines Priesters geflossen ist; Herr Wiedemann hätte die echt christliche Lehre: nolite judicare etc., nicht vergessen sollen. Ein grosser Bruchtheil der katholischen Colonisten in Petropolis spendet ihm nichts weniger als Lobeserhebungen. Das Lob, das er in seiner Broschüre hat abdrucken lassen, geht ja auch nur von einer Fraction der Colonisten aus.



Eine Strasse in Petropolis.

1) Stadt—Villa—(jetzt Cidade)	1) Quarteirão Imperial.
2) Unterrheinthal	2) „ Rhenania inferior.
3) Mittelrheinthal	3) „ Rhenania central.
4) Oberrheinthal	4) „ Rhenania superior.
5) Wormserthal	5) „ Worms.
6) Engländerthal	6) „ Inglez.
7) Simmernthal	7) „ Simmeria.
8) Kastellanerthal	8) „ Castellania.
9) Villa Thereza	9) „ Villa Thereza.
10) Oberpfalz	10) „ Palatinato superior.
11) Unterpfalz	11) „ Palatinato inferior.
12) Schweizerthal	12) „ Suisso.
13) Franzosenthal	13) „ Frances.
14) Westphalen	14) „ Westphalia.
15) Brasilierthal	15) „ Brasileiro.
16) Nassauerthal	16) „ Nassau.
17) Moselthal	17) „ Mosel.

18) Woerstädterthal	18) Quarteirão Woerstaedt.
19) Darmstädterthal	19) „ Darmstadt.
20) Bingerthal	20) „ Bingen.
21) Ingelheimerthal	21) „ Ingelheim.
22) Presidencia	22) „ Presidencia.
23) Das Quartier der kaiserlichen Prinzessin.	23) „ Princessa Imperial.

Dieses letztere wurde erst später den übrigen Quartieren beigefügt. Zwischen ihm, dem Franzosen- und Westphalenthale liegen noch einige nicht vertheilte Landloose. Die grösste Ausdehnung der Niederlassung ist von Südwest im Engländerthal nach Nordost, da wo die Quartiere Westphalen und Princessa Imperial am Rio Piabanha zusammenstossen.

Die Strassen der Ortschaft wurden soviel wie möglich geradlinig gezogen, aber das stark coupirte Terrain erlaubte es nicht, sie in einem regelmässigen Netze anzulegen. In der Ortschaft selbst und in ihrer nächsten Umgebung sind sie im ganzen genommen gut, nach den Colonien hin werden sie aber um so schlechter, je mehr man sich vom Centrum entfernt.

Die Niederlassung ist ausserordentlich wasserreich. In der Oberpfalz im Osten entspringt der Corrego secco, von dem die ehemalige Fazenda ihren Namen führte. Im Westen tritt der Rio Quintadinha durch das Engländerthal in die Colonie und vereinigt sich, durch den kleinen aus dem Wormserthale fliessenden Rio Lämmert verstärkt, mit ersterm dicht am Garten des kaiserlichen Palastes. Vom Norden her berührt der Piabanha zuerst im Woerstädterthal das Colonialterrain, macht durch das Binger- und Ingelheimerthal einen grossen östlichen Bogen, nimmt beim Koblenzerplatz die vereinigten Corrego secco und Rio Quintadinha auf, richtet seinen Lauf zwischen dem Nassauer- und Brasilianerthale einerseits, und dem Franzosen- und Westphalenthale andererseits nach Norden und verlässt in östlicher Richtung die Colonie, da, wo sich der von Süden kommende Rio Itamaraty mit ihm vereint. Dieser berührt die Ansiedlung nur an der Ostgrenze des Quartiers Princessa Imperial.

Der sehr unregelmässige Lauf dieser Flüsschen machte deren

Zu I, 204

PLAN von PETROPOLIS mit den Colonisthälern.

ERKLÄRUNG.

- I Stadt.
- ✚ Kais. Palast.
- a. Rua do Imperador e Praça d'ta.
- b. „ da Imperatriz.
- c. „ de Dª Maria II.
- d. „ de D. Affonso
- e. „ de Paulo Barbosa.
- f. „ do Honorio.
- g. „ dos Mineiros.
- h. „ de Dª Januaria.
- i. „ do Aureliano.
- j. „ de Dª Francisca.
- k. „ de Bourbon.
- l. Praça de D. Affonso.
- m. Rua de Bragança.
- n. „ do Cimiterio.
- o. „ dos Artistas.
- p. Praça da Confluencia ou de Coblentz.
- q. Rua dos Engenheiros.
- r. „ dos Protestantes.
- s. „ de Joinville.
- t. „ de Monte Caseros.
- u. Praça de Nassau.
- v. Rua do Toneleiro.
- x. Praça de S. Pedro de Alcantará.
- y. Projectirte Hauptkirche.
- z. Rua do novo Cimiterio.
- ♠ Capella de S. Pedro de Alcantará.

Maßstab 1: 2500 Braças.

50 100 500 1000 1500 2000 2500

F. A. Brockhaus' Geogr. artist. Anstalt, Leipzig.

Kanalisirung in Petropolis nothwendig und sie wurde auch auf eine unbegreifliche Weise derart ausgeführt, dass der Kanal des Corrego secco und der des Rio Quintadinha sich beim Palastplatze in gerader Linie, von entgegengesetzter Seite fliessend, treffen und von diesem Punkte unter einem rechten Winkel ab weiter geleitet werden! Die Folge dieser Sünde gegen die Regeln der Wasserbaukunst ist die, dass der Kaiserplatz (Praça do Imperador) und die beiden Hauptstrassen von Petropolis bei heftigem Platzregen durch Rückstauungen fusshoch unter Wasser gesetzt werden und dann die Communication fast unmöglich wird.

Die Nachlässigkeit oder Rücksichtslosigkeit der Colonialbehörden und später der Municipalkammer war so gross, dass, trotzdem alljährlich nächtlicherweile Personen in den Kanälen verunglückten, man erst vor ein paar Jahren dieselben durch Geländer einfasste und Strassenbeleuchtung einführte. Im December 1857, in finsterer Nacht nach anhaltendem Regen von einem Besuche zurückkehrend, stürzte ich, noch wenig mit den Strassen vertraut, beim Kaiserpalaste in den hochangeschwollenen Kanal und konnte nur schwimmend das Ufer wiedergewinnen.

Nach Vollendung der Serrastrasse und Herstellung einer leichtern Verbindung mit Rio de Janeiro mittels Dampfbooten und Eisenbahn nahm Petropolis einen raschen Aufschwung. Die jährliche Wiederkehr des Gelben Fiebers in Rio de Janeiro während der heissen Monate war für viele wohlhabende Bewohner der Hauptstadt ein Beweggrund mehr, einen gesunden und kühlen Sommeraufenthalt jenseit des Orgelgebirges aufzusuchen, und da der Hof ebenfalls regelmässig seinen Sommeraufenthalt in Petropolis bezog, folgte natürlich auch der Tross der Dii minores. Die ersten armseligen Colonistenhütten mussten nun bequemen Wohnungen weichen. Viele Familien, die alljährlich hier ihre Villeggiatura zu halten beabsichtigten, liessen sich hübsche Landhäuser bauen. Mehrere dieser Villen wurden mit Geschmack und Eleganz eingerichtet. Andere Häuser wurden auf Speculation hergestellt, um sie Sommerparteien zu hohen Zinsen zu vermiethen, und so gewann Petropolis allmählich das Aussehen gewisser neuerer

europäischer Badeorte, in denen je nach Bedürfniss bald ein Land- bald ein Zinshaus für die sich mehrende Zahl der Gäste erbaut wird.

Die Hauptstrasse von Petropolis, eigentlich die einzige einigermassen regelmässig geschlossene, ist die Rua do Imperador längs beider Seiten des Hauptkanals; in ihr ist der meiste geschäftliche Verkehr, der bedeutendste Gasthof, das Expeditionsbureau der Wagenverbindung über die Serra u. s. w. Ebenfalls längs eines Kanals geht unter rechtem Winkel von ihr ab die Rua da Imperatriz, in der auf der östlichen Seite der kaiserliche Palast in einer Gartenanlage, auf der westlichen die katholische Kirche steht. Diese letztere übersteigt kaum die Dimensionen einer Kapelle und führt auch den Titel Capella de S. Pedro d'Alcantará. Sie ist von sehr primitiver Einfachheit und für die Bedürfnisse von Petropolis viel zu klein. Der Bau einer Pfarrkirche am Eingange der Joinvillestrasse im Franzosenthale ist zwar schon längst projectirt, wird aber noch viel länger auf die Ausführung warten müssen. In dem Falle, dass die projectirte Kirche wirklich gebaut wird, soll die jetzige Kapelle für den protestantischen Gottesdienst, der bisher in der baufälligen Schule abgehalten wurde, bestimmt werden.

Der kaiserliche Palast ist in einfachem, aber durchaus geschmackvollem Stile aufgeführt; der Park aber, in dem er steht, lässt sehr viel zu wünschen übrig. In diesem Klima und bei dem unermesslichen zu Gebote stehenden Vegetationsmaterial wäre es ein Leichtes gewesen, hier mit Verständniss und Geschmack eine wunderbar grossartige Schöpfung ins Leben zu rufen.

Die Gasthäuser in Petropolis entsprechen durchaus nicht den Anforderungen, die das Publikum an solche Etablissements in einem vielbesuchten Erholungsorte zu machen berechtigt ist. Das grösste von ihnen, das Hôtel Braganza in der Hauptstrasse (Rua do Imperador), zeichnet sich weder durch Comfort noch insbesondere durch Reinlichkeit aus. Das Hôtel oriental in der Rua dos artistas stand eine Zeit lang im Rufe des besten. Sein Besitzer ist ein Türke Namens Said Ali, einst Koch des verstorbenen

F. A. BROCKHAUS. X. A.

Zu I, 206.

Der kaiserliche Palast in Petropolis.

Grafen Medem, früher russischen Geschäftsträgers in Brasilien. Ich fand dort die Preise ausserordentlich hoch, die Nahrung schlecht und überhaupt eine echt türkische Wirthschaft im ganzen Hause. Das Einsieden der um Petropolis wachsenden bittern unveredelten Pfirsiche ist eine stille Leidenschaft Said Ali's, der seine Gäste zum Opfer fallen. Die meisten übrigen Hôtels werden vorzüglich von Pensionären bewohnt, daher es auch für Reisende oft schwer hält, ein Unterkommen zu finden. In dem deutschen Gasthause des Herrn Johann Meyer in der Rua do Imperador steigen meistens Fazendeiros des Innern und herumziehende Handelsleute (Mascates) ab. Meyer war einer der ersten Ansiedler in Petropolis und hat die Mühen und Leiden der jungen Colonie in reichem Maasse mitgenossen. Rastlose Thätigkeit und Klugheit verschafften ihm bald ein günstigeres Loos, und aus den bescheidenen Anfängen einer höchst einfachen Schenke entwickelte sich allmählich ein stattliches Gasthaus, das besonders gern von den deutschen Bewohnern von Petropolis besucht wird, denn sie finden dort manche Anklänge an die Heimat, deutschen Wein, deutsches Bier. Selbst eine kleine, aber gewählte Bibliothek deutscher Classiker ziert Meyer's Wohnzimmer.

Von den deutschen Ansiedlern wohnen in Petropolis selbst fast nur die Handwerker; sie geniessen aber durchschnittlich keines besonders guten Rufes hinsichtlich ihrer Arbeiten. Ich meinerseits muss gestehen, dass ich noch nirgends so schlechte Arbeit erhielt und so unverschämt geprellt wurde wie hier. Ein deutscher Tischler z. B. verlangte mir für das Einleimen eines drei Zoll langen Bretchens in eine Chatoulle, wofür in Deutschland kaum ein Groschen bezahlt würde, 2500 Reis (1 Thlr. 25 Sgr.) ab!

Die ackerbautreibenden Colonisten sind, wie schon bemerkt, in den Thälern der Umgegend angesiedelt. Die Wahl der ehemaligen Fazenda Corrego secco zu Colonisationszwecken war eine sehr unglückliche, da ein grosser Theil derselben der Cultur fast unzugänglich ist. Der Boden besteht aus verwittertem, stark eisenschüssigem Granit mit einer sehr spärlichen Humusdecke, das Terrain hauptsächlich aus steilen Waldlehnen, nur

um die Sohlen der kleinen Flüsschen sind einige wenige sanft geneigte oder ebene Parcellen. Werden diese Waldlehnen abgeholzt und in Cultur gezogen, so sind sie schutzlos den äusserst heftigen Platzregen ausgesetzt und oft wird schon die erste Aussaat nach einer Rodung mit dem wenigen fruchtbaren Erdreich durch einen wolkenbruchähnlichen Guss abgeschwemmt und so die Arbeit und Hoffnung des Colonisten gänzlich zerstört. Unter solchen Verhältnissen kann natürlich von Ackerbau kaum die Rede sein. Die Colonisten konnten sich daher mit vollem Recht beklagen, dass auch in dieser Beziehung ihre Hoffnungen betrogen wurden.

Bei günstigen Terrainverhältnissen hätte eine fleissige Colonistenbevölkerung in der Umgegend von Petropolis durch nahen und sichern Absatz ihrer Producte in der Stadt reichen Gewinn finden können. Denjenigen Ansiedlern, deren Landloose nicht so steil gelegen sind, lohnt der gute Verkauf ihrer Erzeugnisse trotz des wenig dankbaren Bodens doch die Mühe reichlich. Am besten stehen sich jene, denen es gelungen ist, künstliche Weideplätze anzulegen und etwas Viehzucht zu treiben, da Milch und Butter in Petropolis stets hohe Preise haben und auch für letztere Rio de Janeiro ein trefflicher Markt ist. Kartoffeln und Gemüse sind gegenwärtig die Haupterzeugnisse der Colonialthäler.

Die geringe Productionsfähigkeit des Bodens macht das Leben in Petropolis sehr theuer und es steht in dieser Beziehung dem der Reichshauptstadt kaum nach. Ein grosser Theil der Lebensmittel muss aus Rio de Janeiro eingeführt werden und zu den dortigen Marktpreisen noch die hohe Fracht zahlen. Aus Ersparungsrücksichten wird also nicht leicht jemand seinen Landaufenthalt hier nehmen.

Das Klima von Petropolis ist angenehm, vorzüglich während der trockenen Monate. Im Sommer ist es etwas schwül und feucht, denn in dieser Jahreszeit überwiegen die Regentage. Gewitter sind sehr häufig und brechen oft schnell und mit ausserordentlicher Heftigkeit los. Den heissen Tagen folgen aber erfrischende Nächte. Im sogenannten Winter ist die Nachttemperatur

empfindlich kühl, die Tageswärme sehr mässig. Für ein üppiges Gedeihen der eigentlichen Tropenvegetation ist die mittlere Temperatur etwas zu niedrig, doch wird der Kaffeebaum mit einigem Erfolg gepflanzt und selbst die Bananen bringen noch vortreffliche Früchte.

Nach den Messungen und Berechnungen des verstorbenen Colonial-Ingenieurs Otto *Reimarus* liegt Petropolis 22° 31′ 36″ südl. Br., 2^h 52′ 28,42 W. Greenw. (Hôtel Oriental) und 3827 Palmos über M. (382 Brazas = 3227′); der höchste Berg in der Umgegend, in der Oberpfalz, erhebt sich 7620 Palmos (762 Brazas = 6350′) über M.

Es dürfte befremden, dass trotz des im trefflichsten Rufe stehenden Klimas von Petropolis doch schon, nach kaum 15jährigem Bestehen der Colonie, ein zweiter Friedhof nothwendig wurde. Bei Colonien, die unter ungünstigen Verhältnissen ins Leben treten, finden wir anfangs immer eine sehr grosse Sterblichkeit, besonders wenn die Ansiedler schon während der Seereise viele Entbehrungen und Noth zu leiden hatten. Die Choleraepidemie von $18^{54}/_{55}$ lieferte ferner einen starken Beitrag zu der Reihe der Gräber, und alljährlich wird sie noch durch eine Anzahl Bewohner der Hauptstadt vermehrt, die in rettungslosem Zustande von ihren Aerzten mit der trügerischen Hoffnung in das Gebirge geschickt werden, dort ihre Gesundheit wiederzuerlangen. Beim Anblicke dieser verwilderten, abgeschwemmten, traurigen Leichenstätten darf also kein nachtheiliger Schluss für das Klima von Petropolis gezogen werden.

Nach den statistischen Ausweisen von 1856 war die Mortalität unter der Coloniebevölkerung eine sehr geringe, da auf 87,7 Bewohner ein Sterbefall kam. Das Verhältniss der Todesfälle zu den Geburten war 1:3,25. Nach den nämlichen Ausweisen des Polizeiamtes belief sich die Zahl der Colonisten in jenem Jahre auf 2808 Individuen, 1500 männliche und 1308 weibliche (über 50 Jahre 106, unter 5 Jahren 316); davon waren Katholiken 1855, Protestanten 922. Die Zahl der Häuser in Petropolis war mit 1034 Nummern angegeben.

Seit ungefähr drei Jahren hat Petropolis aufgehört, eine

Colonie zu sein, das heisst, das Colonieamt wurde aufgelöst, wodurch die Regierungscontrole durch das Generallandamt (Repartição geral das terras publicas) mit allen ihren Vor- und Nachtheilen ihr Ende erreichte, Petropolis mit allen seinen Umgebungen zu einem Municipium erhoben und in zwei Districte getheilt. Der eine umfasst Petropolis mit den Coloniethälern, der zweite das fünf Legoas entfernte Pedro do Rio und Umgebung. Gleichzeitig erhielt der Flecken (Villa) Petropolis Titel, Rang und Vorrechte einer Stadt (Cidade de Petropolis). Trotzdem der Kern dieses neuen Municipiums aus Deutschen besteht und sie beinahe die Hälfte der ganzen Bevölkerung ausmachen, so gelang es ihnen doch nicht, bei den Wahlen für die Municipalbehörden mehr als einen einzigen ihrer Landsleute (Joh. Meyer) durchzusetzen, so sehr lassen Eifersüchteleien, Neid, Zwietracht, Augendienerei gegen die Brasilianer u. s. f. ihre eigenen wichtigsten Interessen verkennen. Die berühmte Einheit ist überall, wo es Deutsche gibt, sei es im europäischen Vaterlande, sei es auf amerikanischem oder asiatischem Boden, die nämliche, überall spielt sie die gleiche klägliche Rolle, und die nachtheiligen Folgen fallen überall wieder auf die Deutschen selbst zurück; sie fühlen und erkennen es, aber nur um bei nächster Gelegenheit wieder gegen ihr eigenes Fleisch zu wüthen.

Seitdem das Colonialamt aufgelöst ist, fehlen auch genaue statistische Nachweise über die Bevölkerung. Das ganze Municipium soll nach annäherungsweiser Berechnung nicht mehr als 6000 Seelen zählen; rechnet man die fluctuirende Bevölkerung mit, als Strassenarbeiter, Sommergäste u. s. f., so dürfte sie die Zahl von 9—10000 ebenfalls nicht übersteigen. Die Stadt selbst soll zwischen 12—1500 Seelen zählen.

Die meisten Handwerker, als Schuster, Schneider, Maurer, Zimmerleute, Tischler, Wagner, Schmiede, Schlosser, Klempner, Goldarbeiter etc., sind Deutsche, die Kaufleute hingegen, mit sehr wenigen Ausnahmen, Brasilianer oder Portugiesen. In fünf Brauhäusern wird ein bierähnliches Getränk fabricirt, bei dem in der Regel Gerste und Hopfen durch Surrogate ersetzt werden.

Petropolis besitzt ein kleines, ursprünglich für kranke Co-

lonisten errichtetes Spital, dem ein brasilianischer Arzt vorsteht; ausserdem noch ein gutes Privatkrankenhaus (casa de saude), unter der Leitung des intelligenten französischen Arztes Dr Touzet.

Mit der katholischen Seelsorge ist Abbé Germain betraut, ein würdiger Geistlicher, dem von allen Parteien ungetheiltes Lob gespendet wird. Seinem echt apostolischen Wirken ist es auch gelungen, den religiösen Sinn der Bevölkerung, der bald durch fanatische Hetzereien oder cynische Indolenz verschiedener Geistlichen auf Irrwege geführt worden war, wieder in eine richtige Bahn zu lenken.

Seit 1861 versieht Herr Pastor Ströle von der Missionsanstalt in Basel den protestantischen Gottesdienst in Petropolis und zugleich auch in der freilich sehr entfernten Colonie Dom Pedro II. bei Juiz de Fora. Solange Petropolis noch Colonie war, hatte die kaiserliche Regierung die Verpflichtung, einen protestantischen Geistlichen dort zu salariren, wie sie es den von ihr eingegangenen Verbindlichkeiten zufolge in jeder Colonie, deren protestantische Bevölkerung mehr als 600 Seelen zählt, thun soll. Sobald eine Colonie als solche zu bestehen aufhört und eine selbständige Municipalverfassung erhält, hört diese Verpflichtung auf und das Kirchspiel hat nach den bestehenden Landesgesetzen seinen Geistlichen selbst zu salariren. Nachdem Petropolis zum Municipium erhoben worden war, sollte die dortige protestantische Gemeinde selbst für ihren Geistlichen sorgen. Die pecuniäre Lage der betreffenden Gemeinde war aber durchaus nicht derart, dass sie dieses Opfer bringen konnte, somit blieben die Protestanten von Petropolis mehrere Jahre ohne Seelsorger und erst im Jahre 1861 gelang es, die kaiserliche Regierung zu bestimmen, Subsidien für einen neuen Pastor zu bewilligen. Es geschah aber ihrerseits nur unter der Bedingung, dass er auch das Amt eines Colonialpfarrers von Dom Pedro II. versehe. Es ist daher der Pastor eigentlich der Seelsorger der genannten Colonie und Petropolis nur seine Filiale.

Neben den öffentlichen katholischen und protestantischen Schulen sind in Petropolis auch einige Privaterziehungsanstalten,

unter denen das Knabeninstitut des Dr. H. Kopke im Nassauerthale den ersten Platz einnimmt. Es geniesst eines bewährten, sehr guten Rufes und ist stets von zahlreichen Schülern, besonders von Rio de Janeiro, besucht. Das Collegio de Santa Theresa von Faletti und die Institute von Drummond und Matson sind ebenfalls für die Erziehung der Knaben bestimmt, während eine Frau Cramer in einem Landhause der Joinvillestrasse ein Mädcheninstitut leitet.

Vor einigen Jahren hat sich in Petropolis eine brasilianisch-deutsche Gesellschaft für Ackerbau und Industrie constituirt, die den Zweck hat, auf Verbesserung des Ackerbaues, Beförderung der Künste und Handwerke und des Handels zu wirken. Sie zählt gegen 150 Mitglieder, hat eine kleine Modellsammlung und Bibliothek und hält sich ein paar der wichtigsten deutschen Fachjournale. Die Tendenz dieses Vereins ist sehr anerkennenswerth, denn er gibt theils durch seine Büchersammlung, theils durch mündliche Mittheilungen geistige Anregung und muntert zu Versuchen auf, von denen doch manche ein günstiges Resultat liefern können. Unter den Deutschen in Petropolis zeichnet sich besonders Herr Karl Spangenberg durch mannichfaltige Culturversuche aus. Er ist ein sehr geschickter Kunstdrechsler und hat sich durch seine schöngeschnitzten Stöcke aus geeigneten, zum Theil sehr seltenen Holzarten des Urwaldes einen weitverbreiteten guten Ruf erworben. Seine sorgfältig gepflegte freundliche Besitzung liefert einen schönen Beweis von der Intelligenz und Thätigkeit ihres Besitzers.

Einige Jahre lang erschien in Petropolis wöchentlich einmal eine deutsche Zeitung, die schliesslich aus Mangel an Theilnahme wieder einging; zwei brasilianische Zeitungen vegetiren hingegen fort.

Die Umgebungen von Petropolis sind reich an romantischen und überraschend schönen Landschaftspartien. Ein vielbekannter, oft abgebildeter und beschriebener Punkt ist der Wasserfall, den der Rio Itamaraty östlich vom Schweizerthale bildet. Er zeichnet sich weniger durch die Höhe seines Falles und durch Wasserreichthum, als vielmehr durch seine grossartige, wundervolle

Vegetationsumgebung aus. Der kleine Wasserfall im Retiro do Bulhões und die Gruta das Saudades (die Erinnerungs- oder Heimwehhöhle) sind ebenfalls reizende Ziele kleiner Spaziergänge. Petropolis gewährt unstreitig in landschaftlicher Beziehung und durch sein gesundes Klima einen sehr angenehmen Sommeraufenthalt; ob aber in diesen Verhältnissen eine Garantie für ein weiteres Aufblühen des Städtchens liegt, möchte ich sehr bezweifeln. Ich glaube im Gegentheil, dass es gegenwärtig auf dem Höhepunkte seiner Entwicklung steht. Mehrere Hauptfactoren, die dieselbe beschleunigten, haben allmählich ihre wirkende Kraft verloren. Die Furcht vor dem Gelben Fieber, die früher einen Theil der Bevölkerung während der Sommermonate aus der Hauptstadt weg ins Gebirge trieb, hat sich durch das allmähliche Verschwinden der Epidemie vermindert und sehr viele Familien, die wegen derselben die heissen Monate in Petropolis zubrachten, verleben sie nun ganz ruhig in Rio. Seit der Vollendung der grossen Kunststrasse der Compagnie União e Industria nach Juiz de Fora hat Petropolis aufgehört, der wichtigste Stapelpatz für die Producte des Innern zu sein, da von der Gesellschaft längs der ganzen Strecke an mehrern Stationen Waarendepots errichtet wurden. Ebenso wenig haben die Bewohner dieses Theiles der Provinz, die nach der Hauptstadt reisen wollen, nöthig, wie früher bis nach Petropolis zu reiten, um erst von dort die Fahrgelegenheit zu benutzen, sie können sie jetzt weit bequemer von den Zwischenstationen erreichen. Es ist ferner noch sehr wohl zu berücksichtigen, dass durch den Bau der Eisenbahn Dom Pedro II., die ebenfalls über das Gebirge führt, den Bewohnern der Hauptstadt neue und ebenso reizende Gegenden für einen Sommeraufenthalt eröffnet werden, zu denen sie weit wohlfeiler und bequemer gelangen können. Ein Aufschwung von Petropolis in landwirthschaftlicher Beziehung ist aus den schon oben angeführten Gründen durchaus nicht zu erwarten und ebenso wenig wird sich dort eine irgend nennenswerthe Industrie entwickeln. Die temporäre Anwesenheit des Hofes und eine Anzahl reicher Familien, die dort ihre Häuser besitzen, sichern ge-

wissermassen dem Städtchen sein gegenwärtiges Entwicklungsstadium.

Die deutsche Bevölkerung wird unter der Municipalverwaltung rascher ihren ursprünglichen Typus verlieren, als unter der Leitung des Colonialamtes. Die junge Generation hat schon grösstentheils brasilianische Sitten und Sprache angenommen, namentlich der weibliche Theil derselben, dessen Moralität, den Landeskindern gegenüber, nicht besonders gelobt wird. Hunger und Elend in der ersten Zeit des Coloniallebens hatten die Bande des Familienlebens gelockert und das Gefühl für Sittlichkeit gewaltig abgestumpft; an steten Versuchungen und an gesuchten Gelegenheiten zur Immoralität fehlte es nie. Die Sommergäste Rio de Janeiros sind gern gesehene Besucher in vielen Häuschen der Coloniethäler. Auch diese Verhältnisse werden sich kaum günstiger gestalten. Griechischen Namen, deutsche Bevölkerung, portugiesische Sprache und brasilianische Gesetze finden wir wie in Petropolis so auch in mehrern andern brasilianischen Colonien. Eine sonderbare Mischung so verschiedener Elemente.

Die kaiserliche Familie bezieht ihren Sommeraufenthalt in Petropolis in der Regel in den letzten Tagen des Decembers oder Anfang Januar und verweilt daselbst bis kurz vor der Eröffnung der Kammern im Beginne des Monats Mai. Während dieser Zeit fährt der Kaiser jeden Sonnabend in Staatsgeschäften nach der Residenz.

Es mag hier der Ort für einige Mittheilungen über Brasiliens Monarchen sein.

Dom Pedro II. de Alcantará wurde den 2. December 1825 geboren. Er ist das jüngste von drei Geschwistern. Seine älteste Schwester, D[a] Januaria, ist mit Dom Luiz, Grafen von Aquila, die jüngere, D[a] Francisca, mit dem Prinzen von Joinville vermählt. Er verlor seine treffliche Mutter, die Erzherzogin Leopoldina von Oesterreich, als er kaum ein Jahr alt war. Sie starb, wie allgemein angenommen wird, infolge von Kränkungen über die Maitressenwirthschaft und von Mishandlungen ihres Gemahls, des Kaisers Dom Pedro I., eines Fürsten,

dessen ganzes Leben eine sonderbare Mischung von Thatkraft und moralischer Schwäche, von Consequenz und Unschlüssigkeit, von persönlichem Muthe und muthloser Erschlaffung, von Roheit und Milde, von Härte und Güte war, eines Charakters, wie ihn uns die Geschichte in der fürstlich Romanzow'schen Familie nicht selten, aus dem Hause Braganza aber nie vorgeführt hat.

Der Knabe war noch nicht sechs Jaher alt, als infolge der Abdication seines Vaters vom 7. April 1831 die Kaiserkrone Brasiliens auf ihn überging. Während seiner Minderjährigkeit leitete anfangs eine Regentschaft aus drei Mitgliedern, später ein Reichsverweser die Staatsgeschäfte. Die letztere Stelle bekleidete eine Reihe von Jahren Pedro de Araujo Lima, Marquez de Olinda, der trotz seines hohen Alters auch in neuester Zeit wiederholt seinen Platz am Ministertische einnahm.

Die politischen Verhältnisse während der Minderjährigkeit des Fürsten gestalteten sich allmählich derart bedenklich, dass der Gesetzgebende Körper beschloss, trotz des Artikels 121 der Constitution, der ausdrücklich bestimmt: „Der Kaiser ist minderjährig bis zum Alter von 18 Jahren", Dom Pedro schon mit 15 Jahren grossjährig zu erklären, was auch den 23. Juli 1840 geschah. Es hatte sich nämlich, wie dies unter ähnlichen Verhältnissen häufig vorkommt, um den minderjährigen Fürsten eine Oligarchie gebildet, die eine stets wachsende gefährliche Macht gewann und die liberale Partei mit den grössten Besorgnissen erfüllte. Von ihr ging daher auch die Proposition der frühzeitigen Mündigkeitserklärung aus.

Der junge Monarch hatte als regierender Fürst zwischen den erbitterten politischen Parteien, von denen jede mit allen erdenklichen Mitteln nach Einfluss auf seine Person und daher auf die Regierungsgeschäfte trachtete, eine überaus schwierige Stellung. Seinen trefflichen natürlichen Anlagen und seinem gesunden Sinne gelang es aber mit Hülfe einiger weiser Rathgeber, schon früh zu einer politischen Reife zu gelangen, die man nur höchst selten bei jungen Monarchen findet. Zudem zeichnete ihn eine ausserordentliche Liebe zu den Wissenschaften aus,

die weit mehr einem innern Drange als äussern Anregungen entsprungen war.

Im Jahre 1843 vermählte sich der Kaiser mit Dª Theresa Christina Maria, der Schwester des verstorbenen Königs Franz I. von Neapel. Sie gebar ihm vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen. Die beiden Knaben starben in ihren frühesten Lebensjahren (der erste, Dom Alfonso, geboren 1845, starb 1847, der zweite, geboren 1848, starb 1850). Ihr Tod machte im Publikum den peinlichsten Eindruck und man war nur zu schnell bereit, politische Verbrechen, schändliche Hofintriguen u. dergl. als Ursache ihres frühzeitigen Ablebens anzugeben. Es scheint indessen mit Sicherheit anzunehmen zu sein, dass nur unbegründeter Verdacht, unüberlegte Aeusserungen und böswilliges Geschwätz Gerüchte verbreiteten, die jeder thatsächlichen Grundlage entbehrten.

Von den beiden Töchtern hat die ältere, Princesa Imperial Dª Isabel (geboren 29. Juli 1846), die präsumtive Thronfolgerin, den 29. Juli 1861 beim Antritt ihres 16. Lebensjahres vor dem versammelten Gesetzgebenden Körper den Eid auf die Constitution abgelegt.[1] Ihre Schwester, Prinzessin Dª Leopoldina (geboren den 13. Juli 1847) ist ein Jahr jünger als sie.[2]

Dom Pedro II. ist gross, kräftig, mit blondem Haar und Vollbart, hoher Stirn und einem klaren, offnen Blicke. Der Schnitt des Gesichts und besonders der Mund deuten unverkennbar auf seine Verwandtschaft mit der Habsburg-Lothringischen Regentenfamilie. Ein Marineoffizier, der vor einigen Jahren am Bord des brasilianischen Kriegsschiffes Bahiana in Cherbourg war, erzählte, dass die Corvette Sonntags häufig von neugierigen Parisern besucht wurde. Ein grosses Brustbild des Kaisers in der Kajüte soll jedesmal auf die Besucher einen überraschenden Eindruck gemacht und mancher von ihnen seinem Erstaunen ganz naiv in der Aeusserung gegen die Offiziere Luft gemacht haben:

---

[1]) Vermählt den 15. October 1864 mit dem Grafen von Eu, Sohn des Herzogs von Nemours.

[2]) Vermählt mit dem Prinzen August von Sachsen-Koburg-Gotha den 15. December 1864.

„Aber mein Gott, wir haben geglaubt, Ihr Kaiser sei schwarz!“ Die vielfarbige Bemannung des Kriegsschiffes mochte wol die guten Pariser zu diesem abenteuerlichen Glauben verleitet haben.

Der Kaiser ist ein Mann von rastloser Thätigkeit und einer sehr regelmässigen Lebensweise. Er liebt körperliche Bewegung, ist ein gewandter und kühner Reiter, ein trefflicher Fechter und ein geübter Billardspieler. Seine von Regierungsgeschäften freie Zeit widmet er hauptsächlich wissenschaftlichen Studien und beschäftigt sich dann mit grosser Vorliebe mit neuen Sprachen, von denen er mehrere geläufig spricht, Geschichte, Archäologie, Mathematik und Astronomie. Es steht fest, dass der Kaiser Dom Pedro II. an vielseitigem und zugleich gründlichem Wissen von keinem Brasilianer übertroffen wird. In richtiger Würdigung des hohen Einflusses wissenschaftlicher Bildungsanstalten auf das Staatsleben widmet der Monarch denselben eine besondere Aufmerksamkeit, besucht sie häufig, wohnt den Prüfungen der Schüler mit sichtlichem Interesse bei und nimmt oft selbst die Stelle des Examinators ein. Alle seine Handlungen charakterisiren sich dadurch, dass sie reiflich überlegt und klug ausgeführt sind. Er liebt strenge Ordnung und Pünktlichkeit und geht daher bei seinen unerwarteten Besuchen öffentlicher Anstalten in die geringsten Details der Administration ein, und mancher gewissenlose Beamte hat schon die vom Kaiser selbst aufgefundenen Nachlässigkeiten büssen müssen.

Den Ministerconferenzen präsidirt der Kaiser mit grösster Regelmässigkeit; sie pflegen um 7 Uhr abends zu beginnen und oft entlässt der Monarch seine Räthe erst in den frühen Morgenstunden. Jede Vorlage behandelt er mit ihnen allseitig auf das genaueste; die wichtigsten behält er zur strengen Prüfung bis zur nächsten Conferenz zurück und theilt dann erst seine Ansicht mit.

Es gibt eine Partei in Brasilien, die dem Kaiser den Vorwurf macht, er beschäftige sich viel zu wenig mit Regierungsangelegenheiten, während wiederum eine andere unverhohlen die Befürchtung ausspricht, er thue es nur zu viel, und ihn sogar absolutistischer Gelüste zeiht. Gewiss ist das Urtheil beider Par-

teien ein irriges, denn wenn je ein Monarch sich der Wichtigkeit seiner hohen Stellung bewusst war, so ist es Dom Pedro II. Er ist der treueste und gewissenhafteste Hüter der Constitution, und wenn auch bei seinen Umgebungen öfters schon anticonstitutionelle Gedanken aufgestiegen sind und hin und wieder dem Kaiser gegenüber Ausdruck gefunden haben, so haben sie doch in diesem stets den entschiedensten und ehrlichsten Opponenten gefunden.

Dom Pedro II. ist kein Monarch in Uniform; er zeigt keine ausgeprägte Vorliebe für militärisches Schaugepränge, Paraden, kostspielige Abänderungen in der Ajustirung u. dergl.; er hat auch noch keine Gelegenheit gehabt, Proben von Feldherrntalent abzulegen, aber er hat doch wenigstens im Jahre 1863 beim englisch-brasilianischen Conflicte und 1865 beim Kriege mit Paraguay den Beweis geliefert, dass er im Momente, wo es gilt, die Rechte seines Volkes einem äussern Feinde gegenüber zu vertreten, seine ganze Energie und Thätigkeit der Land- und Seemacht zuwendet, und mit rastloser Ausdauer sich persönlich um die geringsten militärischen Details bekümmert. In der Stunde der Gefahr wird der Kaiser durch persönlichen Muth seinem Volke gewiss mit glänzendem Beispiel vorangehen.

Die Civilliste des Kaisers von Brasilien ist mit 800 Contos de Reis (etwas über 2 Millionen Franken) normirt, nach Proportion eine der niedrigsten irgendeines Monarchen. Dom Pedro hat sich immer geweigert, eine Vermehrung derselben von den Kammern, die ihm eine solche sicherlich gewährt hätten, zu beanspruchen, nur um für seine Person das Budget nicht mehr zu belasten.

Bei dem grossen Wohlthätigkeitssinne des Kaisers und den endlosen Ansprüchen, die an die kaiserliche Privatchatoulle gemacht werden, ist es leicht einzusehen, dass mit so karg bemessenen Revenuen kein grossartiger Hoftrain geführt werden kann, und es ist der kaiserliche Hofhalt auch demgemäss auf dem bescheidensten Fusse eingerichtet. Man hört von gewissen Seiten oft spöttische Bemerkungen darüber, dass es am brasilianischen Hofe keine Hoffeste, Galadiners, Kammerbälle u. dergl. gibt, und

dass sich auch in mancher andern Beziehung der Kaiser sehr reservirt zeigt. Dom Pedro II. scheint indessen hierin durchaus den richtigen Weg zu verfolgen. Er will nicht auf Unkosten des Landes sich mit Prunk umgeben und durch kostspielige Feste und Essen seine Einkünfte, die er auf ungleich viel weisere Art zu verwenden weiss, schmälern.

Das Ceremoniell am kaiserlich brasilianischen Hofe ist so ziemlich dasselbe wie an den Höfen der Pyrenäischen Halbinsel. Es ist auffallend, dass ein so aufgeklärter Fürst wie Dom Pedro II. nicht schon längst die veraltete Ceremonie des Handkusses (beija-mão) hat fallen lassen. Jeder Brasilianer nämlich, der vom Kaiser empfangen sein will, soll demselben ritualiter beim Kommen und Gehen die Hand küssen, ebenso der Kaiserin und den kaiserlichen Prinzessinnen. An feierlichen Empfangstagen spielt der Handkuss die Hauptrolle. Es liegt in diesem orientalischen Gebrauche immer etwas Entwürdigendes für den Mann, und es stimmt insbesondere sehr wenig mit den leitenden Grundsätzen, die in einem constitutionellen Staate das gegenseitige Verhältniss zwischen dem Regenten und der Nation bezeichnen, überein, wenn Minister, Staatsräthe, Senatoren, Deputirte u. s. f. dem Monarchen bei jeder Gelegenheit die Hand küssen. Als Galanterie gegen Damen mag es immerhin noch seine Entschuldigung finden.

Dom Pedro II. steht heute im kräftigsten Mannesalter und kann voraussichtlich nach gewöhnlichen Berechnungen noch eine lange Reihe von Jahren seine hohen Functionen ausüben. Für Brasilien ist seine Regierung das grösste Glück, denn seinem directen persönlichen Einflusse ist es bisher stets gelungen, die sich ungemein schroff gegenüberstehenden politischen Parteien wenn auch nicht zu versöhnen, so doch in bestimmten Schranken zu halten, dass ihre extremen Gelüste das Staatsgebäude nicht untergraben. Es ist wol nur der ausgezeichneten Persönlichkeit des Kaisers zu danken, dass Brasilien, rings von Republiken stammverwandter Völker umgeben, heute noch an den monarchisch-constitutionellen Principien festhält und nicht wie

seine Nachbarstaaten von politischen Parteien zerrissen und ruinirt ist.

Es dürfte nicht überflüssig sein, als Schluss dieses Kapitels einige Bemerkungen zur Apodemik für Reisende in Brasilien zu machen. Durch Schaden wird man klug, und es ist immer besser, man wird es durch fremden als durch eigenen.

Ich habe mir bei meinen Reisen stets fremde Erfahrungen soviel wie möglich zu Nutze gemacht und mich dadurch vor manchem Schaden bewahrt, zugleich aber auch das Lückenhafte solcher Angaben nur zu oft empfunden und mir die eigenen theuer genug erkaufen müssen. Ich habe daher auch die Ueberzeugung, dass ein jeder Wink betreffs der vortheilhaftesten Reiseausrüstung und der zweckmässigsten Art zu reisen allen jenen, die im Interesse der Wissenschaften oder zur eigenen Belehrung ähnliche längere Reisen in ferne Gegenden unternehmen, wo ihnen weder Eisenbahnen noch Postwagen zu Gebote stehen, willkommen sein wird. Ich bemerke aber von vornherein, dass die Art zu reisen fast in jedem Theile von Südamerika eine verschiedene ist und meine hier mitgetheilten Bemerkungen sich vorderhand nur auf das Reisen im Innern von Brasilien beziehen.

Einer der ersten und wichtigsten Punkte ist die Frage: Soll der Reisende die nöthigen Reit- und Lastthiere miethen, oder sich solche selbst kaufen? Für kurze Reisen von wenigen Wochen hat jedenfalls das erstere den Vorzug, und es ist auch ziemlich leicht auszuführen, denn man findet unschwer Individuen, die für die ganze Dauer einer kürzern Reise, besonders wenn der Reisende beabsichtigt, auf dem Landwege wieder zu seinem Ausgangspunkte zurückzukehren, ihre Maulthiere und sich selbst oder einen ihrer Sklaven oder Diener vermiethen. Selbst für längere Reisen ist das Miethen von Thieren und deren Begleiter ausführbar, indem man dieselben nur für bestimmte Distanzen engagirt. Ich würde aber dieses Verfahren jedem

Reisenden entschieden abrathen, da er dadurch unfehlbar das Opfer des Eigenwillens des Besitzers der Thiere ist und trotz aller möglichen Contracte schutzlos dessen Launen anheimgegeben ist. Ich halte es dagegen für das Zweckmässigste, dass sich der Reisende die Thiere selbst kauft, denn nur dadurch ist er unbedingt Herr seiner Reiseroute, er kann dieselbe beliebig abändern, längere oder kürzere Tagereisen machen, die Thiere nach ihrer Leistungsfähigkeit mehr oder weniger beladen, kurz, er kann ganz unabhängig reisen. Wenn er einen vertrauten, einigermassen geschickten einheimischen oder europäischen Diener hat, so braucht er nur noch ein wegekundiges Individuum, einen sogenannten *Camarada,* der die Behandlung und das Beladen der Maulthiere gründlich versteht und womöglich mit dem Hufbeschlage nach Landesart umzugehen weiss. Ich habe auf meiner Reise durch die Provinz Minas geraes neun verschiedene Camaradas gehabt, und bin mit Ausnahme des ersten, eines jungen Deutschen aus Petropolis, mit allen, waren es Freie oder Sklaven, vollkommen zufrieden gewesen. Ich hatte mit keinem die geringste Unannehmlichkeit, obgleich ich mich, gegen die Landessitte, nicht mit ihnen zugleich an den Tisch setzte. Bei dem grossen Selbstgefühle und Hochmuthe eines jeden freien Brasilianers, und wenn er auch auf der untersten gesellschaftlichen Stufe steht, braucht es einige Vorsicht im Umgange mit den Camaradas, denn diese Herren in Lumpen beanspruchen eine weit delicatere Behandlung als ein Reichsrath, und greifen bei vermeintlichen Verletzungen ihres Ehrgefühls oft gar schnell zu ihrem Messer. Leicht erregbaren, ungeduldigen und heftigen Reisenden ist deshalb doppelte Vorsicht in der Behandlung ihrer Camaradas und ein strenges Festhalten an der brasilianischen Lebensregel „paciencia“ zu empfehlen.

Im nördlichen Brasilien reist man mit Pferden, im mittlern und südlichen fast ausnahmslos mit den weit kräftigern und brauchbarern Maulthieren. Beim Ankauf der letztern ist hauptsächlich darauf zu sehen, Thiere von mittlerer Grösse, breiter Brust, vollkommen gesunden Gliedmassen, harten, wohlgebildeten Hufen zu wählen, senkrückige sind durchaus zu vermeiden, auch

soviel wie möglich solche mit Rückenwunden oder ausgedehnten Narben von alten Satteldrucken. Bei den Reitthieren ist weit mehr ein ausgiebiger bequemer Reiseschritt als schöne Formen zu berücksichtigen. Sowol den Last- als Reitthieren sollen die Sättel genau angepasst sein. Vernachlässigungen in dieser Beziehung rächen sich immer schwer. Jede Ladung soll soviel als möglich aus zwei ganz gleich schweren Stücken bestehen. Am vortheilhaftesten sind die sogenannten Canastras, mit starkem Leder beschlagene Holzkoffer, von denen zwei bequem auf ein Maulthier geladen werden können. Man findet sie in Rio de Janeiro in der Rua do Sabão im Ueberfluss in beliebiger Qualität und Grösse.

Jeden unnöthigen Ballast vermeide der Reisende auf das sorgfältigste; je weniger überflüssiges Gepäck er mit sich führt und je geringer seine Bedürfnisse sind, desto angenehmer wird er reisen. Ich möchte jedem Reisenden anrathen, wenigstens ein Maulthier, das sowol als Last- als auch als Reitthier verwendbar ist, mehr als die unumgänglich nöthige Zahl für seinen Bedarf mitzunehmen. Diese Vorsichtsmassregel kann ihm oft von ausserordentlicher Wichtigkeit werden. Eine Verletzung an einem Fusse infolge eines schlecht eingeschlagenen Nagels oder eines verlorenen Eisens, eine Rückenwunde, hervorgebracht durch Vernachlässigung des Packsattels oder unrichtiges Beladen, oder irgendein anderer Zufall, wie sie unzähligemal vorkommen, kann eins der Thiere für kürzere oder längere Zeit dienstuntauglich machen und zwar gerade in Gegenden, in denen ein Ersatz durch Kauf oder Tausch entweder geradezu unmöglich, oder nur mit sehr grossen Opfern an Geld und Zeit ausführbar ist. In solchen Fällen entschädigt ein Reservemaulthier reichlichst für die Auslagen des Ankaufs und der Ernährung während der Reise. Uebrigens kann auch ein solches Thier immer abwechselnd mit einem der andern benutzt werden. Führt der Reisende eigene Maulthiere mit, so thut er gut daran, sich noch ein sehr zahmes Pferd, etwa auch eine Stute, um geringes Geld dazu zu kaufen, und dasselbe mit einer Schelle um den Hals leer mit dem Zuge gehen zu lassen.

Die Maulthiere folgen dieser sogenannten Madrinha sehr willig und entfernen sich auch in der Nacht selten weit von ihr. Da die Thiere nicht immer nachts auf eingeschlossene Weideplätze getrieben werden können, sondern im Walde oder auf offenen Campos ihr Futter suchen müssen, so braucht sich der Camarada in der Frühe nur nach der Schelle der Madrinha zu richten, um sicher zu sein, die Maulthiere in ihrer nächsten Nähe zu finden. Ohne eine solche Leitstute verlieren oft mehrere Personen einen halben, häufig einen ganzen Tag, um die nach allen Richtungen zerstreuten Maulthiere aufzufinden. Wie schmerzlich ein solcher verlorener Tag ist, wissen wol viele Reisende aus eigener Erfahrung.

Es gilt als allgemeine Regel, sich bei den Reiseausrüstungen soviel wie möglich nach der Landessitte zu richten. Ich pflichte diesem Satze nicht unbedingt bei, denn ich habe sehr häufig gefunden, dass die Landessitte weder immer bequem noch zweckmässig ist. Betreffs der Packsättel empfehle ich sehr, sich der landesüblichen zu bedienen, denn die Thiere sind daran gewöhnt und tragen sie daher leichter als jede andere ihnen ungewohnte Art. Die Reitsättel eines jeden Landes haben ihre Vortheile. Ich bin auf den brasilianischen, chilenischen und peruanischen gern geritten und habe sie nach einiger Gewöhnung sehr bequem und vortrefflich gefunden. Ich bin aber auch Hunderte von Meilen auf einem gutgebauten englischen Sattel geritten und schätze auch dessen grosse Vorzüge hoch.

Eine eigenthümliche Art von Satteldecken ist in mehrern Theilen Brasiliens üblich. Sie sind von Leder, zierlich abgesteppt, und haben in ihrem mittlern Theile die Form eines englischen Sattels. Auf ihrer Innenseite befinden sich vorn und hinten je zwei Taschen. Sie haben einige Aehnlichkeit mit den im spanischen Südamerika gebräuchlichen Pellones, sind aber weit bequemer und angenehmer als diese. Von einer solchen brasilianischen Satteldecke, deren ich mich stets beim Reisen bediente, ist in den La Platastaaten, in Chile und Bolivia vielfach der Schnitt abgenommen worden, so sehr wurde ihre Vorzüglichkeit anerkannt.

Von den Quersäcken oder Satteltaschen, in denen der Rei-

sende eine Menge nothwendiger Kleinigkeiten mit sich führen kann, sind nur die nordamerikanischen aus Kautschuk durch ihre Solidität, Leichtigkeit und selbst Eleganz durchaus empfehlenswerth. Sie sowol wie die erwähnten Satteldecken können leicht auf jeder Art Sattel angebracht werden.

Die Brasilianer tragen auf Reisen weite Stiefeln aus einheimischen Wildhäuten und stecken gewöhnlich ein Paar Pantoffeln in die Rohre, um gleich nach Ankunft im Nachtquartiere diese mit jenen zu vertauschen. Diese Stiefeln, weil aus weichem, schlecht gegerbtem Leder, taugen nichts, am allerwenigsten schützen sie gegen Koth und Regen, denn sie saugen Wasser ein wie ein Schwamm. Ich habe hohe, englische Gamaschen, die bis an die Mitte der Schenkel reichen, ausserordentlich zweckmässig gefunden; sie schützen vortrefflich, sind leicht, bequem und dauerhaft.

In Betreff der übrigen Kleidungsstücke mag es ein jeder halten, wie es ihm am bequemsten und zweckmässigsten erscheint. Ich meinestheils gebe Reisekleidern von mittelfeinen, sehr guten Schafwollstoffen von grauer Farbe den Vorzug. Sie sind vorzüglich da anzuempfehlen, wo rasche Temperaturwechsel stattfinden und besonders feuchte, kühle Nächte einer grossen Tageshitze folgen. Der europäische Reisende hat vor allem sein Augenmerk darauf zu richten, seine ganze Ajustirung derart vorzunehmen, dass er die übeln Folgen bedeutender und schneller Temperaturwechsel vermeidet. Deshalb findet auch das Tragen von Flanellhemden auf Reisen, selbst bei sehr grosser Hitze, lebhafte Lobredner.

Bei längern Reisen im Innern des Landes kommt man natürlich sehr häufig in die Lage, sei es unter freiem Himmel oder in irgendeiner verfallenen Hütte, in einem leeren Rancho u. dergl. das Nachtquartier aufschlagen zu müssen. Auf dem landesüblichen Sattel führt der Reisende eigentlich sein Bett mit sich; denn mit den vielen Schweiss- und Satteldecken kann er sich leicht ein leidliches, wenn auch nicht gerade angenehm duftendes Lager zurechtmachen und sich in seinen Poncho einhüllen. Eine unübertreffliche Art von Feldbetten sind die lits de campement,

wie man sie in vorzüglicher Qualität in dem Dock de campement et des articles de voyage, Boulevart Poissonnière 14 in Paris findet. Ein solches Bett bildet eine Rolle von 3½ Fuss Länge und 6—8 Zoll Durchmesser mit einem Gewichte von 10—12 Pfund und findet auf jeder Maulthierladung zwischen den beiden Koffern den passendsten Platz. Auseinandergerollt und auf das dazu gehörige hölzerne Kreuz gestellt, was in ein paar Minuten geschehen ist, bietet es dem Reisenden ein so vortreffliches Lager, wie er es in den gewöhnlichen Herbergen nie so bequem und angenehm findet. Ich möchte dieses genial erfundene und dabei höchst einfache Bett jedem Reisenden angelegentlichst empfehlen.

Es liegt natürlich nicht in meiner Absicht, hier eine vollständige Anleitung zu Reiseausrüstungen zu geben, ich will nur einige Punkte hervorheben, die der Reisende berücksichtigen soll, und kann daher nicht umhin, einiger scheinbaren Kleinigkeiten zu erwähnen, die in der Regel keinen Platz auf der Liste der Ausrüstungsgegenstände finden, aber doch oft wesentliche Dienste leisten. Solche sind z. B. eine kleine Handlaterne, einige Wachs- oder Spermacetikerzen, sogenanntes persisches Insektenpulver, ein compendiöses Essbesteck und ein Kautschukbecher. Ist man genöthigt, Mundvorrath mitzuführen, so genügen vollkommen schwarze Bohnen, Reis, etwas Speck und Salz. Hat man Gelegenheit, den gesalzenen Speck ein paar Tage räuchern zu lassen, so ist er leichter zu transportiren und gewinnt an Wohlgeschmack. Man kann noch eine Blechbüchse mit gebranntem und gemahlenem Kaffee oder mit Thee beifügen. Man belästige sich aber nicht mit complicirtem Ess- und Kochgeschirr und Kaffeemaschinen. Zwei Töpfe von Eisenblech von verschiedener Grösse, ein hölzerner Teller oder eine als solcher hergerichtete Kürbisschale genügen vollkommen für die bescheidenen Bedürfnisse des Reisenden.

Obgleich man durch den grössten Theil Brasiliens mit ziemlicher persönlicher Sicherheit reisen kann, so halte ich es doch durch die Vorsicht geboten, Waffen mit sich zu führen. Es gibt ja fast in allen Ländern Strauchdiebe und Wegelagerer, die allzu sorglosen Reisenden leicht gefährlich werden können. Der blosse

Anblick von Waffen dürfte aber manchen derselben abhalten, einen Angriff zu wagen. Von Flinten sind nur die Rückwärtslader angezeigt, bei denen man abends die Patronen aus dem Laufe zieht und trocken aufbewahrt. Gewöhnliche Flinten, besonders wenn sie auf den Brand geladen sind, muss man wegen der ausserordentlichen Feuchtigkeit der Luft täglich frisch laden, um seines Schusses sicher zu sein. Ein Revolver, auch nach dem System Lefaucheux, soll nie grösser sein, als dass man ihn bequem in der Tasche tragen kann. Lange Revolver sind die unzweckmässigsten Waffen, die ich kenne.

Ich habe auf meinen Reisen immer einen kurzen, aber schweren Standhauer (eine Art Waidmesser) vom besten Wolframstahl, entweder um den Leib geschnallt, oder an dem Sattelknopfe befestigt, mitgeführt. Seine Nützlichkeit hat sich unzähligemal bewährt. Es wurde damit Kochholz gespalten, Verhaue für die Maulthiere gemacht, Bäume für Nothbrücken gefällt, Pfade durch den Urwald gebahnt, Löcher gegraben, Wild zerlegt u. s. f., er erprobte sich auch im Augenblicke der wirklichen Gefahr als eine vorzügliche und verlässliche Waffe.

Dass der Reisende, der in Brasilien mit eigenen Maulthieren reist, stets einen Vorrath von Hufeisen, Nägeln und dem nöthigen Beschlagzeuge mithaben muss, soll hier nur beiläufig erwähnt werden.

Mit guten Empfehlungsbriefen soll sich jeder Reisende, dem es darum zu thun ist, Land und Leute kennen zu lernen, reichlich versehen. Es steht bei ihm, vorkommendenfalls davon Gebrauch zu machen oder nicht. Ich habe ihren grossen Nutzen hundertfach erprobt und verdanke ihnen nicht nur die Bekanntschaft vortrefflicher Männer, sondern auch eine Kenntniss der Landesverhältnisse, wie ich sie ohne dieselben nie erlangt hätte.

In Ländern, in denen nur Gold und Silber circuliren, ist es mit manchen Unannehmlichkeiten verbunden, grössere Summen Geldes mit sich zu führen; es ist daher gut, sich auf sichere Personen in grössern Städten Creditbriefe geben zu lassen. Zweckmässig ist es auch, sich den Credit in kleinern Beträgen an verschiedene Personen eröffnen zu lassen, denn es kann

leicht der Fall eintreten, dass gerade der einzelne, an den man accreditirt ist, sich auf Reisen befindet und man dadurch in grosse Verlegenheit kommen könnte.

In Brasilien circulirt durch das ganze Land Papiergeld, ein bequemes Werthzeichen für den Reisenden; er hat aber sehr wohl darauf zu achten, dass er in Rio de Janeiro nur Staatsnoten eintauscht und durchaus keine der Hypotheken- oder Landwirthschaftsbank u. s. f., die ebenfalls zur Notenemission berechtigt sind, denn sie werden im Innern des Landes im gewöhnlichen Verkehr nicht angenommen; ebenso wähle er nur Noten von den Filialen der Nationalbank derjenigen Provinzen, die er zu bereisen willens ist, z. B. für die Provinz Minas geraes Noten von der Filialbank in Ouro-Preto, denn diejenigen der Filialen S. Paulo, Porto Alegre, Bahia etc. werden in der Regel in Minas geraes refusirt und umgekehrt.

Viele Reisende begehen den grossen Fehler, dass sie die Kräfte ihrer Thiere überschätzen und ihnen beim Beginn der Reise weit mehr zumuthen, als sie für die Dauer leisten können. Diese Unvorsichtigkeit rächt sich sehr bald durch Dienstunfähigkeit der Thiere und bewahrheitet das alte Sprichwort, wer langsam reist, reist weit.

Ich habe bei meiner Reise durch die Provinz Minas geraes durchschnittlich den Tag fünf portugiesische Legoas (4,16 deutsche Meilen) zurückgelegt und bin zu der Ueberzeugung gelangt, dass dieses Mass das Maximum ist, was kräftige Thiere bei mehrmonatlicher Reise in Gebirgsgegenden und auf elenden Wegen zu leisten im Stande sind. Man mag, wenn es noththut, allerdings einige längere Tagemärsche machen, aber der angegebene Durchschnitt darf nicht ungestraft erhöht werden. In den ebenen Provinzen des Südens können allerdings weit grössere Durchschnittstagemärsche angenommen werden.

Die Tropeiros der Provinz Minas geraes, ohne Zweifel die vorzüglichsten von ganz Brasilien, machen mit ihren beladenen Maulthieren nur Tagereisen von $2\frac{1}{2}$—3 Legoas.

Ich habe durchschnittlich mit meinen Thieren in mässigem Reiseschritt in Minas geraes eine portugiesische Legoa in $1\frac{1}{2}$

Zeitstunden zurückgelegt. Bei anhaltenden Regengüssen und dadurch bedingtem elenden Zustande der Wege und beim Uebergange über Gebirge auch 2—2½ Stunde dazu benöthigt. Sowol für die Last- als auch für die Reitthiere ist es eine starke Leistung, wenn sie monatelang täglich 8 — 10 Stunden ununterbrochen unter dem Sattel gehen müssen.

Da Körnerfutter unter solchen Verhältnissen für die Thiere unumgänglich nothwendig ist, um sie bei Kräften zu erhalten, so spare man ja nicht an den Maisportionen, die ihnen früh und abends gereicht werden. In manchen Gegenden ist dieses einzige Körnerfutter, das in Brasilien für Pferde und Maulthiere üblich ist, sehr theuer und eine der bedeutendsten Ausgaben des Reisenden. Zuweilen ist es gar nicht möglich, sich Mais zu verschaffen, und die armen Thiere müssen sich mit dem begnügen, was sie sich müde und mühsam auf kärglicher Weide zusammensuchen. Dauert eine solche ärmliche Ernährung mehrere Tage, so nimmt ihre Leistungsfähigkeit rasch ab.

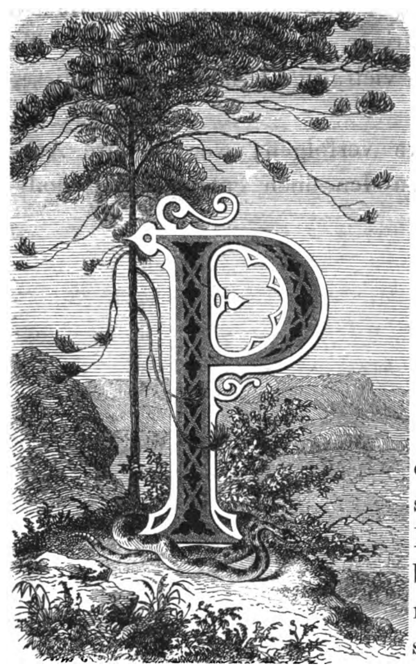
Der Reisende soll es sich zur unverbrüchlichen Regel machen, sich nie eher seiner eigenen Ruhe und Bequemlichkeit hinzugeben, ehe er sich nicht selbst überzeugt hat, dass seine Thiere ihr gehöriges Futter erhalten haben und für die Nacht bestmöglichst aufgehoben sind.

Man trachte morgens so früh als möglich aufzubrechen, um die Nachtstation nicht spät zu erreichen. Ersteres ist leicht möglich, wenn man in irgendeiner Herberge übernachtet, aber sehr schwer, wenn man die Gastfreundschaft in Anspruch genommen hat, denn die freundliche Zuvorkommenheit des Brasilianers lässt den ihm empfohlenen Reisenden sicherlich ohne Frühstück, das in der Regel erst morgens um 9 Uhr vorgesetzt wird, nicht abreisen. Der Hausherr begleitet seinen Gast gewöhnlich eine Strecke weit zu Pferde. In den späten Abendstunden hält es oft sehr schwer, auf wenig bereisten Strassen noch ein Unterkommen zu finden, denn nach Sonnenuntergang öffnet der brasilianische Landbewohner, sei es aus Mistrauen, sei es aus Bequemlichkeit, dem unbekannten Reisenden nicht mehr gern seine Thür. Selbst auf stark besuchten Routen ist es gut, früh in der

Herberge anzukommen, denn der Raum ist gewöhnlich beschränkt und die Erstanlangenden nehmen natürlich von den besten Plätzen Beschlag, die spätern mögen zusehen, wie sie ein Unterkommen finden. Der Besitzer der Herberge kümmert sich sehr wenig darum.

Ich werde im Verlaufe dieses Werkes noch wiederholt Gelegenheit haben, diesen allgemeinen Bemerkungen manche Einzelheiten beizufügen, die künftigen Reisenden als Winke dienen können; denn während achtjähriger Reisen durch Südamerika bin ich in der Lage gewesen, mir vielfältige Erfahrungen in dieser Beziehung zu sammeln.

Reisende, die Specialzwecke verfolgen, werden ihre Ausrüstungen und die Art zu reisen denselben entsprechend modificiren.



Viertes Kapitel.

Reise von Petropolis nach Ouro-Preto.

Petropolis ist einer der ungünstigsten Punkte, um sich zu einer Reise nach dem Innern vorzubereiten. Gute Maulthiere sind nur selten und zu hohen Preisen zu bekommen, ihr Unterhalt sehr kostspielig. Ich zahlte für fünf Maulthiere (zwei Reit- und drei Lastthiere) 1 Conto 200000 Reis (etwas über 3000 Franken), davon haben nur zwei, mein Reit- und ein Lastthier, die ganze Reise ausgehalten; die übrigen musste ich als untüchtig oder kraftlos unterwegs zu niedrigen Preisen weggeben oder mit grossem Verluste austauschen. Während vierzehn Tagen war es mir nicht möglich, in Petropolis gute, landesübliche Packsättel (Cangalhas) zu erhalten. Neue werden dort nicht gemacht und von den Tropeiros solche zu bekommen hält sehr schwer, da sie natürlich auch nur für jedes ihrer Thiere einen mitführen. Ich musste daher.

statt Cangalhas, sogenannte Socadinhos, die den europäischen Packsätteln ähnlich sind, nehmen; diese aber, weil schlecht gearbeitet, drückten schon nach wenigen Tagen die Thiere. Für Reiseausrüstungen taugt in Petropolis weder die Handarbeit noch das Material; dabei sind die Preise ausnehmend hoch. Ebenso wenig war es mir, trotz aller Bemühungen, möglich, dort einen ordentlichen Camarada (ein wegkundiger Diener, der die Behandlung und das Bepacken der Maulthiere genau kennt) zu finden, und ich musste mich entschliessen, einen mir übrigens gut empfohlenen, etwa 18jährigen Burschen, Sohn eines deutschen Colonisten, in Dienst zu nehmen, obgleich er mir sehr wenig Vertrauen in seine Fähigkeiten einflösste.

Der 28. December war zum Aufbruch bestimmt. Bis der Camarada anlangte, die Maulthiere von Quizamão, wo sie in Futter standen, hergebracht, einiges Fehlende ergänzt und endlich aufgepackt wurde, war es Mittag geworden, ehe wir uns in Bewegung setzen konnten. Gleich von Anfang an zeigte es sich, dass der Bursche nicht von fern seiner Aufgabe gewachsen sei und vorzüglich mit dem Beladen der Thiere nicht umzugehen verstehe. Die ausgerasteten, gut genährten Maulthiere suchten sich ihrer ohnehin schlecht befestigten Ladungen zu entledigen und rannten kreuz und quer durcheinander. Durch die vereinte Hülfe einiger Freunde, die mich eine Strecke weit begleiteten, und die kräftige Mitwirkung eines vorübergehenden Mulatten gelang es uns endlich, einige Ordnung in die kleine Karavane zu bringen. Nach ein paar Stunden holte mich ein Halbindianer aus der Provinz Goyaz ein; er merkte gleich an den Ladungen, wo es noththat und erbot sich, dieselben in Ordnung zu bringen. Unter seiner Leitung ging es vortrefflich weiter. Nachdem er sich erkundigt hatte, wohin ich reise, machte er mir den Vorschlag, mich als Camarada zu begleiten; die Forderungen aber, die er stellte, waren so keck und unverschämt, dass ich sein Anerbieten einfach abwies, worüber er aber so wüthend wurde, dass er augenblickliche Bezahlung von 2 Milreis für geleistete Dienste verlangte und, nachdem er die Hälfte davon erhalten, querfeldein davonsprengte.

Von Petropolis hatte ich die neue Minasstrasse eingeschlagen, es aber bald bereut, nicht den alten steinigen und schlechten Tropaweg über das Gebirge gewählt zu haben. Diese neue Strasse, bestimmt, das Innere der Provinz Minas geraes mit der Reichshauptstadt zu verbinden und somit eine der Haupthandelsadern Brasiliens zu bilden, war nur etwa zwei Legoas weit in einem benutzbaren Zustande, von da an aber geradezu grundlos. Die täglichen heftigen Regengüsse hatten das ohnehin nicht sehr gute Baumaterial, noch ehe es sich setzen konnte, fusstief zu einem Brei umgewandelt, in dem die Maulthiere nur mit der grössten Anstrengung langsam vorwärts waten konnten. Damals bezweifelten auch Fachmänner, ob die technische Ausführung dieses Baues dem enormen Kostenaufwand entsprechen werde, und äusserten sich wenig rühmend darüber. Auf eine gewisse Stelle aufmerksam gemacht, überzeugte ich mich bald durch eigene Anschauung, auf welche sonderbare Weise da gebaut wurde. Die Richtung der Strasse wird nämlich dort von einer kleinen Querschlucht durchschnitten. Während der trockenen Jahreszeit mag sie allerdings wasserlos sein, im Sommer aber stürzt sich bei jedem Platzregen das Wasser mit Gewalt durch dieselbe thalwärts. Statt nun einfach einen Viaduct zu bauen und dem Wasser so einen naturgemässen Abfluss zu lassen, füllte man die Schlucht an dieser Stelle mit Erde an und führte die Strasse über diesen Damm. Natürlich staute sich bei anhaltendem Regen das Wasser hinter demselben, frass sich allmählich durch und die Strasse stürzte ein. So fand ich sie im December 1857 und man war gerade damit, beschäftigt wieder neue Erdmassen hineinzuwerfen. Ich will die Zahl der Contos de Reis, die man mir nannte und die dort nutzlos verschleudert wurden, nicht wiederholen, sie kam mir zu unglaublich vor. Für die nämliche Summe hätte man in Europa meilenweit eine macadamisirte Strasse gebaut.

Die Landschaft, durch die sich die neue Strasse in vielfachen Windungen längs dem Flusse Piabanha hinzieht, ist wundervoll und steht in guter Cultur, obwol nach brasilianischem Ackerbausysteme noch sehr grosse Strecken unbenutzt daliegen.

Um 4 Uhr brach ein gewaltiger Regen los und eine Stunde

später erreichte ich das Dörfchen *São José do Sumidouro*. Hier hat sich die Piabanha unter Felsen einen Weg durchgegraben, daher der Name (Sumidouro: Wasserrinne, Abzugsgraben), mit dem in Brasilien mehrere Dörfer, in denen eine ähnliche Erscheinung vorkommt, bezeichnet werden. Vergebens suchte ich hier nach einem Nachtquartier. In dem Kramladen (Loge) im Erdgeschoss eines ansehnlichen Hauses wies man mich zur Wohnung eines Franzosen, der gewöhnlich Reisende beherberge. Nach langem vergeblichen Klopfen, das durch wildes Jubelgeschrei im Innern übertönt wurde, erschien endlich der Besitzer und erwiderte auf meine Anfrage, er habe ein paar Neuvermählte bei sich aufgenommen und könne mir folglich kein Unterkommen geben. Auf grundlosem Wege ritt ich unter strömendem Regen weiter und fand endlich in der einsam gelegenen Venda *Antonio Luiz* am Fusse des Alto de Pegado leidliche Unterkunft. Ich musste mit einigen schon früher angekommenen Reisenden einen sehr beschränkten Zimmerraum theilen, in dem das Wasser durch unzählige Dachluken wenig erwünschte Douchen bildete; wir waren aber doch sämmtlich wohlzufrieden, nicht mehr der ganzen Gewalt des Unwetters preisgegeben zu sein. Der Kramladen unsers Wirthes war spärlich mit sauerm englischen Bier, ordirärem portugiesichen Wein, Branntwein und einigen Esswaaren, dagegen aber reichlich mit Holzschuhen versehen. Man war für den Koth eingerichtet. Spät versammelten wir uns zum gemeinschaftlichen Essen. Es bestand aus luftgedörrtem Rindfleisch (carne secca), schwarzen Bohnen und Reis (feijão e arroz) und einer Art Spinat (erva), dazu, statt des Brotes, griesartiges Mehl aus Mais (farinha de milho). Aus diesen Gerichten, mit geringen Abänderungen, etwa ein gebratenes oder gedünstetes Huhn (frango asado, galhinha ensopoda) statt des Dörrfleisches, oder Schweinefleisch und Speck in den Bohnen (feijoada) sind durchschnittlich die täglichen Mahlzeiten der Reisenden in der Provinz Minas zusammengesetzt. Manchem europäischen Gaumen behagen sie anfangs nicht; in der Regel gewöhnt man sich aber bald an diese einfache und kräftige Nahrung und lässt sie sich, trotz

der häufigen Wiederholung, vortrefflich munden; besonders nach zehn- bis zwölfstündigem Ritte sind sie wahre Leckerbissen.

Gute Matratzen aus Maisstroh und ganz reine Leintücher waren uns zwar sehr willkommen, desto weniger aber das monotone Herabtröpfeln des Regens auf die Betten und der Besuch von zahllosen Ratten und Mäusen, die zuerst nach Speiseüberresten am Boden und auf dem Tische suchten, dann aber ihre Nachforschungen auf die Kopfkissen und Bettdecken ausdehnten. Einer meiner Zimmergefährten, ein lebhafter französischer Mascate (Hausirer) fing mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit nach und nach fünf dieser ungebetenen Gäste und zeigte sie am nächsten Morgen dem Wirthe als schlagenden Beweis einer nicht ungestörten Nachtruhe.

Antonio Luiz gegenüber, in Pedro do Rio, schliesst die erste Section der grossen neuen Minasstrasse ab. Gegenwärtig haben sich die Reisenden nun nicht mehr dieser Herberge zu bedienen. Wahrscheinlich um sich für die künftigen Verluste noch einigermassen zu entschädigen, suchte der Vendabesitzer seine Gäste noch gehörig auszubeuten. Für Nachtessen, Frühstück und Mais für die Thiere musste ich 19 Milreis zahlen. Ich verlangte eine detaillirte Rechnung; der Wirth aber verweigerte sie mir wol darum, weil er die einzelnen Ansätze doch nicht so hoch hinaufschrauben konnte, um die ganze Summe herauszubringen, ohne sich selbst seiner Prellerei zu schämen.

Da sich in der Frühe zwei Maulthiere verlaufen hatten, so konnte ich erst ziemlich spät abreisen. Der Weg verlässt hier das Thal des Piabanha und steigt ziemlich steil über den Gebirgsrücken Alto de Pegado. Um von der Höhe die Thalsohle wieder zu gewinnen, schlug ich eine neu angelegte Strasse ein. Ein behäbiger, dicker Mulatte, von einem ebenso dicken, mit einem rothen Schellenhalsbande geschmückten Dachshunde begleitet, ritt neben mir vorbei und hielt am Fusse des Berges. Als ich bei ihm anlangte, erklärte er mir mit höhnischem Lächeln, ich könne hier nicht weiter passiren, da das Hochwasser die Brücken abgetragen habe. Hätte er mir, wie es bei Reisenden wol üblich ist, diese Mittheilung gemacht, als er mich einholte,

so wäre es mir ein Leichtes gewesen, umzukehren und meinen weiter rückwärts folgenden Ladungen den richtigen Weg zu zeigen. So aber sah ich mich genöthigt, um dies zu bewerkstelligen, einen äusserst steilen Abhang, den mein Thier kaum zu erklimmen vermochte, zu ersteigen und kam doch noch zu spät, um sie ohne grosse Schwierigkeit auf die alte Strasse zu geleiten. Ich gestehe, dass ich auf meinen Reisen durch Brasilien nur äusserst selten Individuen getroffen habe, die mir nicht mit der grössten Zuvorkommenheit möglichst genaue Wegangaben gemacht, oder, wenn sie erriethen, dass ichirgend einen falschen Weg eingeschlagen, mir unaufgefordert den richtigen gezeigt hätten. Der Brasilianer ist gegen den Reisenden in der Regel sehr zuvorkommend und höflich. Fand ich Ausnahmen, so waren es gewiss immer nur Burschen von dem Gelichter dieses Mulatten, der seinem wohlgenährten Aeussern und seiner Kleidung nach wahrscheinlich Aufseher einer nahegelegenen Fazenda war.

In dem Thale, das sich am Fusse des Alto de Pegado nach Norden ausdehnt, wird sowol in der Sohle als an den umliegenden Anhöhen ausgezeichnete Kaffeecultur getrieben. Die düstern, steifen, tiefgrünen Kaffeeberge wechselten mit reichbesetzten Maisfeldern und üppigen Mandiocapflanzungen, dazwischen lagen wieder Capoeiras (ehemalige wieder mit Wald bewachsene Rodungen), die, gehörig erstarkt, wieder in Ackerland umgewandelt werden. Hier und da steht eine uralte Araucaria, deren durchlöcherte, aufgesprungene Rinde den grossen Kammeidechsen willkommene Schlupfwinkel bietet. Der Weg, von zahllosen, fast immer paarweise fliegenden Turteltauben, die im Maulthiermist nach unverdauten Maiskörnern suchen, bevölkert, führt bei den Fazendas Lagoa, Secretaria und Fagunda vorbei, hier ein kleines Flüsschen zur Seite lassend, folgt er der Berglehne nach Pampulha, wo eine grosse Venda die Inschrift „Hôtel de Pampulha nova" trägt. Eine Legoa weiter erreichte ich Rumo de Lage, nachdem wir eine lange Strecke uns mühsam durch einen fast unergründlichen Kothsumpf durchgearbeitet hatten.

Wir konnten wenigstens vorwärts dringen. Schlechter er-

ging es einer grossen Anzahl von Wagen, die theilweise mit Eisen beladen waren. Bei Secretaria steckten mehrere im Koth und vergeblich strengten 10—14 davorgespannte Maulthiere unter wüthendem Geschrei der antreibenden Neger sich an, sie aus der mislichen Lage zu bringen. Bei Fagunda steckte eine andere Wagenabtheilung, deren weitern Transport man für diese Jahreszeit schon aufgegeben hatte.

Im Laufe des Tages war ich langen Zügen von Maulthieren (Tropas oder Recuas) begegnet, die aus der Provinz Minas kamen und, mit Baumwollballen, groben Baumwollstoffen und Speck beladen, nach Rio de Janeiro zogen. Die Tropas von Minas zeichnen sich besonders durch sehr schöne, starke und gut genährte Thiere, wohlunterhaltenes Sattelzeug und zweckmässige Beladungsart aus. Die Maulthiere werden von den Tropeiros in Minas so abgerichtet, dass immer eins hinter dem andern geht und nur ausnahmsweise und für kurze Zeit sieht man diese Ordnung gestört und zwei oder mehr nebeneinander gehen. Da nun immer ein Maulthier genau in die Fährte des vorangehenden tritt, so entstehen in der Regenzeit in dem weichen Thonboden durch diese Maulthiertritte Löcher, die um so tiefer sind, je häufiger die Strasse begangen, je weicher der Boden ist. Zwischen je zwei Löchern entsteht natürlich immer ein abgerundeter Wall oder eine Brücke, sodass die Thiere, sie mögen nun grösser oder kleiner sein, gezwungen sind, in die Löcher zu treten; denn wenn sie ein- oder zweimal auf die Brücke steigen, so stürzen sie gewiss beim dritten oder vierten Schritt. Das kennen die Maulthiere so genau, dass sie sich sehr wohl hüten, anders als in den Löchern zu gehen. Nicht so die Pferde, besonders an solche Wege wenig gewöhnte, feurige Thiere; sie schreiten weiter aus und schneller, sie treten bald auf eine Brücke, bald in ein Loch; sie stolpern, raffen sich zusammen, stolpern wieder und stürzen endlich nieder. Man kann dann von Glück sagen, wenn die Thiere wieder mit ganzen Knochen aufstehen. Ich kann diese Wegestellen nicht besser als mit einer auf die Erde gelegten Treppe vergleichen. Die Stufen bilden die Wälle oder Brücken, ihre Zwischenräume die Löcher. Besonders auf-

fallend ist diese Aehnlichkeit während der trockenen Jahreszeit, wenn die Löcher leer sind. Im Sommer sind sie mit Koth und Wasser ausgefüllt und doppelt gefährlich, wenn der Schlamm so hoch steht, dass er auch die Wälle bedeckt. Dann kann man sich nur dem wunderbaren Instinct der trefflichen Maulthiere überlassen, die mit einer einem Uhrwerke gleichen Regelmässigkeit behutsam vorwärts schreiten und gewiss nur selten einen Fehltritt machen. Diese Kothtreppen bilden die Verzweiflung aller Reisenden. An ein rasches Reiten ist natürlich nicht zu denken, zudem ist die Unregelmässigkeit der Bewegung der Thiere bei der ungleichen Tiefe der Löcher äusserst ermüdend. Nur macadamisirte Strassen können diesem Uebelstande abhelfen, und selbst bei diesen muss das strenge Verbot gelten, sie mit Maulthiertropas zu begehen, denn bei dem heftigen, alles durchweichenden Regen widersteht auch eine Kunststrasse auf die Dauer nicht den Tausenden von scharfen immer die nämlichen Stellen treffenden Maulthierhufen.

Da mein Reitthier zu hinken anfing und ein heftiger Platzregen losbrach, so machte ich bei der ersten Venda, die ich antraf, halt. Wie mir die Aufschrift zeigte, war es die Hospedaria do *Rumo da Lage* do Victorino de Moraes Sarmento, ein geräumiges Haus mit gut assortirtem Kramladen und einem grossen Zimmer für die Reisenden, wo ich ein, den Umständen gemäss, sehr gutes Unterkommen fand. Natürlich darf man die Forderungen nicht zu hoch spannen, um zufrieden zu sein. So ein Zimmer besteht nur aus vier nackten Wänden. Das Dach bildet gewöhnlich die Decke, die Fenster haben keine Glasscheiben, sondern werden durch hölzerne Schiebladen geschlossen. Tische, Stühle, Bänke fehlen in der Regel, dagegen sind einige schlechte Bettstellen vorhanden, von denen jede mit einer Maisstrohmatratze oder blos einer Matte und einem guten Kopfpolster versehen ist. Gewöhnlich schliesst die Thür sehr schlecht, sodass durch die klaffenden Spalten einiges Licht in das Gemach dringt, wenn man genöthigt ist, wegen des strömenden Regens oder aus andern Ursachen die Fenster zu schliessen.

Ich kaufte in der Venda einige Kleinigkeiten, die mir fehlten.

Der brasilianische Kleinhändler hat eine bewunderungswürdige Fertigkeit im Anpreisen seiner Waaren. Alles ist muito bom, muito bonito, muito barrato (sehr gut, sehr schön, sehr wohlfeil), wenn auch die Waaren selbst entschieden das Gegentheil beweisen.

Der Brasilianer, Abkömmling von Weissen, ist fast durch ganz Brasilien entweder Landwirth, Kaufmann oder Beamter. Als Landwirth ist er thätig, unverdrossen und intelligent, hängt aber noch sehr an den althergebrachten Systemen. Er ahmt übrigens gern nach, wo er sieht, dass fremde Versuche günstige Resultate liefern, die Initiative wird er aber nicht leicht ergreifen. Es ist gewiss unrecht, wenn man den brasilianischen Landwirth im allgemeinen der Faulheit beschuldigt und behauptet, er bleibe lieber arm, als dass er trachte in eine behäbige Lage zu kommen, wenn er dieselbe durch Arbeit erringen müsse. Der kleine Landwirth, der nur einige wenige Sklaven halten kann, geht mit seinen Söhnen und seinen Negern frühmorgens aufs Feld und arbeitet mit ihnen ohne Unterschied des Dienstverhältnisses und der Farbe, wie es auch der deutsche Bauer mit seinen Kindern und Dienstboten thut. Kann er eine grössere Anzahl Sklaven halten und vertheilt er sie auf verschiedene Theile seines Grundbesitzes zur Arbeit, so sieht er als Herr den Arbeitern nach, besucht sie gewöhnlich zu Pferde und wo er findet, dass es noththut, legt er selbst mit Hand an.

Es ist eine mehr als naive Ansicht, die wir in manchen Werken über Brasilien lesen, dass man in diesem Lande als kleiner Grundbesitzer nur vier Wochen zu arbeiten brauche, um sich das ganze Jahr durch satt essen zu können. Selbst Landwirth, kann ich versichern, dass der kleine brasilianische Grundbesitzer, um seine Ernten zu erzielen, ebenso lange arbeiten und seine ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit auf seine Felder richten muss wie der deutsche, dass er sich mit seinem Dienstpersonale ebenso sehr zu plagen genöthigt sieht wie dieser, ja, dass seine Ackerarbeit in jeder Beziehung eine viel schwerere, mühevollere ist als unsere, weil er durch Händearbeit eine Menge von landwirthschaftlichen Verrichtungen ausführen muss, die wir durch

Zugkraft oder andere mechanische Hülfsmittel ungleich leichter und besser zu Stande bringen. Seine Ernten sind aber reicher, weil sein Boden durchschnittlich weit fruchtbarer ist. Wohl zu berücksichtigen ist ausserdem, dass partielle Misernten in Brasilien ebenso häufig, ausgedehnte aber noch weit häufiger als in Europa sind. Bald verlängert sich die Regenzeit, sodass der Landwirth seine Rodungen entweder gar nicht oder nur höchst unvollkommen brennen kann, bald tritt sie sehr verspätet ein und die Saaten gehen aus Mangel an Feuchtigkeit zu Grunde, bald aber verfrüht sie sich und die noch nicht eingeheimste Ernte leidet grossen Schaden. Wolkenbrüche, Insectenfrass, Degeneration und andere Eventualitäten stellen unzähligemal das Ernteresultat in Frage und der brasilianische Landwirth kann, wie der deutsche, erst dann seine Ernte loben, wenn er sie sicher unter Dach und Fach hat. Er trachtet daher auch immer einen Ueberschuss auf das nächste Jahr zu haben, denn die Preise der Nahrungsmittel steigen bei Misernten mit rapider Schnelligkeit zu fabelhaften Höhen. Wohlweislich hüten sich die Lobredner Brasiliens von Misernten zu sprechen und der europäische Auswanderer ist im höchsten Grade erstaunt, wenn er zur Ueberzeugung gelangt, dass der so sehr gepriesene brasilianische Boden ihm auch die erhoffte Ernte versagt. Thatsache aber ist es, dass bei gleichem Aufwande von Arbeitskräften und unter gleich günstigen Witterungsverhältnissen der brasilianische Grundbesitzer von einem gleich grossen Flächenmasse eine weit grössere Ernte erzielt als der deutsche. Ich will keine Zahlenverhältnisse angeben, da sie leicht zu irrigen Schlüssen verleiten könnten. Dass aber bei dem Raubbau der Brasilianer, auf den ich noch später zurückkommen werde, dieses günstige Verhältniss nach einer Reihe von Jahren aufhören muss, brauche ich kaum zu erwähnen. Die traurigen Folgen, die in Nordamerika einem solchen Ackerbausysteme gefolgt sind, werden auch in Brasilien nicht ausbleiben.

Kaufmann ist der Brasilianer aus Neigung. Abkömmling der mit so viel Glück und Geschick handeltreibenden Portugiesen, ist ihm der Schachertrieb angeboren. Da so viele Neuchristen

(mit Gewalt getaufte Juden) in den ersten Jahrhunderten sich in Brasilien niederliessen und sich allmählich mit den übrigen Familien vermischten, so darf eine echt jüdische Rührigkeit des brasilianischen Krämers nicht auffallen. Er handelt mit allem und weiss überall seinen Vortheil zu finden. Er hat ein seltenes Talent, mit der grössten Redseligkeit auch die geringsten Eigenschaften seiner zu verkaufenden Gegenstände anzupreisen, und steht sich bei seinem Handel ziemlich gut; nur ist in den Binnenstädten die Concurrenz meistens so gross, dass immer ein Theil der Kaufleute nach kurzer Existenz wieder zu Grunde geht. Der Kleinhandel erfordert wenig geistige und ebenso wenig körperliche Anstrengungen, und das ist ein Hauptgrund, warum er eine Lieblingsbeschäftigung der Brasilianer ist. Die Kramladen bilden immer den Vereinigungspunkt des kannegiessernden Publikums, besonders in den Ortschaften des Innern, die noch nicht das Glück haben, ein Kaffeehaus zu besitzen. Kaum steigt ein Reisender in einer Hospedaria ab, so versammeln sich in der dazu gehörigen Loge binnen kurzem alle Notabilitäten des Orts, um zu erfahren, wer der Ankömmling sei, woher er komme, wohin er ziehet, und können sie es indirect nicht herausbringen, so lassen sie es auch an indiscreten, directen, inquisitorischen Fragen nicht fehlen.

Als Beamter endlich kann der Brasilianer seine Eitelkeit und seine Neigung zum süssen Nichtsthun befriedigen. Es ist daher sein grosser Ehrgeiz, eine solche Stelle zu finden, die ihn halbwegs nährt und einen gewissen Nimbus um ihn verbreitet oder die ihm irgendeine, wenn auch noch so beschränkte Macht verleiht, die er dann zu Gunsten von Compadres und Amigos reichlich benutzt; nur darf man nicht verlangen, dass er sich sehr anstrenge, denn das entspricht nicht seiner Absicht beim Haschen nach einem Amte; auch dürfen sein Gewissen und sein Pflichtgefühl nicht etwa in Collision mit klingenden Gründen kommen.

Diese Bemerkungen gelten für den Brasilianer als kleiner Grundbesitzer, Krämer und Beamter untergeordneter Klassen. Sie zeigen aber auch, wie unmöglich es ist, mit wenigen Worten

den Charakter einer Nation zu beurtheilen und wie unrecht man thut, wenn man dabei alle Klassen der Bevölkerung zusammenwirft. Ich nenne den brasilianischen Landwirth thätig und unverdrossen, den Krämer unter Verhältnissen rührig, wenn es ihm gerade keine sehr grossen körperlichen Anstrengungen kostet, den Beamten durchschnittlich faul. Es wäre aber unrecht, dem Brasilianer im allgemeinen das Prädicat „sehr thätig", als auch ein entgegengesetztes zu geben.

Handwerker sind, wie schon oben bemerkt, durch ganz Brasilien fast ausschliesslich farbige Leute (gente de côr), Neger, Mestizen, Mulatten u. s. f. Sie sind oft fleissig und sehr geschickt, im ganzen aber indolent. Bei keiner Nation des romanischen Stammes finden wir eine so tief eingewurzelte Indolenz wie bei der portugiesischen. Sie ist durch das Sprichwort: „Wer etwas haben will, der gehe selbst; wer es nicht haben will, der schicke darum („Qem quer vay, quem não quer mande") trefflich charakterisirt.

In Rumo de Lage traf ich einen deutschen Tischler aus Köln; er war so betrunken, dass ich nicht mit ihm sprechen konnte. Der Besitzer der Venda versicherte mir, dass er ein sehr geschickter Arbeiter sei und sich sehr viel Geld verdienen könnte, wenn er nicht so sehr dem Branntwein ergeben wäre; er sei wöchentlich kaum zwei bis drei Tage arbeitsfähig.

Der Weg führte mich am folgenden Morgen zuerst über einen Bergrücken, an dessen nördlichem Fusse eine kleine Fazenda liegt. Von dieser verfolgt man die Thalsohle bis *Riberão*, eine Hospedaria, die in gutem Rufe steht. Gleich hinter dieser war der Weg mit dem aufgestauten Wasser des Flüsschens derart bedeckt, dass es den Maulthieren bis über die Brust reichte und ein Theil der Ladungen ganz durchnässt wurde. Früher führte der Weg dicht bei der Fazenda do Governo vorbei, deren Besitzer, Joaquim Antonio Perreira da Cunha, mir als ein liebenswürdiger und gescheiter Mann geschildert wurde; jetzt lässt man sie ungefähr eine halbe Legoa links liegen.

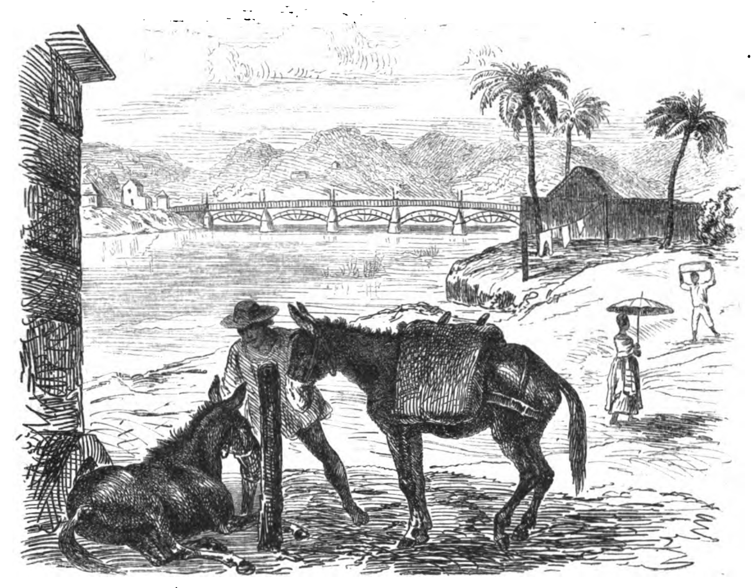
Als ich auf meine weit zurückfolgenden Lastthiere wartete, hörte ich wol eine Viertelstunde lang einem Vogel zu, der in

einem Gebüsche dicht neben mir die wohlbekannte Melodie pfiff, mit der unsere Kutscher ihre Pferde zur Verrichtung gewisser Bedürfnisse aufmuntern. Es war mir unmöglich, den sonderbaren Sänger zu entdecken, wahrscheinlich gehörte er zur Familie der Fliegenfänger (Muscicapiden), die hier so stark vertreten ist. Unweit von ihm kreischte auf einem hohen Baume ein gewaltiger Geier in heisern Tönen seinen unheimlichen Morgengesang.

Der Weg, meistens schlecht und nur selten auf festem Grunde, führt fortwährend bergauf, bergab, bald rechts, bald links in unbegreiflichen Windungen; nur einmal ändert sich die Scenerie, indem sich ein weites Thal mit Fernsicht nach dem Gebirge eröffnet. Unzählige Tauben, Tanagriden, Anus, Vira bostas, Bem te vi's, Bussarde und Eidechsen belebten die Landschaft. Am Fusse eines niedern Bergrückens liegt ein ziemlich verfallenes Haus, das die Inschrift Hôtel da Encruzilhada führt, weiter vom Wege ab ist die Fazenda S. Antonio mit einem kleinen Kirchlein. Eine Viertellegoa davon entfernt reitet man neben der schönen Fazenda de Silva vorbei. In der Nähe davon traf ich eine freundlich grüssende dunkle Frau. Ich erwähne dieses sonst gleichgültigen Umstandes nur deshalb, weil sie seit meiner Abreise von Petropolis das erste weibliche Wesen war, dem ich begegnete.

Gegen Mittag erreichte ich den *Rio Parahyba do Sul*. Der schöne Strom, die neue Brücke und das kleine Städtchen bieten ein überaus freundliches Bild dar. Früher mussten die Reisenden und die Ladungen der Tropas auf einer Fähre über den Strom gesetzt werden, was immer mit sehr erheblichem Zeitverluste verbunden war, denn es häuften sich zuweilen viele hundert Maulthiere an, die herüber oder hinüber gebracht werden sollten. Man entschloss sich daher zum Bau einer soliden steinernen Brücke. Er wurde im Jahre 1836 begonnen, aber ohne rechte Anstrengung fortgeführt, sodass erst nach einer langen Reihe von Jahren die Pfeiler das Wasserniveau erreichten. Dann mangelte das Geld. Die Provinzialregierung wollte, dass die Centralregierung den Bau übernehme, diese weigerte sich und so

blieben die Arbeiten gänzlich ausgesetzt. Im Jahre 1850 waren die Pfeiler noch nicht vollendet und doch kosteten die Arbeiten damals schon eine halbe Million Franken (176:270503 Reis). Endlich machte der durch viele verdienstliche Unternehmungen bekannte Banquier Baron von Mauá mit der Regierung einen Contract und führte den Bau rasch zu Ende. Die schöne Brücke



Brücke über den Parahyba.

ruht auf vier Wasser- und zwei Landpfeilern aus einem schwer zu behauenden Granit. Die Böschungen der Endpunkte bestehen aus polygonen Quadern, deren Zwischenräume mit kleinen Steinchen ausgemauert sind. Die Spannung und das Gerippe sind von Eisen nach dem Dogdson'schen System, letzteres mit schiefen Bohlen belegt. Ein hübsches gusseisernes Geländer ziert diese stattliche Brücke. Es wurden mehr als 6000 Centner Eisen, das aus England hierher gebracht wurde, zu ihrer Construction verwendet, daher sich auch die Bauunkosten sehr hoch beliefen. Sie erreichten die Summe von $1\frac{1}{2}$ Million Franken (577:270503 Reis). Wenige Tage vor meiner Ankunft, den 13. December

1857, war die Brücke eingeweiht und dem Verkehr übergeben worden. Das Brückengeld ist nicht bedeutend; ich zahlte für fünf Thiere 450 Reis.

Der Hauptplatz von Parahyba bildet ein weites Viereck, seine südöstliche Seite begrenzt der von West-Nord-West nach Ost-Süd-Ost laufende Strom; die südwestliche ist gegen die Brücke gerichtet und offen. Die nordwestliche besteht aus 9—10 Häusern in geringer Entfernung von dem erstern; etwas in den Platz hineingerückt steht das höchst einfache, kleine Kirchlein. Von ungefähr ebenso vielen Häusern ist die nordöstliche Seite begrenzt. An ihrem gegen den Fluss gerichteten Flügel traf ich zwei Herbergen nebeneinander, die eine trug die Aufschrift Hôtel da Barreira, die andere Hôtel universal; ich lenkte mein Maulthier zu letzterer, da sie mir in Petropolis als die bessere empfohlen worden war. Wie mag wol die schlechtere sein? fragte ich mich unwillkürlich am folgenden Morgen, denn während der Nacht war durch die Decke des elenden Zimmers der Regen derart hereingeströmt, dass ich kein trockenes Plätzchen mehr fand, um mein Bett hinzurücken; zudem wurde ich durch ein Heer menschenfeindlicher Insecten ununterbrochen auf das qualvollste gepeinigt. Wahrlich, das Hôtel führte mit vollem Recht das Prädicat „universal“! Der Wirth, ein Italiener, namens Delvechio, der gewöhnlich die Provinzen Rio de Janeiro und São Paulo als Mascate bereiste, machte auch am nämlichen Tage, da der Hauseigenthümer sich weigerte, irgendeine Reparatur vorzunehmen, beim Subdelegado eine Eingabe mit der Bitte, eine Commission zu ernennen, um den Zustand des Hauses zu untersuchen, da seine Familie und seine Gäste fortwährend in der grössten Gefahr schwebten, unter dessen Trümmern begraben zu werden. Und der Mann hatte nicht zu viel gesagt, denn die Wohnung war in der That dem Einsturze nahe. Die Wirthschaft in diesem Hôtel war eine echt brasilianisch-italienische. Sie braucht daher nicht näher charakterisirt zu werden. Abends versammelte sich hier eine Anzahl Fazendeiros der Umgegend zum Hazardspiel. Parahyba ist berüchtigt, dass dort viel und hoch gespielt werde.

Bei einbrechender Nacht hatte ich Gelegenheit, ein ebenso seltenes als interessantes Phänomen zu beobachten.[1]) Es war ungefähr 8 Uhr, als ich mit einem Fazendeiro der Umgegend plaudernd unter der Hausthür stand. Ein paar hundert Schritt vor uns floss der Strom, dessen jenseitiges Ufer dicht bewaldet ist. Die Luft war schwül (+ 22° R.), der Regen, der schon den ganzen Tag fast ununterbrochen angehalten hatte, dauerte noch fort. Plötzlich zog ein Licht, gerade uns gegenüber im Walde, unsere Aufmerksamkeit auf sich und mit dem Ausrufe: „he am baitatal“[2]), sprang der Fazendeiro in das Haus zurück und rief sämmtliche Bewohner zusammen. Die Lichterscheinung bildete einen intensiv rothgelben, runden Feuerkern oder eine Feuerkugel (nicht ein längliches, bläuliches Flämmchen, wie die Irrlichter gewöhnlich geschildert werden) in der Farbe ähnlich einer entfernt brennenden Pechfackel. Dieser Feuerkern schwankte auf beschränktem Raume bald nach rechts, bald nach links, bald stieg er etwas in die Höhe, bald senkte er sich wieder. Plötzlich erschienen rechts von ihm drei andere, aber schwächere und etwas weiter zurückstehende sternartige Lichter; sie näherten sich dem erstern, verschwanden für Momente, kamen dann links zum Vorschein und erloschen bald darauf gänzlich. Kaum eine Minute später erschienen rechts zwei, links fünf, bald darauf vereinigten sich alle auf der linken Seite des Centralkernes. Dann kamen sie hinter demselben nach rechts zum Vorschein; einige erloschen, andere tauchten wieder auf, sodass ich zugleich funfzehn ausser dem Hauptkerne zählte, der am ruhigsten aber auch am glänzendsten blieb. Das ganze Spiel dauerte 18—20 Minuten; ich konnte es daher mit der grössten Ruhe beobachten. Während dieser Zeit standen auch sämmtliche Hausgenossen neben mir und äusserten sich auf die abenteuerlichste Weise über diese Erscheinung. Der Fazendeiro erzählte noch lange

[1]) „Beobachtungen über Irrlichter“, von J. J. v. Tschudi. Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. XXIX. Bd., Nr. 9, S. 269. 1858.

[2]) Die Bedeutung dieser Worte habe ich nicht erfahren können. Es scheint ein Provinzialismus zu sein.

schauerliche Geschichten, wie ihn diese Lichter schon oft erschreckt und verfolgt haben. Delvechio sagte mir, dass er sie seit einem Monate nun schon das vierte mal gesehen und zwar immer so ziemlich zur nämlichen Stunde.

An dem Orte, wo die Lichter erschienen, befindet sich im Walde ein schwer zugänglicher Sumpf.

Ich halte diese Erscheinung für sogenannte *Irrlichter*. Bekanntlich spielen diese in Fabeln und Erzählungen der Ammenstube eine bedeutende Rolle; exacte Beobachtungen darüber sind aber so selten, dass manche Meteorologen ihr Vorkommen gänzlich in Zweifel ziehen. Der berühmte Astronom *Bessel* beobachtete auf dem Flüsschen Wörpe im Herzogthum Bremen Irrlichter als bläuliche Flämmchen, der Professor der Physik *Knorr* in Kiew erzählt von einem Irrlicht zwischen Schilfstauden, das eine 5 Zoll hohe und 1½ Zoll breite cylindrische Flamme, in der Mitte glanzlos und schwach gelblich, nach den Rändern zu violett und ohne scharfe Begrenzung gegen den dunkeln Raum bildete. Die Spitze des Stockes, die Knorr längere Zeit mitten in die Flamme hielt, wurde nicht merklich erwärmt. Einige andere etwas weniger verlässliche Beobachtungen sprechen ebenfalls von Irrlichtern als *Flämmchen*. Die von mir beobachteten Lichter hatten durchaus keine Flammenform, sondern erschienen als runde, sternartige, röthlichgelbe Feuerkörper. Sie waren in der Entfernung circa 800—1000 Schritt von unserm Standpunkte. Ich bediente mich eines ausgezeichneten Nachtglases von Ducray-Chevallier zur Beobachtung dieser interessanten Erscheinung.

Parahyba do Sul ist ein unbedeutendes und bedeutungsloses Städtchen. Hier ist kein Leben, keine Bewegung, kein Handel, keine Industrie. Ueberall herrscht apathische Indolenz; man begreift nicht, wovon die Leute leben und mit vollem Recht konnte der geistreiche Ribeyrolles sagen: „Parahyba ist seines Stromes nicht werth.“ Welche Entwicklung würde nicht in Europa eine Ortschaft in einer so fruchtbaren Gegend und an einem solchen Strome genommen haben, wie hier! Möglich, dass Parahyba einen grössern Aufschwung nehmen wird, wenn einst die Wagen der Eisenbahn Dom Pedro II. dicht an seinen letzten

Häusern vorüberdampfen werden und dass es dann endlich aus dem dumpfen Zustande aufwacht, in den es seit so vielen Generationen versunken ist.

Das Städtchen hat, so klein es ist, seine Druckerei und sein politisches Journal von sehr lokalem Interesse. Beim Durchlesen mehrerer Nummern fand ich als einzige bemerkenswerthe Notiz, dass einige Tage früher, den 15. December 1857, ein gewisser Antonio Gomez aus Paty de Alferes begraben wurde, der das seltene Alter von 120 Jahren erreicht hatte. Im Jahre 1859 errichtete ein Preusse, Baron Pfuhl, hier ein Knabeninstitut, das aber aus Mangel an Theilnahme nach kurzem Bestehen wieder einging.

Meine in Petropolis so schlecht gearbeiteten Packsättel bedurften schon hier einiger bedeutender Reparaturen und neuer Füllung; obgleich dazu eine vierstündige Arbeit eines ordentlichen Handwerkers vollkommen hingereicht hätte, so bedurfte der sonst unbeschäftigte Sattler in Parahyba anderthalb Tage, wahrscheinlich in der wohlmeinenden Absicht, die sehr hohe Rechnung, die er mir dafür machte, zu rechtfertigen. Ich besuchte ihn wol zehnmal während dieser Zeit und fand ihn fast immer mit dem nämlichen Stück Leder auf den Knien, die Cigarrette im Munde im eifrigen Gespräche mit einem ebenfalls faulenzenden Nachbar. Es blieb mir nichts übrig, als ihn jedesmal mit der grössten Höflichkeit zu ersuchen, die Arbeit zu beschleunigen, ein ungestümes Drängen würde unmittelbar eine gänzliche Weigerung, die Reparatur zu machen, zur Folge gehabt haben. Die brasilianischen Herren Handwerker sind sehr empfindlich. Mein hinkendes Maulthier wurde hier ebenfalls genau untersucht. Nach Entfernung des Eisens zeigte sich ein bedeutender Abscess, hervorgebracht durch ein altes Stück Nagel, der beim frischen Beschlagen in die Weichtheile des Hufes getrieben worden war. Die Wunde wurde gereinigt und das Eisen wieder aufgelegt. Natürlich blieb das Thier einige Tage lang unbrauchbar und folgte leer und stark hinkend der kleinen Karavane.

Ich sah mich genöthigt, von hier aus meinen gänzlich un-

brauchbaren deutschen Camarada nach Petropolis zurückzusenden, und miethete bis nach Juiz de fora einen Neger.

Den 1. Januar 1858 setzte ich unter heftigem Regen, der auch den ganzen Tag über anhielt, meine Reise fort. Eintönig durch dichte Capoeiravegetation, nur hin und wieder von einer Kaffeeplantage unterbrochen, zieht sich der Weg bergauf, bergab nach Parahybuna. Ungefähr eine Legoa, ehe wir diesen Ort erreichten, führte die sogenannte neue Strasse, in der die Maulthiere oft bis an den Bauch im Moraste waten mussten, dicht an einer steilen Lehmwand vorüber. Die Strasse selbst aber war durch die heftigen, schon so lange anhaltenden Regengüsse mehrere Klafter weit eingerissen, sodass zwischen dieser neuen Schlucht und der Wand ein kaum 2 Fuss breiter Pfad übrigblieb, der aber auch ganz unterfressen war. Ich ritt zuerst hinüber und sah mit wahrem Bangen die Lastthiere folgen, denn jeden Augenblick stand zu befürchten, dass auch der letzte Rest des Weges in den Abgrund hinunterstürze.

Bald näherten wir uns wieder dem Rio Parahybuna, der, vom Regen angeschwollen, wildschäumend durch sein enges Bett hinunterstürmend, einen herrlichen Anblick gewährte. Links erhebt sich eine Felsenkuppe, gegen die der Weg von der Thalsohle steil bergan führt; ihr Kamm setzt sich in eine ein paar hundert Fuss hohe steile Felswand (pedra da Parahybuna) fort, an deren Fuss sich der Weg hinzieht, um sich später rechts gegen das Zollhaus zu wenden. Nach der monotonen, jede Fernsicht beschränkenden Capoeiravegetation ist diese Felsenpartie ein wahrer Augentrost. Hoch über der Wand zankten sich in neckendem Fluge ein paar grosse Weihen und auf einem Felsenabsatze sass träumerisch eine Eule, wahrscheinlich die fast über die ganze Welt verbreitete Schleiereule. In Burmeister's Atlas zu seiner brasilianischen Reise ist diese wirklich schöne Landschaft sehr gelungen wiedergegeben.

Der Rio Parahybuna bildet hier die Grenze zwischen den Provinzen Rio de Janeiro und Minas geraes; eine solid gebaute, aber schlecht erhaltene hölzerne Brücke verbindet die beiden Ufer und Provinzen. Nahe an der Brücke steht ein Mauthhaus

(Recebedoria), wo für die Thiere das Brückengeld erlegt wird. Der Reisende muss absteigen, seinen Namen angeben und erhält einen vom Schreiber (escrivão) ausgestellten und vom Administrator gegengezeichneten Mauthschein, auf dem die Taxen (Taxas itinerarias) verzeichnet sind. Für ein Reitthier, ein Lastthier und ein Stück Rindvieh wird je 1 Pataca (320 Reis) gezahlt. Je 180 Reis werden für eine gewisse Kategorie von Maulthieren, die auf dem Taxenschein für den Nichteingeweihten unverständlich bezeichnet sind (Cabezas de gada muar da S^a^ e da 6^a^ excepção) entrichtet. Ein gewöhnlicher Wagen (carros exceptuados) zahlt 2 Milreis. Unweit der Brücke liegt ein Wachthäuschen, vor dem sich einige wenig reinlich aussehende Soldaten mit Kartenspiel unterhielten. Nachts wird die Brücke durch hölzerne Thore abgesperrt; sie schliessen indessen so schlecht, dass sich ein Fussgänger leicht zwischen den Flügeln durchzwängen kann.

Ich war der erste Reisende, der im Jahre 1858 auf diesem Wege aus der Provinz Rio de Janeiro nach Minas geraes zog. Hinter Parahybuna wird die Gegend etwas freier, die Thäler offener, aber auf grundlosem Boden zieht sich der Weg durch Schluchten und über Gebirgszüge nach *Simão Perreira,* einem ausgedehnten Kirchspiele von 3400 Einwohnern. Hier sah ich auf einem halb abgestorbenen Baume vier Affen, die ängstlich unter den wenigen grünen Blättern Schutz gegen den Regen suchten; auch bemerkte ich an diesem Wege zum ersten mal im Innern Scharen von grauköpfigen Urubus (Aasgeiern), die auf einem dick aufgeblähten crepirten Ochsen und an dem Aase gefallener Maulthiere ihre leckere Mahlzeit hielten. Die einbrechende Nacht nöthigte mich 2 Legoas weiter in *Mathias Barbosa* halt zu machen. Ich hatte 8 brasilianische Legoas unter stetem strömenden Regen zurückgelegt, immerhin ein anstrengender Ritt auf einer langen Reise; denn bei jedem Schritte sanken die Maulthiere in den verwitterten teigartigen Granit bis über die Knie, glitschten bergauf, bergab und konnten sich nur mit grosser Kraftanstrengung vorwärts arbeiten. Mein aus Oesterreich mitgenommener Diener, an solche Touren nicht gewöhnt und schon

seit längerer Zeit aus der Uebung des Reitens (er war früher Kürassier), konnte sich vor Müdigkeit nicht mehr auf dem Thiere halten, er versuchte zu Fusse zu gehen, aber seine Stiefeln vermochten nicht den zähen Koth zu überwinden, auch wollte sich seine Mula nach echter Eselsart nicht führen lassen, er musste sich daher unter jämmerlichen Grimassen wieder entschliessen, in den Sattel zu sitzen. Seit diesem Tage hat ihm Brasilien durchaus nicht mehr gefallen.

Das Nachtquartier, das wir endlich mehr tappend als sehend erreichten, wäre leidlich genug gewesen, wenn nicht Ungeziefer aller Art, besonders aber die zudringlichen Barratas uns stundenlang die Ruhe verscheucht hätten.

Bei Simão Perreira und Mathias Barbosa liegen zwei halbverfallene Gebäude, an die sich ein trauriges Stück der brasilianischen Geschichte knüpft. Es sind nämlich die ehemaligen Zollcontrolirungsämter (registros), in denen die Reisenden nach Gold- und Diamantencontrebande untersucht wurden. Wol selten hat in irgendeinem Lande ein Regierungsmonopol einen so demoralisirenden Einfluss ausgeübt und zu einer so scheusslichen, willkürlichen Beamtenherrschaft geführt, als das der Diamantenwäschereien in Minas geraes, und dieses allein wäre wahrlich schon hinreichend gewesen, um die Bevölkerung zum Abschütteln eines Joches zu treiben, mit dem eine goldgierige, blinde, durchaus despotische Regierung des Mutterlandes seinen Tochterstaat niederdrückte. Die Unabhängigkeit Brasiliens hat jenes Monopol vernichtet; die Registros wurden verlassen und fallen in Ruinen und nur noch an der Grenze der Provinz, am Parahybuna, wird ein Einfuhrzoll für die aus der Nachbarprovinz importirten Waaren (meistens auf dem Markte von Rio de Janeiro gekaufte Manufacturen) und ein Exportzoll auf die aus der Provinz ausgeführten Ackerbau-, Viehzucht- und Industrieproducte erhoben.

Für die Zollmanipulation ist diese Grenze bequem, denn der Flussübergang ist für Waaren fast nur über Brücken möglich und daher leicht zu überwachen. Dieser Grund hat auch die portugiesische Regierung bewogen, sie, statt viel natürlicher weiter

nach Norden an die Grenze Serra da Mantiqueira, hierher zu verlegen. Sie wurde bei der Regeneration auch aus demselben Grunde beibehalten.

Ein Ritt von 2 Legoas brachte mich den nächstfolgenden Tag an den zwei schönen Fazendas Cafesal und Granil vorüber nach dem Städtchen *Parahybuna*, bekannter unter dem Namen *Juiz de fora*, wo ich in einem miserablen Estalagem (Herberge) Unterkommen fand. Mein erstes Geschäft war natürlich, mein vernageltes Maulthier von neuem untersuchen zu lassen. Der Schmied, der mir zu diesem Zwecke als sehr praktisch empfohlen wurde, riss das Eisen wieder ab, schnitt mit einem gekrümmten scharfen Eisen, das er sich eigens dazu schmiedete, ein tiefes Loch bis zur lädirten Stelle, brannte die ganze Wunde mit Schiesspulver aus, füllte das Loch mit geschmolzenem Talge und Werch aus und nagelte das Eisen wieder auf. Mit einer fast an Unverschämtheit grenzenden Bestimmtheit versicherte er, dass das Thier nun vollständig geheilt sei und ich es schon am nächsten Tage ohne die geringste Sorge benutzen könne. Der Mann hatte recht; ich liess das Thier zwar noch ein paar Tage leer mitlaufen, es hat aber nie mehr gehinkt und blieb während der ganzen monatelangen Reise frisch und gesund.

Nachmittags besuchte ich den deutschen Ingenieur Herrn Heinrich Wilhelm Ferdinand *Halfeld*. Eine halbe Stunde lang durch namenlosen Koth, oft bis über die Knöchel watend, gelangte ich zur freundlichen Besitzung Halfeld's, den ich mit einem seiner Söhne eifrig mit Zeichnen von Karten beschäftigt fand. Halfeld hat nämlich auf Befehl der kaiserlichen Regierung eine Exploration des Rio São Francisco von den Wasserfällen von Pirapora bis an dessen Mündung in den Atlantischen Ocean ausgeführt. Die Untersuchungsreise hat ein Jahr und sieben Monate gedauert und war mit sehr grossen Mühen und Gefahren verbunden. Halfeld verlor viele seiner Begleiter und die ganze Expedition litt an gefährlichen Fiebern besonders im untern Stromgebiete. Um die Untersuchungen möglichst genau auszuführen und zu controliren, machte Halfeld auch die äusserst beschwerliche Bergfahrt auf dem Strome und legte so die 382

Legoas lange Distanz zweimal zurück. Nach seiner Rückkehr begann er die Ausarbeitungen seiner Forschungen und zeichnete den ganzen angegebenen Verlauf des Rio São Francisco in 30 grossen Blättern mit einer ununterbrochenen Bezeichnung der Sondirungs- und Vermessungsresultate und Detailangaben über die geologische Formation, Vegetationscharakter etc.; ferner in 3 grossen Blättern eine gedrängte Generalkarte des Stromes, in 5 Karten ein Längenprofil des Strombettes, in 3 Blättern eine Detailkarte des Rio grande, eines bedeutenden Zuflusses des Rio São Francisco, auf 1 Blatt eine Specialkarte des Wasserfalles do Sobradinho, auf einem andern Blatte eine des berühmten Wasserfalles (Cachoeira) von Paulo Affonso, auf einem dritten eine der Barra des Rio São Francisco; ausserdem zwei landschaftliche Ansichten der Cachoeira de Paulo Affonso.

Als ich Halfeld besuchte, war er nach fünfjähriger Arbeit der Vollendung seiner Karten nahe. Er beklagte sich bitter, dass er weder bei den Ministern, noch bei andern hochgestellten Brasilianern irgendeine Theilnahme für seine Arbeit finde, hob aber hervor, dass der Kaiser mit dem lebhaftesten Interesse die schon vollendeten Blätter mit ihm durchgesehen habe und den Fortschritten des Unternehmens mit grosser Aufmerksamkeit folge.

Ungefähr ein Jahr später beschloss die kaiserliche Regierung, Halfeld's Arbeit zu veröffentlichen. Die Ausführung wurde dem ausgezeichneten deutschen Lithographen Herrn Eduard Rensburg in Rio de Janeiro anvertraut, der die Karten meisterhaft auf Stein gravirte. Im Jahre 1860 war das Prachtwerk vollendet und 1862 liess die kaiserlich brasilianische Regierung durch ihre Legationen eine Anzahl Exemplare an europäische Bibliotheken vertheilen.

Herr Halfeld besitzt eine reiche Mineraliensammlung vorzüglich aus der Provinz Minas geraes. Von hohem Interesse ist seine geologische Sammlung, die er in sieben Maulthierladungen von seiner Erforschungsreise des Rio São Francisco zurückbrachte. Abends spät kehrte ich befriedigt von meinem lehrreichen Besuche nach Juiz de fora zurück, nachdem ich dankbar das freundliche Anerbieten Halfeld's angenommen, mir ein

Maulthier und einen Neger mit einer Laterne zu geben, um mich trocken und sicher durch das Kothmeer in die Hospedaria zu bringen.

Cidade de Parahybuna war 1858 ein ziemlich unbedeutender Ort und erst zwei Jahre früher zum Range einer Stadt erhoben worden. Es bestand fast nur aus einer langen, bei 20 Klafter breiten von zwei öfters unterbrochenen Reihen von Häusern, von denen einige von solider und guter Bauart, gebildeten Strasse. Ueber zwei durch das Städtchen fliessende Bäche führen hölzerne Brücken mit je zwei oder vier Palmen geziert. Die Kirche mit schmaler Front aber ziemlicher Tiefe steht auf einer Anhöhe und hat zwei Miniaturthürmchen. Am nördlichen Ende des Städtchens liegen einige neugebaute Häuser, Besitzungen der grossen Actiengesellschaft União e Industria, die im Begriffe stand, eine grossartige neue Strasse von Petropolis hierher zu bauen. Seit 1861 ist diese Strasse vollendet und nun steht Cidade da Parahybuna in einem neuen Gewande da.

Juiz de fora ist eigentlich ein kleines Dörfchen am entgegengesetzten Ufer des Rio da Parahybuna. Der Bau einer neuen Strasse bewog vor einigen Jahrzehnten einen Theil der Bewohner nach dem südlichen Ufer überzusiedeln, andere liessen sich ebenfalls dort nieder und so entstand allmählich das Städtchen Parahybuna, das erst durch den ausgezeichneten Strassenbau der neuesten Zeit einen ausserordentlichen Aufschwung nahm. Es mag hier der Ort sein, einige Mittheilungen über die grösste und schönste Strasse Brasiliens zu machen.

Im Jahre 1852 bildete sich eine Actiengesellschaft unter dem Namen *União e Industria*, an deren Spitze sich ein Mineiro Mariano Procopio Ferreira Lage stellte. Ihre Aufgabe war es, die Provinzen Rio de Janeiro und Minas geraes durch eine grosse Kunst- und Handelsstrasse zu verbinden. Sie sollte, von Petropolis ausgehend und sich dort an die sogenannte Serrastrasse anschliessend, in erster Linie nach Juiz de fora, von hier nach Barbacena und später nach der Provinzialhauptstadt Ouro Preto gebaut werden. Ein weitaussehendes, durch lange Jahrzehnte nicht realisirbares Project beabsichtigt diese Strasse von Ouro

Preto über Sabará an den Rio São Francisco zu führen, diesen bis zur Cachoeira do Paulo Affonso mit Dampfern zu befahren, und von diesem Wasserfalle bis zum Atlantischen Ocean einen Schienenweg zu bauen, somit die Reichshauptstadt mit der Provinz Bahia, Provinz Minas geraes von Süd nach Nord durchschneidend, zu verbinden.

Nachdem die Gesellschaft União e Industria beträchtliche Subventionen theils von der Landesregierung, theils von den Provinzialregierungen Rio de Janeiro und Minas geraes (besonders Zinsengarantien und andere wichtige Vortheile) erlangt hatte, wurden die Vorarbeiten in den Jahren 1853—1855 vorgenommen und nachdem noch mehrere contractliche Schwierigkeiten gehoben waren (z. B. das Provinzialgesetz Minas geraes bezüglich dieser Strasse setzte die Bedingung fest, dass dieselbe eine möglichst kurze Linie verfolgen solle, gestattete aber eine Steigung von 7½ Procent, während die Compagnie, immer einen möglichen spätern Schienenweg vor Augen behaltend, nur eine höchste Steigung von 3 Procent bestimmte und um diese nicht zu überschreiten natürlich auch weitere Bogen zuliess) fand den 12. April 1856 die feierliche Inauguration der Arbeiten statt. Nach beinahe zwei Jahren (den 18. März 1858) wurde die fünf Legoas lange erste Section der Strasse bis nach *Pedro do Rio* dem öffentlichen Verkehr übergeben, wiederum zwei Jahre später war die sehr schwierige etwas über zwei Legoas lange Strecke, die die Serra do Taquaril durchschneidet, bis *Posse* vollendet, und da auch unterdessen mit grossem Kräfteaufwand an der Strecke jenseit des Rio Parahyba gearbeitet worden war, konnte die ganze Strecke von Villa Theresa (Petropolis) nach Juiz de fora den 23. Juni 1861 feierlich eröffnet werden. Die Hauptrichtung der Strasse ist von Süden nach Norden. Von Petropolis an folgt sie dem Thale des Rio Piabanha bis zu dessen Vereinigung mit dem Rio Parahyba do Sul, setzt über diesen Strom und führt in dem Thale des Rio Parahybuna bis nach Juiz de fora. Sie hat eine Länge von 114 Kilometer oder 24 Legoas bei einer durchschnittlichen Breite von 7 Meter; 6¼ Legoas oder bei 68 Kilometer kommen auf die Provinz Rio de Janeiro, 7¾ Le-

goas oder 46 Kilometer auf die Provinz Minas geraes. Sie ist durchaus vortrefflich macadamisirt und kann ohne Widerrede den besten Kunststrassen Europas an die Seite gesetzt werden.

Von ihrem Ausgangspunkte im Westfälischen Quartier in Petropolis, am rechten Ufer des Piabanha, setzt die Strasse bei *Retiro* über eine 15 Meter lange hölzerne Brücke auf das linke Flussufer. In *Correas* ist die erste Station. Hier besitzt die Gesellschaft Stallungen für 600 Thiere und eine Wagenfabrik. Dem linken Ufer folgend überschreitet sie das Flüsschen Bom successo bei seiner Einmündung in den Piabanha auf einer eisernen Brücke von 15 Meter Spannung und kehrt $^3/_4$ Legoas weiter bei Olaria über eine eiserne Brücke von 40 Meter Spannung auf das rechte Ufer. Nach einer fernern halben Legoa passirt sie das Flüsschen Santo Antonio über eine 15 Meter lange eiserne Brücke und setzt sich nach *Pedro do Rio* fort. Das Gefälle von Villa Theresa bis hierher, 5 Legoas Distanz, beträgt 200 Meter. In dieser zweiten Station befindet sich ein hübsches Haus für die Brückenadministration und die Beamten, Magazine für Stapelwaaren aus dem Innern und Rio de Janeiro, eine Salzniederlage und Stallungen für 60 Maulthiere. Eine hölzerne Brücke über den Piabanha verbindet die neue Strasse mit der sogenannten alten Minasstrasse.

Hinter Pedro do Rio wird das kleine Flüsschen Jacuba auf einer eisernen Brücke von 12 Meter Spannung überschritten und bald darauf durchschneidet die Strasse die Serra do Taquaril, um zur dritten Station *Posse* zu gelangen. Diese Section der Strasse war die schwierigste und kostspieligste, da der Gebirgszug Taquaril meist durch harte Felsen durchbrochen werden musste. In Posse besitzt die Compagnie ebenfalls Häuser für die Beamten, grosse Magazine für Kaffee und Salz, Stallungen für Postthiere und für 300 Maulthiere für die Lastwagen. Ungefähr $^1/_2$ Legoa hinter dieser Station führt eine eiserne Brücke von $34^1/_2$ Meters wieder auf das linke Ufer der Piabanha und nach der vierten Station *Jullioca.* Bei Sant' Anna, 1 Legoa hinter dieser, gewinnt die Strasse über eine eiserne Brücke von $45^1/_2$ Meter Spannung wieder das rechte Flussufer und führt zur

fünften Station *Luis Gama* (Campo de Gama). Unweit dieses Punktes verlässt die Strasse den Fluss, der einen weiten westlichen Bogen beschreibt, erreicht, einem Seitenthale folgend, der Fazenda des Luis Gomes gegenüber, wiederum das Hauptthal und setzt etwas weniger als $^1/_2$ Legoa weiter zum letzten mal auf das linke Flussufer über eine Brücke von 72 Meter Länge. Hier trennt sie sich in der Richtung von Tres barras vom Rio Piabanha, um das südliche Ufer des Rio Parahyba do Sul zu gewinnen.

Die Entfernung von Villa Theresa bis zum Rio Parahyba beträgt 71 Kilometer 552 Meter; der Höhenunterschied der beiden Punkte 581 Meter. Die Brücke über den Parahyba liegt 302 Meter über dem Meeresniveau. Ingenieur und Chef des Strassenbaues südlich vom Rio Parahyba war der Kapitän Antonio Maria de Oliveira *Bulhões*, Chefingenieur der Section nördlich von dem Parahyba Joseph *Keller*. Die eisernen Brücken sind nach dem Brunnel'schen System, sogenannte Bow Strings, solide, leicht und gefällig.

Die von Keller gebaute eiserne Brücke über den Rio Parahyba ruht auf zwei sehr starken Pfeilern von fast 2 Meter Dicke, sie hat 158 Meter Länge, $5^1/_2$ Meter Breite und erhebt sich ebenfalls $5^1/_2$ Meter über den mittlern Wasserstand des Flusses. Zu ihrem Bau wurden 300 Tonnen Eisen, 12000 Ziegel und 78 kubische Meter Holz verwendet. Sie kostete über 400 Conto de Reis (circa 1,200000 Franken). Ungefähr $^3/_4$ Legoa weiter liegt die sechste Station *Entre Rios* unweit von Tres barras, dem Punkte, wo sich der Rio Piabanha von Süden und der Rio Parahybuna von Norden in den Parahyba ergiessen. Zwischen dieser und der nächsten Station *Serraria* führt die Strasse durch einen kleinen Tunnel bei der Fazenda Boa união vorbei und über einen kleinen Viaduct. Hinter der Station setzt sie auf einer steinernen Brücke über den Riberão da Serraria, übersteigt eine Abzweigung der Serra das Abobras, den Collo das Larangeiras (395 Meter über M.) und gelangt zur achten Station *Parahybuna*, wie schon oben bemerkt, Grenzstation zwischen den Provinzen Rio de Janeiro und Minas geraes. Sowol auf dieser

als auch auf der vorhergehenden Station hat die Compagnie weitläufige Gebäude aufführen lassen. Eine eiserne Brücke von 94 Meter Länge und 5½ Meter Breite verbindet die beiden Ufer des Rio Parahybuna. Ihre Höhe über dem mittlern Wasserstande beträgt 7 Meter. Mit fünf Bogen ruht sie auf den Pfeilern einer alten Brücke, die im Jahre 1842 verbrannt wurde. Ihr Eisengewicht beträgt 60 Tonnen. Sie liegt 379 Meter über dem Meeresniveau. Längs des linken Ufers des Parahybuna führt die Strasse nach der neunten Station *Rancheria* zum Kirchspiele Simão Perreira (S. Pedro de Alcantará) gehörig und von hier etwa 2 Legoas weiter zur Station *Duques* und dann zur elften Station *Mathias Barbosa*. Hinter dieser Station setzt die Strasse über eine hölzerne Brücke über das Flüsschen Mathias, entfernt sich vom Parahybuna, der einen weiten Bogen beschreibt, bis zur Brücke do Zambo. Zwischen dieser Station und Juiz de fora musste mit vieler Mühe die Serra do Marmelo durchbrochen werden, um die möglichst gerade Linie zu gewinnen. Bei der zwölften Station *Ponte Americana* überschreitet die Strasse den Rio Parahybuna und führt bis zur folgenden Station, ihrem Endpunkte, an dessen rechtem Ufer; die Brücke ist von Holz, hält 27 Meter Spannung, 6½ Meter Breite und ist ebenfalls nach dem obenerwähnten Brunnel'schen Systeme construirt.

Juiz de fora liegt 750 Meter über dem Meere und 144 Kilometer oder 24 Legoas vom kaiserlichen Palaste in Petropolis entfernt.

Nirgends übersteigt die Steigung der Strasse 3 Procent und nirgends sind die Radien der Bogen, die sie beschreibt, weniger als 50 Meter. Südlich von dem Parahyba wurde zwölfmal die erwähnte höchste Steigung nöthig. Die mittlere Steigung beträgt 8 vom Tausend. Bis Retiro ist die Strasse 16 Meter breit, weiter nur noch 7. Das Macadam ist 5 Meter breit und 20 Centimeter dick, was für brasilianische Witterungsverhältnisse und wenn die Strasse stark befahren wird, wol etwas zu dünn sein dürfte.

Die Unkosten dieses Strassenbaues haben sich ausserordentlich hoch belaufen, sie beziffern sich für jede Legoa (alle Unkosten

inbegriffen) auf weit mehr als 1 Million Franken (380000 Milreis). So die officiellen Angaben. Anderseits wird behauptet, dass das Unternehmen bis zur Eröffnung der Strasse 12000 Contos (bei 36 Millionen Franken) kostete. Im Voranschlage von 1853 wurde jede Legoa mit 160—240 Contos berechnet. Freilich haben sich seit jener Zeit die Arbeitslöhne fast um das Dreifache erhöht.

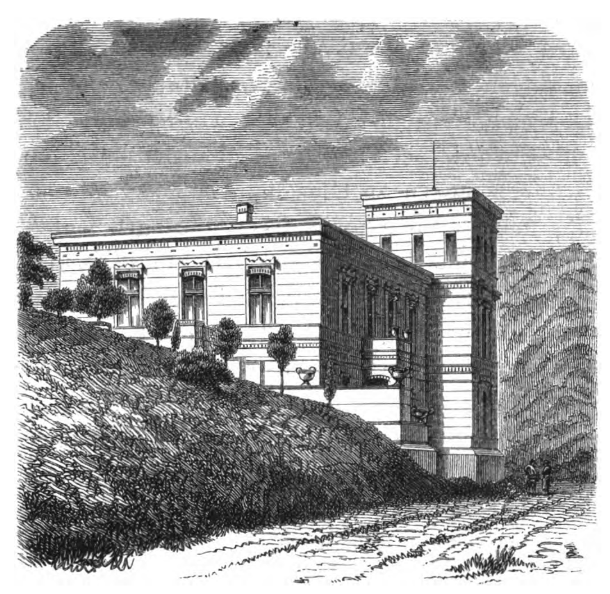
Ob diese Strasse je eine Rente abwerfen wird, ist mehr als zweifelhaft. In einem seiner letzten Rechenschaftsberichte erklärt Mariano Procopio Ferreira Lage den Actionären ziemlich unumwunden, dass ihr Kapital verloren sei, sie mögen sich aber zufrieden stellen, da ein patriotisches Unternehmen zu Stande gekommen sei. Es fragt sich nur, ob die Actionäre so patriotisch gesinnt sind, um freudigen Herzens pro bono publico ihre Kapitalien zu opfern.

Der Betrieb der Strasse, als Privilegium in den Händen der Compagnie, geschieht regelmässig und ordnungsgemäss. Die Waaren, Kaffee und andere Landesproducte in südlicher Richtung, europäische Manufacturen, Salz u. s. f. als Importartikel, werden auf starkgebauten vierräderigen Wagen transportirt. Die Gesellschaft besitzt zu diesem Zwecke 600 Maulthiere.

Der ziemlich lebhafte Personenverkehr wird mittels nach amerikanischem Systeme construirter Wagen bewerkstelligt. Sie haben ein zu grosses Obergewicht und sind daher dem Umwerfen leicht ausgesetzt, um so mehr, da die grösstentheils deutschen und zwar nicht immer nüchternen Kutscher ausserordentlich rasch fahren und die Maulthiere fast immer zum Galopp antreiben. Durchschnittlich wird 1 Kilometer in 5 Minuten oder 1 brasilianische Legoa in 30 Minuten gefahren. Die Strecke, die ich fünf Jahre früher auf elenden Wegen in 4½ Tagen zurücklegte, freilich meistens in kleinen Tagereisen, da beim Beginne einer längern Reise die Thiere geschont werden müssen, wird jetzt auf einer trefflichen Kunststrasse in 12 Stunden mit aller Bequemlichkeit gefahren. 400 vortreffliche Maulthiere sind für den Personenverkehr bestimmt.

In Juiz de fora hat die Gesellschaft União e Industria

weitläufige Beamtenwohnungen, Stallungen, Sägemühlen, Mahlmühlen, Ziegeleien, Wagenfabriken, Schmieden u. s. f. aufführen lassen. Ferreira Lage besitzt hier als Privateigenthum einen prachtvollen Landsitz (Quinta), der rechts von dem Flüsschen Cascate, links von der Strasse begrenzt wird. Ein grosser Teich, eine Grotte, reizende Garten- und Parkanlagen, ein hübsches Landhaus mit Palmenalleen nach der Strasse und ein Hügel mit einem aus rohen Ziegeln im Renaissancestile ausgeführten Schlosse zieren diese mit feinem Geschmack angelegte Besitzung.



Besitzung in Juiz de fora.

Unweit der Station Juiz de fora beginnt die deutsche Colonie *Pedro's II.* In der Absicht, wohlfeile Tagelöhner und Handwerker für den Strassenbau zu erhalten, schickte Ferreira Lage im Jahre 1857 einen Agenten nach Deutschland, um Colonisten für eine neue Ansiedlung zu engagiren. Sie langten im folgenden Jahre in Juiz de fora an. Hier aber waren trotz der im allgemeinen umsichtigen Leitung des grossartigen Unternehmens bei ihrer Ankunft noch lange nicht die nöthigen Vorbereitungen zu ihrer Aufnahme getroffen und die Ankömmlinge mussten mit

schweren Entbehrungen und grosser Noth kämpfen. Begreiflicherweise wurden sie mismuthig und unzufrieden, da auch die Acclimatisationskrankheiten sie im hohen Grade deprimirten. Eine wenig kluge Direction verstand es weder das Vertrauen der Colonisten zu gewinnen, noch ihren begründeten Klagen gerecht zu werden. So kam es, dass der Zustand der Colonie im Jahre 1859 ein wahrhaft betrübender war. Die Direction der Colonie kam glücklicherweise, noch ehe es zu spät wurde, zur Einsicht, dass ein anderer Weg eingeschlagen werden müsse. Sie ersetzte den untauglichen Coloniedirector durch einen fähigern und schaffte nach Kräften Abhülfe der gröbsten Gebrechen. Infolge dieser Massregeln fingen die Colonisationsverhältnisse an sich einigermassen zu consolidiren; die Ansiedler wurden zufriedener. Nur im Jahre 1861 wurde ein Theil der Colonisten durch unüberlegte Aufregungen von aussen zu Unordnungen, fast zur offenen Empörung aufgestachelt; aber auch diese Störungen legten sich und der Stand der Colonie kann gegenwärtig ein befriedigender genannt werden. Allerdings fehlt es auch jetzt nicht an einzelnen Klagen über Willkürlichkeiten der Beamten, Nichtinnehalten gegebener Versprechen, überhaupt über Verhältnisse, über die ein jeder Fremde in Brasilien zu klagen Ursache hat; im ganzen genommen aber sind die Colonisten ziemlich zufrieden und die Niederlassung nimmt einen geregelten Fortgang.

Am Schlusse des Jahres 1860 zählte die deutsche Colonie Pedro's II. 1005 Seelen. Numerisch am stärksten vertreten sind dort Hessen und Tiroler, dann kommen Holsteiner, Preussen und Badenser. Zur nämlichen Zeit belief sich die Gesammtschuld der Colonisten an die Compagnie für Reisevorschüsse von Deutschland bis auf die Colonie, für verkaufte Ländereien und deren Vermessungskosten, für empfangene Lebensmittel und Effecten auf eine Totalsumme von 270806 Milreis (über 700000 Franken), also an 280 Milreis (777 Franken zum Curse von 360 Reis per Frank) per Kopf. Abgezahlt hatten die Colonisten bis dahin 32355 Milreis (89876 Franken). Die noch zu tilgende Schuldenlast erreicht also eine beträchtliche Höhe, könnte aber in einigen Jahren getilgt werden, wenn nicht wegen immer neuer Vor-

schüsse die Abzahlungen nur sehr langsam von statten gingen. Die Colonie besitzt eine ziemlich gute deutsche Elementarschule und seit 1862 einen deutschen protestantischen Geistlichen, der, wie schon bemerkt, zugleich auch die Seelsorge für den protestantischen Theil der Bevölkerung in Petropolis versieht.

Kehren wir wieder nach der Stadt Parahybuna und dem Estalagem mit der stolzen Inschrift „Hôtel“ zurück. Ich hatte Auftrag gegeben, mir einen Camarada bis nach Barbacena zu verschaffen und traf abends bei meiner Rückkehr einen solchen, mit dem ich bald über den Preis einig wurde. Wir wollten mit Tagesanbruch abreisen, aber trotz alles Drängens wurde es 9 Uhr, ehe wir im Sattel sassen. Es war Sonntag und die Herberge mit Gästen aus der Umgegend, die zum Gottesdienste nach der Stadt kamen, förmlich belagert, darunter eine grosse Anzahl Neugieriger, die mich nicht wenig belästigten. Hier wie auf der ganzen Reise fesselten besonders zwei Gegenstände die Aufmerksamkeit meiner Wirthe und der in der Herberge befindlichen Eingeborenen, nämlich meine Meerschaum-Cigarrenspitze und die Doppelflinte meines Bedienten; unzähligemal wollte man mir diese Stücke abkaufen. Die Cigarrenspitze war ihnen neu, schien ihnen aber doch sehr zweckmässig. Die Flinte hatte ich einige Jahre früher aus dem Nachlasse eines Försters erstanden und da sie einmal in der Mitte geplatzt war, liess ich die Läufe unter der schadhaften Stelle abnehmen, sodass sie nur noch eine Länge von circa 18 Zoll hatten. Dadurch wurde sie für die Jagd beinahe ganz unbrauchbar, war aber sehr bequem, um sie an dem Sattelknopfe anzuhängen und blieb gegen Strauchdiebe nöthigenfalls immerhin eine treffliche Waffe. Dies bestimmte mich auch sie meiner Ausrüstung beizufügen. Für diese Flinte nun, die keine 3 Thaler werth war, wurden mir an verschiedenen Orten wiederholt fabelhafte Preise geboten. Ein Fazendeiro der Umgegend, der nach der Messe auf die Pacajagd zu reiten beabsichtigte, war von diesem Flintenkrüppel so entzückt, dass er mir sogleich dagegen seinen sehr schönen lütticher Doppellauf anbot und mich ersuchte, nur zu bestimmen, wie viel er noch

an Geld darauf zahlen solle. Ich konnte mich nicht entschliessen, einen Tausch einzugehen, der mir fast als Betrug erschien.

Mehr als die Anerbietungen dieses Jägers interessirte mich seine Meute. Die Hunde waren ziemlich niedrig, aber verhältnissmässig lang gestreckt, weiss, oder falb mit querabstehenden Ohren und ziemlich spitzem, bastardirtem Windspielkopfe. Ich habe früher nie diese eigentlich unschöne Hundespielart gesehen. Wie mir versichert wurde, soll sie bei der Jagd der *Pacas* (Coelogenys Paca, ein beinahe 2 Schuh langer Hufnager von vorzüglichem Wildpret) Ausgezeichnetes leisten. Ich habe mich später selbst von der Richtigkeit dieser Angabe überzeugt, indem ich öfter mit solchen Hunden die wohlschmeckende Paca jagte. Man bedient sich ihrer ganz wie unserer Bracken. Sie stossen das Wild auf und verfolgen es unter andauerndem, heftigem Geläute. Auch habe ich wiederholt bemerkt, dass diese Hunde keine andere Fährte aufnahmen als ausschliesslich die der Paca. Sie haben also eine ziemlich beschränkte Verwendung.

Einiges Interesse flösste mir auch meine Wirthin durch ihre Corpulenz ein. Es war eine Mulattin von seltenem Körperumfang. Ihre Tochter war ihr treues Ebenbild und dürfte ihrer Mutter in dieser Beziehung in spätern Jahren noch den Rang ablaufen. Das sechzehnjährige Mädchen wog sicherlich schon mehr als 2 Zollcentner. Mulattinnen haben im allgemeinen grosse Neigung zu Fettansatz. Nachdem ich eine unverschämte Rechnung bezahlt hatte, ritt ich ab. Weiter im Norden in Conceição do Matto dentro erzählte mir mein brasilianischer Gastfreund, dass er in der nämlichen Herberge einmal für ein Huhn, etwas schwarze Bohnen und Reis 14 Milreis (50 Franken) zahlen musste. Ich glaubte anfangs, ich sei nur als Fremder so gebrandschatzt worden, ersah aber aus diesen Angaben, dass die dicke Wirthin unparteiisch genug bei ihren Prellereien keine nationalen Unterschiede berücksichtigt.

Man kann in Minas von Ouro Preto südwärts so ziemlich mit Sicherheit darauf zählen, dass man in allen Herbergen mit der Aufschrift Hôtel meist weit theurere Rechnungen bezahlen

muss, als in denen mit den bescheidenern Titeln „estalagem, hospedaria oder casa de pasto“.

Wir ritten 2 Stunden lang auf einer vortrefflichen Strasse bis zu einer guten, solid gebauten hölzernen Brücke, die bei *Bemfico* über den Rio Parahybuna auf dessen linkes Ufer übersetzt. Endlich zertheilte sich der dichte Nebel, der den ganzen Morgen die Landschaft mit einem fast undurchdringlichen Schleier bedeckt hatte. Wir trafen hier eine Reihe von vierzehn mit Mais und Farinha beladenen südwärts ziehenden Wagen. Jenseit der Brücke wird der Weg steiler und schlechter, und führt wieder an einem einstigen Registro vorüber; links und rechts steht an dieser Stelle ein Gebäude, öde und verlassen, dem Zahne der Zeit anheimgegeben, der auch schon lebhaft zerstörend daran genagt hat. Vor dem Gebäude rechts steht in einem Mauerraume ein halbverfaulter Barrièrestock. Binnen kurzem wird auch dieses odiose Erinnerungszeichen der Vergangenheit verschwinden. Eine kleine Stunde weiter erblickt man die schöne Fazenda *Miranda,* deren Haus ungemein lieblich etwas seitwärts nach rechts vom Wege liegt. Es ist rosafarben angestrichen und bringt gerade deshalb eine sehr angenehme Abwechslung in das monotone Grün. Später reitet man an den freundlichen Gebäuden der ebenfalls rechts abliegenden Fazenda *Estiva* vorbei und gelangt bergan, bergab über kleine Hügelzüge nach *Chapeo d'Uvas.* Auf den Fazendas werden vorzüglich Mandioca, Mais, Reis und Bohnen gebaut.

Kurz ehe man Chapeo d'Uvas erreicht, wird man durch die stolze Indaiápalme (Attalea compta) auf das angenehmste überrascht. Ihr Anblick entzückt jeden Fremden, der sie, von Rio de Janeiro nach Minas reisend, hier zum ersten mal erblickt. Sie steht theils in den Wäldern mit Capoeirabäumen untermischt, theils an Hügellehnen, oder in der Thalsohle vereinzelt und daher auch um so grossartiger, da ihre wundervollen Reize durch keine störende Umgebung beeinträchtigt werden. Sie ist eine der schönsten Palmen, die ich kenne. Wahrhaft majestätisch steht sie da mit ihren starr aufgerichteten, nur an der Spitze wie Reiherfedern übergebogenen Blättern. Die einzelnen Blättchen, die den

grossen Blattwedel bilden, sind breit, gerippt, einander gegenüberstehend, fast senkrecht auf- und abwärts gerichtet. Dicht am gemeinsamen Blattstiele lassen immer je zwei der eng aneinandergereihten Blättchen eine dreieckige Lücke zwischen sich, da jedes derselben an seiner Basis gegen den gemeinsamen Blattstiel zugespitzt ist. Der Wedel erhält dadurch längs des Blattstiels ein ungemein feines durchsichtiges Ansehen wie Filigranarbeit.[1]) Die faustgrossen Nüsse bilden lange Trauben; sie werden gegessen, schmecken aber nichts weniger als angenehm.

Am Eingange des Dorfes liegt eine Herberge mit der Aufschrift: „Casa de pasto — Hôtel provincial", wo ich freundliche Aufnahme fand. In meinem Zimmer — wenn überhaupt die offenen Gelasse, in denen Betten für die Reisenden stehen, auf diesen Namen Anspruch machen dürfen — traf ich zum ersten mal seit meiner Abreise von Petropolis einen Tisch. Zwar ragte seine Höhe über das gewöhnliche Mass hinaus, ich konnte aber immerhin stehend daran schreiben. Gewöhnlich findet man in den Herbergen nur in dem Esszimmer einen Tisch, in den Gemächern für die Reisenden nur Betten, aber immer so viele als nur Raum darin haben. Mein Wirth, von stark gefärbtem Blute, war ein sonderbarer Kauz, ziemlich unterrichtet und intelligent. Mit Vorliebe sprach er, wie die meisten seiner Landsleute, von Politik und den Verhältnissen seines Vaterlandes, die er mit klaren und offenen Augen ansah und sehr vernünftig beurtheilte. Er versah in seinem Dorfe die ziemlich wichtige Stelle eines Friedensrichters. Vor einigen Jahren lernte er von einem in seiner Nähe wohnenden Franzosen Französisch, das er vollkommen versteht und in dem er sich trotz einer sehr schlechten Aussprache wenigstens verständlich machen kann. Auch Latein lernte er noch als Familienvater.

Chapeo d'Uvas ist ein trübseliger Ort und besteht aus anderthalb Häuserreihen, die circa vierzig Wohnungen umfassen.

---

[1]) Sonderbarerweise sagt Herr Burmeister (Reise nach Brasilien, S. 506), indem er von den *nämlichen* Exemplaren dieser Palme spricht: „Die Blättchen dieser Palme stehen so dicht, dass sie in der Nähe des gemeinsamen Stammes *keine* Lücke bilden."

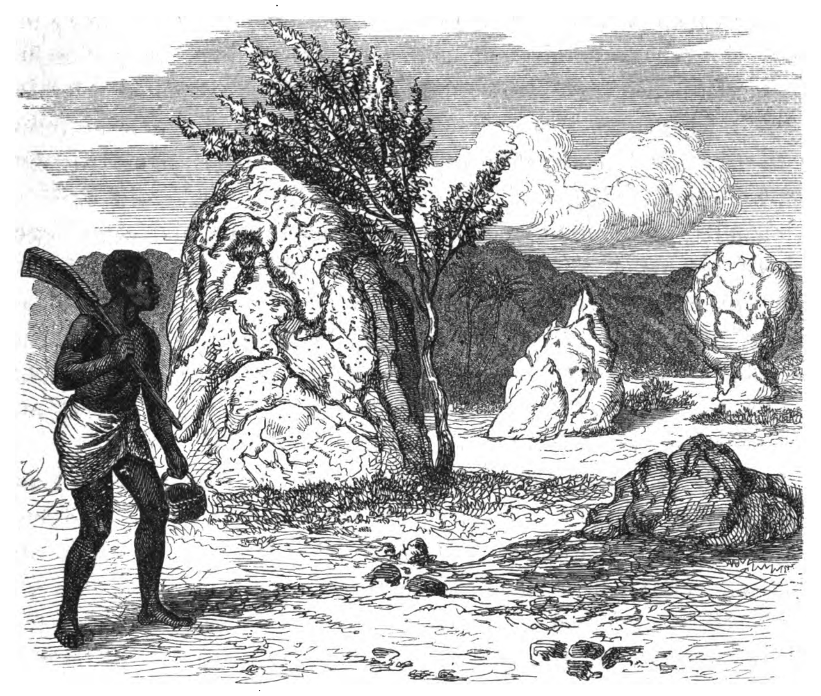
Das Kirchspiel, zu dem das Dorf gehört, heisst *Engenho do Matto* und zählt in etwas über 300 Häusern gegen 3000 Einwohner. Auf dem sehr verwilderten Platze steht eine Kapelle, dicht an ihr wird eine neue Kirche mit zwei Thürmchen, ganz im Stile der von Juiz de fora, gebaut. Vor etwas mehr als zehn Jahren wurde ihr Bau begonnen, dann aber sistirt, nicht aus Mangel an Geld, wie es gewöhnlich geschieht, sondern wegen Meinungsdifferenzen. Jetzt soll sie der reiche Besitzer von Miranda vollenden und zwar nach seinem Geschmack, aber auch auf seine Kosten. Der Miethzins für Wohnungen ist in Chapeo d'Uvas ausserordentlich billig und man kann für 4 Milreis pro Jahr ein ganzes Haus miethen, zuweilen es sogar umsonst bewohnen. Fast jeder der grössern Fazendeiros der Umgegend hat sich nämlich im Dorfe ein Haus gebaut, um sich, wenn er Sonntags mit seiner Familie zur Messe reitet, dort umzukleiden, ausserdem betritt er es das ganze Jahr nie. Diese Häuser sind natürlich auf das einfachste hergestellt, die meisten von aussen nicht einmal beworfen. Ich besuchte eins derselben und ergötzte mich an dem sehr originellen Herde. Er bestand nämlich aus einem alten, mit Erde gefüllten Bette; ein paar Steine, auf die die Töpfe gestellt wurden, bildeten die Feuerstelle, der Rauch findet Spalten und Ritze genug, um ins Freie zu gelangen. Der grösste Kaufmann des Ortes macht einen jährlichen Umsatz von 12—14 Contos de Reis.

Von hier bis an den Fuss des Serra da Mantiqueira sind 6 Legoas. Der Weg, so ziemlich mit dem nämlichen Charakter wie bisher, führt zuerst bei der Fazenda de D[a] Maria, dann bei Pedro Alves, das links liegen bleibt, vorbei nach João Gomes, einem armseligen Dörfchen mit wenigen, ziemlich schlechten Häusern. Die Kirche ist tief aber unansehnlich und thurmlos; ungefähr 20 Schritt davon hängen die Glocken an einem hölzernen Gerüste. Hinter diesem Arrayal passirt man einen Zufluss des Rio novo, der südlich von der Serra do Piau in östlicher Richtung dem Rio da Pomba zuströmt, über eine solide steinerne Brücke, etwas weiter nach Norden ein zweites Flüsschen und gelangt bergauf, bergab reitend an den Fuss des Gebirges.

In den wenigen regenfreien Stunden des Tages brannte die Sonne mit einer fast unerträglichen Heftigkeit. Die feuchte Hitze auf den dampfenden Maulthieren ist noch lästiger als ein heftiger Regen. An einigen Stellen hörte ich den Gesang eines Vogels, der dem Schlage unserer Wachteln täuschend ähnlich ist, nur etwas mehr gequetscht klingt. Die Tauben, die bisher immer zu Dutzenden auf dem Wege im Maulthiermist nach unverdauten Maiskörnern suchten, fingen an seltener zu werden, desto häufiger aber die Schweine, die sich scharenweise um jeden Rancho herumtrieben. Gewöhnlich begegnet man ihnen längs der Strasse, lange ehe man die Wohnungen, zu denen sie gehören, erreicht. Eine Stunde von João Gomes treten die brasilianischen Fichten wieder auf.

Viele wenig bemittelte Fazendeiros sind nicht in der Lage, gegen jeden, der sie um ein Unterkommen anspricht, Gastfreundschaft auszuüben, beherbergen aber Reisende und geben ihnen und ihren Thieren gegen billige Entschädigung Nahrung. Der Fazendeiro, bei dem ich die Nacht zubringen wollte, gehörte zu dieser Zahl. Er war mir als ein roher, unfreundlicher Mann geschildert worden. Ich fand ihn auch treu der Schilderung. Er stand auf der Veranda, als ich vorritt und bedeutete mich kurz, dass die Zimmer im Wohngebäude schon von Reisenden besetzt seien, wenn ich aber mit einem Cuarto im Hofe vorlieb nehmen wolle, habe er nichts dagegen. Rechts vom Eingangsthor war nämlich ein langes, niedriges Lehmgebäude in eine Anzahl Cuartos, d. h. Löcher ohne Fenster, ohne Dielen und ohne Decke abgetheilt. Da mir mein Camarada versicherte, dass der pasto (Weideplatz für die Maulthiere) hier ausgezeichnet sei und ich stets dem Grundsatze folgte, dass bei einer langen Reise die Weide für die Thiere immer der Bequemlichkeit des Reisenden vorangehen müsse, so blieb mir nichts übrig als mich zufrieden zu geben. Ich stieg ab und eine Negerin brachte den Schlüssel zu Cuarto Nro. 1, wol dem besten von allen. Ich trat ein und fand zwischen den vier Lehmwänden absolut nichts als ein namenlos ekelhaftes Nachtgeschirr und einen unerträglichen Gestank. Nachdem ersteres beseitigt war, wurde die Thür

offen gelassen, um womöglich auch letztern zu vermindern. Unter freiem Himmel konnte ich leider nicht schlafen, da es in längern oder kürzern Intervallen immer wieder heftig regnete. Nach einem frugalen Mahle in dem mit Reisenden dicht besetzten Speisezimmer des Wohnhauses nahm ich meine Flinte und machte noch eine Excursion in den Wald gegen die Serra zu.



Termitenhaufen.

Schon im Laufe des Tages hatten die ausserordentlich grossen Termitenhaufen neben dem Wege meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Je weiter ich mich von der Strasse entfernte, desto zahlreicher und grösser wurden sie. Auf schwach bewaldeten Stellen und Waldblössen traf ich ganze Colonien dieser sonderbaren Beweise thierischen Fleisses zu vier, fünf, acht und mehr vereint, alle an Form und Grösse verschieden. Da steht ein zehn Fuss hoher, unregelmässig kegelförmiger Bau auf einer

Basis von mehr als vier Schuh Durchmesser[1]), offenbar älter als das nebenanstehende kleine Bäumchen, das ihn theils überragt, theils bedeckt; seitlich hinter ihm erhebt sich ein anderer etwas niedrigerer, ähnlich in seinen Formen einem von den Wellen des Meeres angefressenen Riffe, und wieder etwas weiter ist, wie ein riesenhafter Lärchenschwamm auf kurzem Stiele, mit zahlreichen grossen und kleinen Höckern bedeckt, ein dritter aufgebaut, während im Vordergrunde mit Gräsern und Kräutern bewachsen ein vierter seiner allmählichen Zerstörung entgegengeht, denn er scheint verlassen und seine frühern Bewohner haben schon wieder ein neues Gebäude zusammengekittet, zwar breit angelegt, aber noch niedrig und von unregelmässiger Gestalt; nicht weit von ihm sind ein paar riesige Kegel erst seit kurzem vollendet, denn ihre Oberfläche ist ziemlich glatt und zeigt noch keine verletzten oder ausgebesserten Stellen.

Einige hundert Schritte davon wiederholt sich ein ähnliches Bild, aber mit mannichfach verschiedenen Formen; so liegen diese Colonien längs des Fusses des Gebirges in lichtern oder dichtern Capoeiras, neben der Strasse, auf cultivirten Feldern, oft dicht neben den menschlichen Wohnungen.

Die Termitencolonien machen einen fast unheimlichen Eindruck; man bemerkt an ihnen nichts von der ewig regen, emsigen, fast fröhlichen Thätigkeit eines Ameisenhaufens. Die felsenhart zusammengekitteten gelblichbraunen Baue stehen todt da und lassen keine Spur von dem Leben durchdringen, das tief in ihrem Innern herrscht, nicht einmal durch eine äussere Oeffnung, die den Bewohnern als Aus- und Eingang dienen könnte, denn blos unterirdische Wege führen zu ihren Wohnungen. Nur wenn eine Verletzung an der äussern Decke des Baues stattfindet, wird dem Beobachter Gelegenheit geboten, die Thätigkeit der Termiten (Cupim) zu belauschen, denn dann beeilen sie sich, durch neue, meist kugelig aufgesetzte Lehmschichten den Schaden auszubessern.

[1]) Von 20 Fuss hohen Termitenhaufen bei einem Umfange von 50—100 Fuss zu sprechen, gehört wol zu den argen Uebertreibungen, wie sie manche Reisende lieben.

Eine ziemlich grosse Höhle bildet das Centrum der Termitenhaufen, von ihr aus verlaufen nach allen Richtungen unzählige, unter sich communicirende, unregelmässige Gänge, deren innere schwärzlichen Wandungen das Gerüste des Baues ausmachen. Dieses Gerüste, oder besser diese mit Röhren oder oft zu Kammern sich erweiternden, unregelmässig durcheinander gewundenen Gängen durchzogene Wand hat je nach der Grösse des Baues eine Dicke von wenigen Zoll bis zu 2 Schuh. Sie ist mit einer $^1/_2$—1 Zoll dicken Lehmschicht überzogen, die bald ziemlich einförmig und glatt, meistens aber mit höckerigen Unebenheiten bedeckt ist; denn überall, wo durch den Einfluss der Witterung oder durch andere Eingriffe die äussere Decke so tief verletzt wird, dass einzelne Röhren blossliegen, werden die schadhaften Stellen von neuem überwölbt, immer aber höher, als sie vor der Verletzung waren. Auch die Vergrösserung des Baues geschieht meistens dadurch, dass die innern Röhren durch die Lehmwand getrieben werden und dann von oben nach unten ein neuer Höcker aufgesetzt wird. Sehr viele Baue sind aber ganz glatt und regelmässig und man bemerkt an ihnen nichts von dieser Art des Ausbaues.

Die äussere Lehmdecke ist ausserordentlich fest. Mir ist es nie gelungen, mit einem guten Mineralienhammer Stücke davon loszubrechen. Um die Richtigkeit der oft gelesenen Angabe, dass diese Decke für eine Flintenkugel undurchdringlich sei, selbst zu prüfen, schoss ich mit meiner trefflichen Büchse auf 40 Schritt Entfernung in die Mitte eines grossen Termitenbaues. Die Spitzkugel durchdrang zwar die Decke, blieb aber in derselben stecken, ohne in die innern Räume zu gelangen.

Sehr oft bauen die Termiten ihre Wohnungen auf Bäume, besonders gern in die gabelige Theilung der Aeste; sie haben hier aber nur einen mässigen Umfang, höchstens mit einem Durchmesser von 8—14 Zoll. Von diesen kugeligen Bauen führen gewöhnlich ein oder mehrere mit Lehm überwölbte Gänge längs des Stammes in die Erde.

Am schädlichsten sind die lichtscheuen Termiten, wenn sie ihren Wohnsitz in der Nähe der menschlichen Wohnungen oder

in diesen selbst aufschlagen, denn sie treiben von demselben ihre gedeckten Gänge zu allem Holzwerk und fressen es von innen aus. Ich habe mehrmals gesehen, wie sie Thür- und Fenstöcke so total ausgehöhlt hatten, dass nur noch eine zwei Linien dicke Holzschicht übrig blieb und das so zerstörte Gerüst jeden Augenblick den Einsturz drohte. Sie höhlen in den Lehmwandungen der Häuser Gänge bis zum Gebälke des Dachstuhles und zerstören es von innen nach aussen.[1])

Einer meiner Bekannten in Rio de Janeiro erzählte mir in vollem Aerger über die Cupim, die ihm seine Wohnung und Möbel beschädigt hatten, dass sie ihm sogar den Siegellack und die Pfropfe seiner Rheinwein- und Bordeauxflaschen im Keller gefressen haben. Sollte wirklich ein derartiger Angriff auf seinen Flaschenkeller stattgefunden haben, so dürfte er wol von viel höher organisirten, schwarzgefärbten Wesen ausgegangen sein.

Bei einbrechender Nacht kehrte ich in die Fazenda zurück und machte in dem elenden Gemache mein Nachtlager zurecht. Nun zeigte sich ein neuer Uebelstand: im nebenanstossenden Cuarto brannte nämlich ein Feuer; sobald ich meine Thür schloss, war mein Gemach mit einem erstickenden Rauche angefüllt; liess ich sie offen, so wurde ich von einer Heerde hungeriger Schweine überfallen, die ich nur mit Mühe von meinem Lager fern halten konnte. Ich zog aber doch diesmal den Rauch den Schweinen vor und schloss die Thür. Trotz der bedeutenden Müdigkeit war indessen vorerst nicht ans Schlafen zu denken. Aus dem nebenanstossenden Cuarto drang ein grässliches Stöhnen, Winseln und Jammern zu mir herüber. Ich war über dessen Ur-

---

[1]) Wie bedeutend die Zerstörungen der Termiten sind, davon gibt Allen's Indian Mail, 5. November 1863 und 7. April 1864 (vergl. Petermann's Mittheilungen 1864, S. 310) ein schlagendes Beispiel. Auf der Insel St.-Helena (wo sich die Termiten, durch Schiffe oder Waaren eingeführt, seit circa 20 Jahren eingebürgert haben), in der kleinen Stadt James-Town haben diese Ameisen sämmtliches Holzwerk der Gebäude vollständig zerstört. Der Schaden nur an Gebäuden wird auf mehr als 40000 Pfd. Strl. geschätzt, ebenso hoch der an Möbeln und Waaren. Ausserdem werden die neu zu erbauenden Häuser das Doppelte der frühern kosten, da man zu Neubauten nur Steine und Eisen anzuwenden gezwungen ist.

sprung nicht im Unklaren, denn mein Camarada hatte mir bei meiner Rückkunft erzählt, dass in dem Nachbargemache eine krummgeschlossene Negerin liege; der Aufseher habe eben noch Holz hineingetragen und die Stricke fester angezogen. Was nützten alle die traurigen Reflexionen, die die entsetzlichen Klagetöne des unglücklichen Weibes in mir hervorriefen? Helfen konnte ich nicht. Der Fazendeiro hatte sich schon längst schlafen gelegt und ich konnte daher bei ihm nicht mehr ein Wort für die Gefangene einlegen (apadrinhar) und war nun gezwungen, den ununterbrochenen Ausdruck eines qualvollen Schmerzes anzuhören. Wäre der Regen nicht in Strömen heruntergestürzt, ich wäre keine Minute länger in dem Gemache geblieben. Endlich siegte die Müdigkeit; aber nach kurzem Schlummer wurde ich durch ein unangenehmes Kratzen im Gesichte aufgeweckt und hörte rings um mich ein lebhaftes Rasseln. Bald war eine Wachskerze aus der bereit liegenden Satteltasche gezogen und angezündet. Das plötzliche Licht erschreckte für einen Augenblick ein paar Dutzend riesenhafter Ratten, die sich das Gemach zu ihrem nächtlichen Tummelplatze ausgewählt hatten. Einige glotzten mich verdutzt an, andere rannten gegen das Licht, wieder andere suchten sich in verschiedenen Richtungen zu verstecken und es gab einen Augenblick lang ein heilloses Durcheinander. Nur zu bald kamen diese Eindringlinge wieder zur Besinnung und fanden es wahrscheinlich zweckmässiger, sich durch das schwache Licht nicht beirren zu lassen und in ihrem begonnenen Zerstörungswerke fortzufahren. An zwei meiner Lederkoffer (canastras) hatten sie schon die Ecken angefressen und das Riemenzeug meines Sattels und Zaumes an verschiedenen Stellen angegriffen. Das war mir doch zu bunt und ich fühlte mich veranlasst die Offensive zu ergreifen. Ich rollte mein Bett zusammen, setzte je zwei Koffer aufeinander, postirte mich, mit einer langen Hetzpeitsche versehen, auf das eine Paar derselben und wehrte nun die unverschämten Angriffe ab. Es war halb zwei Uhr. Natürlich musste auf den Schlaf Verzicht geleistet werden. Meine Vorkehrungen hatten zum Theil die gewünschte Wirkung, die Koffer wurden wenigstens verschont. Zwar fehlte es

nicht an kecken Versuchen sich ihnen zu nähern, aber die Peitsche flösste doch meinen impertinenten Gegnern einigen Respect ein. Wenn ich die eine oder andere Ratte durch einen wohlgezielten Hieb traf, so schnaubte, pfauchte und pfiff sie ganz empört, ja einzelne sprangen mit gesträubten Haaren nach der Peitsche. Einige verloren sich, während wieder andere mit wunderbarer Behendigkeit längs der Dachbalken herunterrannten. Diese bewegte Scene wurde fortwährend von dem herzzerreissenden Winseln der gefesselten Sklavin begleitet. Nach zwei langen Stunden gab ich meinem Camarada das verabredete Zeichen, die Thiere von der Weide zu holen. Mit Tagesanbruch sattelten wir auch und verliessen dieses traurige Nachtquartier.

Nach anderthalbstündigem, zum Theil ziemlich steilem Bergansteigen erreichten wir den Kamm der *Serra da Manqueira.* In frühern Zeiten war der Uebergang über diesen Gebirgszug sehr verrufen, da kecke Wegelagerer und selbst ganze Räuberbanden ihn im hohen Grade unsicher machten. Sie führt ihren Namen von den dort verübten Mordthaten. Man hat in der Nähe der ehemaligen alten Strasse viele Reste von menschlichen Skeleten und Sättel, deren Leder vermodert und durch deren hölzerne Gestelle schon Bäume durchgewachsen waren, gefunden. Auch in neuerer Zeit wurden auf dieser Strasse mehrmals Angriffe auf das Leben und die Sicherheit der Vorüberziehenden gemacht; im ganzen kann man aber den Weg jetzt einen durchaus sichern nennen. Das zweite Drittel der Strasse ist mit besonderer Sorgfalt angelegt, war aber, wie die ganze Strecke, schlecht unterhalten. Rechts vom Wege, ungefähr eine halbe Stunde, ehe man die Höhe erreicht, befindet sich eine Mauer aus Steinplatten, sie ist von zwei Röhren durchbrochen, die ihr klares Wasser in einen steinernen Trog ergiessen. Wäre es nur auch so frisch als es klar ist. Gegenüber sind ein paar Palmen angepflanzt und etwas höher ein zweiter aber einfacherer Brunnen angelegt.

Auf der ganzen Strecke zwischen Juiz de fora und Barbacena verkehren während der trockenen Jahreszeit Wagen, sowol für Passagiere als den Waarentransport.

Auf dem Kamme des Gebirges empfing uns ein schneidender

kalter Wind, den aber ein herrlicher Rückblick auf einen grossen Theil der in den verflossenen Tagen durchreisten hügeligen Waldgegend mit duftig blauen Gebirgen im Hintergrunde bald vergessen machte.

Die erste Strecke beim Hinuntersteigen der Serra ist nichts weniger als gut. Ich begegnete hier einigen mit Waaren beladenen Wagen; die armen zahlreich vorgespannten Maulthiere mussten sich furchtbar abquälen, um dieselben in grossen Pausen nur wenige Schritte weiter zu ziehen. Unfern davon belustigten sich einige Prachtexemplare vierbeiniger Esel; es waren Zuchthengste einer benachbarten Fazenda. Grosse Tropas von Maulthieren zogen vorüber; sie waren alle mit Baumwollstoffen beladen. Diese groben Stoffe werden in verschiedenen Municipien der Provinz, besonders auch in Pitangui aus einheimischer Baumwolle gewoben und in der Reichshauptstadt sowie in den Plantagen der Provinz Rio de Janeiro theils zu Segeln kleiner Barken, theils zu Sklavenkleidern und Kaffeesäcken gern gekauft. Die Maschinen zum Entkörnen der Baumwolle sind hier noch sehr primitiv und ähnlich den einfachen Kartoffelquetschen, wie sie auf vielen Gütern Deutschlands gebräuchlich sind und nur aus zwei hölzernen, gegeneinander sich drehenden glatten Walzen bestehen und durch eine Kurbel in Bewegung gesetzt werden. Bei den Entkörnungsmaschinen für den Gebrauch kleiner Familien haben diese Walzen nicht mehr als einen Zoll Durchmesser.

Nachdem man vom Kamme der Serra etwa $1^1/_2$ Stunden wenig steil herabgestiegen ist, gelangt man beim Rancho novo de Nascimiento auf eine sehr gut gebaute Strasse. An einem Graben neben einem kleinen Rancho bemerkte ich eine wunderschöne Weide. Ich erwähne nur deshalb dieses unbedeutenden Umstandes, weil es auf den europäischen Reisenden einen ungemein wohlthuenden Eindruck macht, wenn er plötzlich mitten unter der fremdartigen Tropenvegetation einer Baumform mit heimischem Charakter begegnet.

Zwei Legoas hinter Rancho novo beginnt die Landschaft den Camposcharakter anzunehmen. Links vom Wege ist hügeliges Weideland, rechts liegen noch Waldungen, in denen die

Araucaria durch zahlreiche, zum Theil sehr schöne Exemplare vertreten ist. Es gibt selten einen Waldbaum, der einen so wenig specifisch ausgebildeten Charakter trägt, wie die brasilianische Araucaria. Bald ist der Baum von unten auf gleichförmig beastet, oft ist er pyramidenförmig, zuweilen candelaberartig, indem nur wenige nackte Aeste fast horizontal vom Stamme weg ragen, oder dieser ist astlos und nur am Gipfel von einer breiten Krone überwölbt; kurz, seine Formen wechseln auf das mannichfaltigste. Charakteristisch sind nur die nackten Aeste, die an ihrer Spitze die mit breiten, lanzettförmigen Nadeln besetzten Zweige tragen. Mit keinem europäischen Nadelholze hat die Araucaria so viele Aehnlichkeit als mit der österreichischen Schwarzföhre.

Ein infolge von Unterwaschungen vor kurzem vom Wegabhange heruntergestürzter Termitenhaufen machte den Weg fast unwegsam; auf den Trümmern wimmelte es von dessen obdachlosen Bewohnern, die emsig den Wiederaufbau begannen. Sie waren meistens blind, mit weisslicher Brust und breitem, grauem, ausserordentlich weichem Leibe. Die sehenden Termiten waren in geringer Anzahl, sie haben ebenfalls einen grauen Leib, aber einen grossen, gelbbraunen Kopf.

Dicht neben dieser Ruine stand der Wurzelstock einer umgehauenen Araucaria, aus dem sieben junge Exemplare, schon zu einer Höhe von vier Fuss angewachsen, ausgetrieben hatten.

Ein Zwischenfall nöthigte mich, in einer Venda halt zu machen, da, wo in frühern Zeiten auch eine der lästigen Zollschranken stand (Registro velho). Mein freigehendes Maulthier hatte sich nämlich einer Truppe halbwilder Stuten einer naheliegenden Fazenda angeschlossen und war mit ihnen in sausendem Galop querfeldein gestürmt. Ich konnte mich also thatsächlich überzeugen, dass der Schmied in Juiz de fora recht hatte, als er mir versicherte, dass durch seine Operation das Thier vollständig geheilt sei. Während mein Camarada hinter der wilden Jagd herkeuchte, wartete ich auf seine Rückkehr und liess ein eben losbrechendes Gewitter vorüberziehen. Im Walde, dem Häuschen gegenüber, gröhlte ein Brüllaffe in seinen gurgelnden Tönen, indem er höchst unruhig auf seinem Baume auf- und

niederkletterte. Sobald die ersten Tropfen fielen, versteckte er sich in das dichteste Laubwerk und verhielt sich nun mäuschenstill. Dieser Affe ist immer vor dem Ausbruche eines Gewitters äusserst unruhig und vernachlässigt dann auch die gewohnte Vorsicht seinen Feinden gegenüber. Er scheint nur auf den Einen Punkt bedacht zu sein, nicht nass zu werden. Ich habe nie leichter Brüllaffen geschossen als in solchen Momenten. Einige andere Affengattungen (Lagothrix, Ateles, Callitrix) theilen diese Eigenthümlichkeit mit ihm.

Nach mehrstündigem Warten erschien endlich der Camarada mit dem Maulthiere. Einige berittene Neger hatten ihm geholfen es einzufangen; er fand, dass fernere Schonung des Thieres unnöthig sei und ritt es nun bis zu nächsten Station. Nach einem halbstündigen Ritte erblickten wir von einem Bergrücken die Stadt *Barbacena*, die bald hinter wellenförmigem Terrain verschwand, und erst dann wieder sichtbar wird, wenn man ihre Hauptstrasse betritt. Am nördlichen Ende derselben fand ich ein sehr gutes Unterkommen bei einem alten freundlichen und gefälligen Römer; er hatte in frühern Jahren in Ouro-Preto einen Gasthof inne, aber wegen schlechter Geschäfte und des unfreundlichen Klimas es vorgezogen hier sein Glück zu versuchen.

Barbacena zählt zu den grössten Städten der Provinz Minas geraes, was nicht gerade viel heisst, denn sie hat nur 1000 Einwohner in circa 230 Häusern, die zwei unter rechtem Winkel sich treffende Strassen bilden. An ihrem Vereinigungspunkte steht die Hauptkirche, die Igreja da Nossa Senhora da Piedade, deren Vollendung in das Jahr 1755 fällt. Sie ist eine der bessern der Provinz, aber wie die meisten brasilianischen Kirchen ohne irgendeinen architektonischen Werth. Fast alle sind nach der nämlichen Schablone gebaut und zeigen eine schmale Front bei ziemlicher Tiefe, zwei Glockenthürme, die gewöhnlich ungefähr ebenso viel über die Kirche emporragen als diese hoch ist, also ziemlich niedrig sind. Die Frontverzierungen sind fast immer ohne Geschmack und ohne Kunst und beschränken sich auf Rondellen, einfache Gesimse u. dergl. Sobald eine Kirche vollendet ist, glaubt man genug gethan zu haben. Für die Erhaltung der-

selben geschieht blutwenig. Auch die Hauptkirche von Barbacena leidet unter diesem Systeme der Vernachlässigung. Die Thüren sind geschwärzt, der Bewurf der Aussenseite bröckelt ab, an den Glockenfenstern wuchern Gesträuche. Die Thurmuhr zeichnet sich durch die Langsamkeit aus, mit der sie die Stunden schlägt, da zwischen je zwei Schlägen immer 30 Secunden verstreichen. Neben der Plateforme vor der Kirche stehen zwei Weiden mit niedrigem, ziemlich dickem Stamme und wundervoller Krone.

Der Bau einer zweiten stattlichen Kirche, Igreja da boa morte, wurde im Jahre 1815 begonnen, ist aber bis heute noch nicht vollendet. Eine Kapelle in nicht besonders baulichem Zustande steht am Marktplatze, und eine etwas bessere, Capella de N[a]. S[a]. do Rosario, befindet sich am nördlichen Ausgange der Stadt, dem Gasthofe gegenüber. Die Häuser sind im ganzen genommen hübsch und freundlich. Fast ein jedes hat auf seiner Rückseite einen Obst- und Gemüsegarten (Quintal). Das Stadthaus hat durchaus nichts Ausgezeichnetes.

Die ausserordentlich grosse Zahl von Kauf- und Kramladen lässt auf einen sehr bedeutenden Handelsverkehr schliessen und doch sind die Strassen ohne Leben und Bewegung. An Sonn- und Feiertagen, wenn die Landbevölkerung zur Stadt kommt, um ihre Einkäufe zu machen, mag sich das Verhältniss anders gestalten. Wichtig ist jedenfalls die Stadt als Stapelplatz für die Agricultur- und Industrieproducte des Innern und der europäischen Importartikel aus Rio de Janeiro. Auch durch die neue Strasse der Compagnie União e Industria gewinnt sie von Jahr zu Jahr an Bedeutung.

Die Stadt verdankt ihren Ursprung den Jesuiten. Das Quellengebiet des Rio novo war im vorigen Jahrhundert von den Purisindianern bewohnt. Die Jesuiten sammelten sie in einer Aldea dicht am Flusse und gaben ihr den Namen Borda dos Campos, dann bauten sie auf dem Rücken des Berges, an dessen Fusse sich der Rio dos Mortes hinzieht, die jetzige Hauptkirche. Um diese Kirche, Igreja nova, bildete sich bald ein rasch sich vergrössernder Ort, der im Jahre 1752 unter dem Namen *Parochia*

da Igreja nova zur Pfarrei erhoben wurde. Infolge einer Rundreise des Visconde de Barbacena Luis Antonio Furtado de Mendoza durch Minas geraes erhielt der Ort, der sich des besondern Wohlgefallens des Gouverneurs zu erfreuen hatte, den Rang eines Marktfleckens (Villa) unter dem Namen Barbacena. Durch kaiserlichen Brief vom 17. März 1823 wurde ihr der Ehrentitel „edel und treu“ (nobre e leal villa de Barbacena) verliehen. Ein Provinzialgesetz vom 9. März 1840 endlich gab ihr den Titel und Rang einer Stadt.

Barbacena hat gute öffentliche Schulen, ein vorzüglich eingerichtetes Spital, mehrere tüchtige Aerzte und vier Apotheken. Das Klima ist vortrefflich und gehört zu den angenehmsten in Brasilien. Der Sommer ist nicht übermässig heiss und die Wintermonate sind kühl und erfrischend. Nach v. Eschwege liegt Barbacena 3530 Fuss über M.

Die Stadt war am Abende belebter als am Tage. Bis Mitternacht zogen Scharen von Farbigen singend durch die vom vielen Regen mit schuhtiefem Kothe bedeckten Strassen. Sie begleiteten ihren wilden Gesang mit Handtrommeln und führten Tänze auf, die mich lebhaft an die Indianertänze erinnerten. Man sagte mir, dass diese Aufzüge zur Verherrlichung des Festes der heiligen drei Könige veranstaltet werden.

Am folgenden Tage gab ich meine Empfehlungsbriefe ab und erfreute mich überall der vortrefflichsten Aufnahme. Von ganz besonderm Interesse war mir dabei die Bekanntschaft eines ausgezeichneten Mannes, des Dr. Camillo Maria Ferreira Armond. Dr. Camillo genoss seine Erziehung in Europa und studirte in Paris Medicin. Nach achtjähriger Abwesenheit in sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er von den traurigen Zuständen, die er dort fand, aufs tiefste ergriffen und die Unmöglichkeit, zur Besserung derselben wesentlich beitragen zu können, machte ihn zum vollständigen Misanthropen. Er beschäftigte sich nun fast ausschliesslich mit Naturwissenschaften und sammelte ein Herbarium von mehr als 3000 Pflanzenspecies. Als in den vierziger Jahren die bekannte freisinnige Bewegung in Minas zum Ausbruche kam, schloss er sich derselben an und wurde, als sie

durch Militärgewalt unterdrückt wurde, flüchtig. Während dieser Zeit zerstörten die Würmer sein Herbarium.

Nachdem durch kaiserlichen Gnadenact die Theilnehmer an der Revolution begnadigt worden waren, wählte Dr. Camillo Barbacena zu seinem Aufenthaltsorte und übte dort die ärztliche Praxis aus. Er war der angesehenste und gesuchteste Arzt der ganzen Gegend, konnte sich aber seiner Praxis nicht vollständig hingeben, da Privatverhältnisse und besonders der Besitz einer grossen Kaffeeplantage am Parahyba ihn anderweitig sehr in Anspruch nahmen. In letzter Zeit beschäftigte er sich mit der Leitung des Baues und der Einrichtung des Spitals, zu dessen Herstellung sein Oheim die nöthigen Fonds testamentarisch vermacht hatte. Es ist mit den meisten Bequemlichkeiten versehen, die eine solche Anstalt bedarf, hat 150 Betten, aber hinreichend Raum, sie auf 200 zu vermehren. Die feierliche Eröffnung der Anstalt hatte zwei Tage vor meiner Ankunft stattgefunden.

Den Abend brachte ich im Familienkreise des Dr. Camillo zu. Er stellte mir seine vier Töchter vor, die sich je zwei und zwei am Klavier mit einer Fertigkeit und einer Präcision producirten, die sowol ihrem Fleisse und Talente als auch dem Eifer ihres Meisters zu aller Ehre gereichten. Der Musiklehrer ist ein Deutscher Namens Nolte. In mehrern Familien hörte ich mit ungetheiltem Lobe über ihn urtheilen.

Ich hatte meine Reise nach dem Innern mit manchen Vorurtheilen, wie man sie so oft aus Reisebeschreibungen schöpft, angetreten. Unter diese gehört auch die von mehrern Reisenden wiederholte Behauptung, dass die Brasilianerinnen von ihren Männern in der strengsten Clausur gehalten werden und es Fremden nie oder doch nur höchst selten vergönnt sei, die Frau des Hauses zu sehen. Ich war daher in Barbacena einigermassen überrascht, als ich überall, wo ich Empfehlungsbriefe abgab, von den betreffenden Herren auch ihren Damen vorgestellt wurde. Wie in Barbacena fand ich es mit äusserst seltenen Ausnahmen überall auf meinen Reisen in Mittel- und Südbrasilien und habe sehr viele angenehme Stunden im engern Kreise brasilianischer Familien in Städten, Dörfern und auf einsam liegenden Fazendas

verlebt. Ich möchte daher wol der Vermuthung Raum geben, dass im allgemeinen die Schuld an den Reisenden selbst liegt, wenn sie im Innern des Landes bei brasilianischen Familien vom Verkehre mit den Frauen ausgeschlossen werden.

Dr. Camillo erzählte mir, dass vor 40 Jahren sein Grossvater Weizenmehl nach Rio de Janeiro ausgeführt habe; heute wird von Rio aus amerikanisches und österreichisches Weizenmehl nach Barbacena eingeführt. Die Weizencultur wurde hier vorzüglich wegen des alljährlich wiederkehrenden, sehr zerstörenden Brandigwerdens des Getreides aufgegeben. Es wird nur noch in geringer Ausdehnung eine schwarze Varietät aus Nordamerika gebaut, die an diesem Uebel nicht leidet; ihr Mehl ist aber von geringer Qualität. Flachs soll ziemlich viel gebaut werden und ausgezeichnete Erträgnisse liefern.

Auf den französischen Reisenden Castelneau war Dr. Camillo, wie die meisten gebildeten Brasilianer, die mit ihm in Berührung kamen, nicht gut zu sprechen. Aehnlich fand ich es auf der Westküste Südamerikas. Am meisten schienen ihn Castelneau's Angaben zu verdriessen, dass die Brasilianer selten lesen und schreiben können. Thatsache sei es, dass sogar der grösste Theil der freien farbigen Bevölkerung in Brasilien lese und schreibe, überhaupt der Elementarunterricht in Brasilien so gut wie möglich bestellt sei und sicherlich ein verhältnissmässig weit grösserer Procenttheil der brasilianischen Jugend die Schulen besuche, als dies in Frankreich der Fall sei. Darin hat Dr. Camillo auch vollkommen recht. Aus einer grossen Zahl von Rechenschaftsberichten der Präsidenten der Provinzen habe ich die statistischen Angaben über den Schulbesuch zusammengestellt und das Mittel der Schulfrequenz mit dem nach französischen officiellen Angaben verglichen und es zu Gunsten Brasiliens gefunden.[1])

Unter den Fellen, die den Fussboden des Wohnzimmers zierten, fiel mir neben der Haut einer riesenhaften Fischotter (Aridanha) ganz besonders die einer Unzenart auf, die sich durch einen starken schwarzen Rückenstreif und grosse lichte, von kleinen

[1]) Vergl. S. 145—149.

schwarzen Fleckchen gebildete Kreise so sehr von der gewöhnlichen Unze (pintada) unterscheidet, dass man versucht ist, sie als eine eigene Species zu betrachten. Das Fell stammte aus dem Sertão d'Oberava in der Provinz Matto grosso.

Spät trennte ich mich von meinem freundlichen Wirthe. Einige Jahre nachher (März 1861) wurde er in den persönlichen Adelstand erhoben und führt nun den Titel Barão de Prados.

Ein wichtiges Geschäft hielt mich noch in Barbacena zurück. Meine petropolitanischen Packsättel waren nämlich dort so schlecht gearbeitet, dass, trotz der Reparatur in Parahyba, an ein Weiterreisen mit denselben nicht zu denken war. Sie hatten meine Lastthiere schon vielfach gedrückt und gescheuert; eins von ihnen war infolge dessen schon dienstuntauglich geworden. Ich war daher sehr froh, dass der alte Römer sie mir um den halben Preis abkaufte. Für dieses Geld erhielt ich einen der grossen Packsättel (Cangalhas), wie sie die Tropeiros immer gebrauchen und die für lange Reisen die einzig zweckmässigen sind. Unter meinen Maulthieren besass ich ein sehr stattliches Lastthier, das sich aber während der zehntägigen Reise durchaus nicht bewährt hatte; es war mir daher sehr daran gelegen, es auf irgendeine Weise ohne grossen Verlust los zu werden. Glücklicherweise fand sich ein Tropeiro, der sich zu einem Tausche geneigt zeigte. Er liess mir unter sechs seiner Thiere die Wahl.

Da ich bemerkte, wie sehr ihm, durch das Aeussere verleitet, daran gelegen sei, in den Besitz meines Thieres zu gelangen, forderte ich, dass er mir das auszuwählende Thier sammt dem Packsattel, an den es gewöhnt war, überlasse. Nach vielem Hin- und Herreden willigte er ein; ich traf nach genauer Untersuchung die Wahl und hatte später alle Ursache zufrieden zu sein. Bei solchen Geschäften ist überall die grösste Vorsicht nöthig, ganz besonders aber mit Brasilianern. Gewöhnlich zieht der Fremde den kürzern. Wenige Tage später ging es mir auch so. Ein neuer Camarada bis Ouro-Preto war bald gefunden. Es war ein freier Neger, der sein eigenes Thier ritt. Ich bezahlte ihm 4 Patacas (1320 Reis, nicht ganz 4 Franken) den Tag.

Ausser mir befand sich im Gasthause ein zweiter Reisender,

ein französischer Mascate, aus Pitangui, einem Städtchen im Norden der Provinz. Wie man früher in Deutschland fast in jedem Gasthofe Weinreisenden und andern Musterreitern begegnete, so trifft man im Innern Brasiliens in den Vendas, Herbergen, und auf Fazendas am häufigsten die Mascates.

Der *Mascate* ist ein Hausirer, der mit Uhren, Bijouteriegegenständen, Broderien und Luxusstoffen besonders für Damentoilette von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Fazenda zu Fazenda zieht. Dieser Hausirhandel (Mascateação) ist grösstentheils in den Händen von Franzosen, und zwar von elsasser Juden, vorzüglich der mit Uhren und Bijouterien. Sie beziehen ihre Waaren von Importhäusern in Rio de Janeiro mit Zahlungsfrist von 6—9 Monaten und verkaufen sie im Innern gegen baar, in der Provinz Rio de Janeiro aber, oder in den Rayons, die sie öfter besuchen, und bei sichern Zahlern ebenfalls gegen Termine. In frühern Jahren war dies Geschäft sehr lucrativ. Die Hausirer verlangten und erhielten enorme Preise für ihre Waaren. Eine übermässige Concurrenz sowol der Mascates selbst als auch der Importhäuser verschlechterte es indessen immer mehr und mehr, was besonders letztere durch Zahlungseinstellungen, Flüchtigwerden der Schuldner u. s. f. sehr empfindlich fühlen.

Es gibt allerdings unter den Mascates manchen rechtlichen und ehrenwerthen Mann, im Durchschnitt aber darf ihnen nicht gerade das Prädicat reeller Handelsleute ertheilt werden. Ich habe auf meinen Reisen unter ihnen solche getroffen, die füglich mit den kecksten und abgefeimtesten Gaunern, die je Bekanntschaft mit der Zuchtpolizei gemacht haben, concurriren können.

Ein Hauptvorwurf, der den Mascates gemacht wird, ist Betrug mit Uhren und Bijouterie, indem sie, entweder auf Unkenntniss der Käufer fussend oder ihr Vertrauen misbrauchend, ihnen falsches oder sehr niedrig karätiges Gold für gute Waare geben und sie theuer bezahlen lassen. Die so geschickte französische Industrie erleichtert ihnen meistens ihre Betrügereien.

Misbrauch der Gastfreundschaft besonders durch unsittlichen Umgang mit Sklavinnen oder durch Intriguen mit Familiengliedern wird ihnen ebenso oft vorgeworfen. Sie sind daher im

ganzen sehr ungern gesehene Gäste in den Fazendas, aber mit echt jüdischer Unverschämtheit lassen sie sich durchaus nicht beirren, wenn ihnen auch barsch die Thür gewiesen wird, sie wissen, dass ihre Zudringlichkeit sie zuletzt doch öffnet.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Mascates mit eine Hauptursache der in neuerer Zeit einigermassen verminderten Gastfreundschaft der Mineiros sind, denn ein fremder Reisender, der mit leicht beladenen Maulthieren bei einer Fazenda vorreitet und um Aufnahme ersucht, wird gewöhnlich für einen Hausirer gehalten. Einigemal begegnete es mir, dass ich von Fazendeiros, deren Gastfreundschaft ich in Anspruch nehmen musste, zuerst mit schelen Blicken gefragt wurde, ob ich ein Mascate sei und mir erst nach Verneinung der Frage ein freundliches Entgegenkommen zutheil wurde.

Es ist leicht begreiflich, dass die Mascates häufig mit den durch sie an ihrem Geldbeutel geschädigten oder in ihren Hausrechten verletzten Fazendeiros in böse Collision kommen und ihrer Rache verfallen, die sehr oft nur durch die Ermordung des Hausirers befriedigt wird. Die Zahl der alljährlich erschlagenen Mascates ist nicht ganz gering. Beraubung ist in den seltenern Fällen Motiv des Mordes.

Ich muss hier bemerken, dass mein Tischgenosse im Gasthause des alten Römers jedenfalls zu den honettesten seiner Klasse gehörte. Er war kein Jude, aber ein gebildeter, ernster Mann, der mir durch seine langjährigen Erfahrungen manchen nützlichen Wink in Betreff des Reisens in dieser Provinz geben konnte. Der junge Franzose, der in meinem ersten Nachtquartiere so geschickt Mäuse fing, bereiste für ihn den Süden der Provinz.

Ein äusserst schlecht gepflasterter Weg führt von Barbacena in das nördliche Thal und von diesem bergauf, bergab, besonders steil von der Thalsohle, in der die Fazenda *Riberão* liegt, ohne bedeutende Abwechslung bis zum Rancho von *Resaquenho*, wo mich ein heftiger Regen nöthigte Nachtquartier zu nehmen. Eine Legoa hinter Barbacena wird der rothe zähe Lehm, der bisher, besonders wenn er von stetem Regen ganz durchweicht ist, ein so unangenehmer Begleiter des von Süden kommenden Reisenden

ist, durch einen weisslich-grauen Letten ersetzt, den ich auch anstehend beobachtete. Die Camposnatur tritt mehr in den Vordergrund. Ich traf zum ersten male hier den für diese Region charakteristischen *Erd-* oder *Campospecht* (Picus campestris), der mich lebhaft an den in seiner Lebensweise ihm so nahe verwandten *Felsenspecht* (Cercolaptes rupicola) der peruanischen Hochebenen erinnerte.

Wald wechselt mit schönem Weideland; während der drei Legoas sah ich nur ein ganz kleines bebautes Feld; es war mit Kartoffeln und Mais bestellt, aber mitten drin zwei mächtige Termitenhaufen. Viehzucht, für die die klimatischen und Bodenverhältnisse sehr günstig sind, wird hier in grossartigem Massstabe betrieben. Das Rindvieh von portugiesischer Abstammung hat sich durch den freien Weidegang vortrefflich entwickelt und ist nach seinem Körperbau dem des Mutterlandes weit vorzuziehen; es ist sehr gross, wohlgeformt, von feinen Knochen, falb oder gelb und weissscheckig. In seiner Kopfbildung ähnelt es sehr den ungarischen Pusztarindern. Das Auge ist lebhaft, feurig, die Hörner sind ausserordentlich stark entwickelt, bei den Ochsen besonders an der Basis sehr dick und mit seltenen Ausnahmen nach vorn gerichtet. Von den drei Haupteigenschaften als Nutzvieh besitzt es zwei. Es hat nämlich grosse Mastfähigkeit und gibt ausgezeichnetes Zugvieh ab. Als Milchvieh ist es aber desto schlechter, wie im allgemeinen Kühe, die ohne besondere Pflege jahraus jahrein auf natürliche Weiden angewiesen sind. Ich habe öfters in Fazendas gesehen, wie neumelkende Kühe höchstens einen halben Kürbistopf voll Milch (noch kein preussisches Quart) gaben; ich habe aber auch wiederholt Gelegenheit gehabt mich zu überzeugen, dass die Kühe des nämlichen Schlages bei sorgfältiger Behandlung und reichlicher Fütterung einen mehr als mittelmässigen Milchertrag lieferten.

Von der Milch wird in den meisten Fazendas nur ausnahmsweise etwas Butter gemacht; der grösste Theil wird zur Bereitung von fetten Käsen, den sogenannten Quejos de Minas, verarbeitet. Die Brasilianer schätzen dieselben sehr hoch und ziehen sie den europäischen vor. Sie essen sie gewöhnlich mit Rapadura

(stark eingekochtem Zuckerrohrsaft, der in viereckige Kuchen geformt wird), oder mit Melado (Zuckerrohrsirup). Jung schmeckt dieser Käse topfenartig und fade; im allgemeinen ist er wenig schmackhaft, da er nicht hinreichend gesalzen wird; nur mit besonderer Sorgfalt bereitet und ganz durchgereift, kann er wohlschmeckend genannt werden.

Das Schlachtvieh wird in halbfettem Zustande auf den Markt von Rio de Janeiro getrieben. Dort kommt es aber durch die lange Reise bei drückender Hitze gänzlich ermattet, und da es auf dem langen Wege meistens nur spärliche und schlechte Weide findet, ausgehungert, gewöhnlich in erbärmlichem Zustande an und wird gleich zur Schlachtbank geführt. Deshalb ist auch das Rindfleisch in der Hauptstadt in der Regel sehr schlecht. Ganz ausgemästetes Vieh würde die Reisestrapazen nicht ertragen.

Bei einem rationellen Gebaren könnte sich der Wohlstand jener Gegenden, die ausschliesslich oder doch hauptsächlich auf Viehzucht angewiesen sind, ausserordentlich heben. Leider ist nicht die geringste Aussicht vorhanden, dass die Fazendeiros von ihrem bequemen Schlendrian abgehen werden.

Kurz ehe ich Resaquenho erreichte, begegnete mir der Kurier, der je den fünften Tag von der Provinzialhauptstadt nach Rio de Janeiro abgeht. Ein uraltes, abgetriebenes Maulthier, das fast alle funfzig Schritt zusammenstürzte, trug das Postfelleisen. Hinter ihm ritt ein zerlumpter Mulatte, in der rechten Hand eine etwa zwei Klafter lange mit einer scharfen eisernen Spitze versehene Stange. Mit diesem Marterinstrument trieb er unaufhörlich den ermatteten Schimmel zum Trabe an, während er sein Maulthier, ebenfalls eine Mula, die ihrem Lebensende nahe schien, die grossen Sporen in die Seite hieb, dass das Blut herunterrann.

Tropeiros hatten den Rancho, in dem ich übernachten sollte, schon vor meiner Ankunft besetzt; ich erhielt aber doch noch ein elendes Lehmgemach zu meiner Verfügung. Es war hier eine ekelhafte Schweinewirthschaft und selbt ein genuesischer Gipsfigurenhändler, der sich zu mir an den Tisch setzte, fand,

dass die Unreinlichkeit denn doch zu gross sei. Auf seinem Bret, das er trotz glühender Sonnenstrahlen und tropischer Regen nach seiner Landessitte tagtäglich auf dem Kopfe bis weit ins Innere der Provinz trug, figurirten zwar weder Tasso noch Dante, oder Petrarca, wohl aber Pio nono, Garibaldi und alle möglichen Heiligen. Er erzählte mir, dass er leichter zwanzig Heilige und ein halb Dutzend Garibaldis an den Mann bringe als einen Santo Padre, dass er indessen Ursache habe mit seinem Geschäfte zufrieden zu sein.

Eine halbe Legoa hinter Resaquenho führt der Weg über eine Brücke, die ein recht anschauliches Bild gab, auf welche unverantwortliche Weise in Brasilien sogar die bedeutendsten Hauptstrassen vernachlässigt werden. Diese Brücke war nämlich in einem so jämmerlichen Zustande, dass bei einer Breite von circa acht Fuss an manchen Stellen kaum noch fünf Zoll gesundes Holz waren, auf das die Maulthiere hintreten konnten, ohne durchzubrechen. Bei Flussübergängen wird in Brasilien ein höchst eigenthümliches System beobachtet. Man baut eine hölzerne Brücke und benutzt dieselbe gewöhnlich, ohne sie irgendeiner Reparatur zu unterziehen, so lange, als noch ein Maulthier, wenn auch mit der grössten Gefahr, darübergehen kann. Ist sie endlich ganz faul und unbrauchbar, so sucht ein Tropeiro eine Furt und treibt seine Thiere durch das Wasser; seinem Beispiele folgen andere. Am Ein- und Ausgange dieser Furt entstehen durch das Zusammenkneten des feuchten Bodens durch die Maulthiertritte sogenannte Atoleiros oder Morastplätze. Mit der Zeit werden diese so tief, dass sie die Thiere ohne die höchste Gefahr gar nicht mehr passiren können. Ist in der Nähe keine zweite oder dritte Furt zu finden, so wird endlich wieder eine Brücke gebaut und der nämliche Turnus beginnt von neuem. Wenn aber der Fluss zu tief und zu reissend ist, als dass man eine Furt benutzen könnte, dann reparirt der Tropeiro mit seinen Treibern die Brücke nothdürftig; es genügt ihm natürlich, seine eigenen Thiere in Sicherheit hinüberzubringen, ein anderer mag sich ebenfalls um die seinigen bekümmern. Wehe aber dem einzelnen Reisenden, der keine Hülfe hat, um eine solche Brücken-

reparatur vorzunehmen; er kommt in die peinlichste Verlegenheit und büsst oft nutzlos mehrere Tage ein. Ein solcher provisorischer, elender Zustand dauert oft jahrelang, gewöhnlich so lange, bis ein Deputirter, sei es zu seinem eigenen Vortheile, oder aus uneigennützigem Interesse für den Bezirk, den er vertritt, beim Provinziallandtage seine klagende Stimme erhebt, damit Geld zum Neubau der Brücke votirt wird.

Bergan, bergab, bald durch bewaldete Thäler, bald über camposartige Höhen führt der Weg bei der hübschen Fazenda *Garandahy* und eine gute Legoa weiter bei *Taipas* mit seinen ärmlichen verfallenen Gebäuden vorbei nach dem *Rancho de Engenho,* wo ich Quartier nahm. Bald hernach langte ein Herr mit zwei Damen und vieler Dienerschaft an; ich konnte daher zufrieden sein, vor dieser Gesellschaft Besitz von einem Nachtlager genommen zu haben, denn sonst wäre ich ohne Unterkunft geblieben.

Bei einer Abendexcursion in der Umgegend fand ich zwei grosse Termitenbaue von schwarzen Ameisen bewohnt, sie hatten ziemlich oben zwei weite senkrechte Eingangsröhren; innen waren sie hohl. Ob diese Ameisen die Termiten aus ihrem Baue vertrieben, oder ob sie nur Besitz eines schon verlassenen Termitenhauses genommen, konnte ich nicht ermitteln, jedenfalls hatten sie die von den Termiten gebauten Zellen und Gänge zerstört und das Material aus dem Baue getragen, um sich nach ihrer Art einzurichten.

Die blühenden Sträucher fand ich hier überall mit Tausenden von Chauliognathus sellatus bedeckt. Es war gerade die Paarungszeit dieser Käfer. Ich sammelte nicht weniger als 22 auffallend verschiedene Varietäten, die meistens Form und Grösse der schwarzen Flecken auf den weichen, gelben Flügeldecken betrafen.

Abends kam der Besitzer der Fazenda, Senhor Firmin, nach dem Rancho geritten, um sich die Gäste zu besehen. Er war sehr gesprächig und erzählte mir viel von Ouro-Preto, das in seinen Augen eine der bedeutendsten Städte der Welt war. Das Gespräch kam auch auf ein altes gedrücktes Maulthier meiner

kleinen Karavane; er bot mir ein Pferd zum Tausch an, der nach kurzer Besichtigung des betreffenden Thieres meinerseits auch angenommen wurde, da die Mula für mich gänzlich dienstuntauglich war. Ich glaube, wir hatten beide die Ueberzeugung, einer den andern übervortheilt, d. h. jeder einen guten Tausch gemacht zu haben. Gewiss hat Herr Firmin ebenso sehr Ursache gehabt mit meinem Maulthiere unzufrieden zu sein als ich mit seinem Pferde.

Unweit der Fazenda Engenho hatten wir am folgenden Morgen wieder eine Brücke zu passiren, ein würdiges Seitenstück zu der oben beschriebenen. Sie ruhte zwar auf beiden Ufern, aber nur mit der Einen Seite, die andere war in den Fluss hinuntergestürzt, sodass die ganze Brücke eine Art Dach mit einem Neigungswinkel von circa 40° gegen den Fluss bildete und nur mit Gefahr überschritten werden konnte.

Interessanter als die Begegnung zweier Geistlichen in weissen Ponchos und glanzledernen Stiefeln, begleitet von einem zahlreichen Tross Livreebedienten, denen in einiger Entfernung ein paar elegante Amazonen mit Reitknechten und Sklavinnen folgten, war mir eine gewaltige Klapperschlange, die hart am Wege auf einem niedrigen Termitenhaufen zusammengerollt lag. Ich hielt mein Maulthier an, um mir in nächster Nähe diese gefährliche Schlange mit Musse zu betrachten. Sie lag bewegungslos und unbekümmert um meine Gegenwart, den Kopf auf den dicken Leib zurückgebogen. Um das träge Thier aus seiner behaglichen Ruhe aufzuscheuchen, führte ich mit meiner langen Hetzpeitsche einen Schlag gegen dasselbe. Blitzschnell rollte es sich auf, klapperte mit kaum bemerkbarer Bewegung des Schwanzes, streckte den Kopf vor und machte Anstalt sich auf mich zu schnellen. Ich ritt sogleich einige Schritte vorwärts, um wenigstens mein Thier aus dem Bereiche der drohenden Schlange zu bringen und hielt wieder an, um sie ferner zu beobachten. Sie mochte wol bemerkt haben, dass ein fernerer Versuch, sich zu rächen, nutzlos sein würde und blieb daher züngelnd und von Zeit zu Zeit klappernd auf ihrem Platze liegen. Kurz darauf erschien mein Neger Ignacio mit den Lastmaulthieren und erblickte nur we-

nige Schritte entfernt die Schlange. Mit einem Schrei des Entsetzens, als wäre er schon längst von dem Thiere gebissen, machte er einen Sprung auf die Seite und schleuderte mit allen möglichen Projectilen, die er nur erwischen konnte, nach dem Erzfeinde. Bald verschwand auch die Schlange in dem dürren Steppengrase.

Ich war beim Weiterreiten mitten in eine Tropa gerathen, von der ich mich nicht mehr los machen konnte, bis sie nach 9 Uhr beim Rancho im Thale des Riberão do inferno halt machte. Es mag hier der Ort sein, eine kurze Schilderung des Tropeiro und seiner Thätigkeit zu geben. Ich habe dabei den Tropeiro von Minas geraes im Auge. Ich bin mit Tropeiros (oder Arrieros, wie sie im ehemaligen spanischen Südamerika genannt werden) in Brasilien, in den La-Platastaaten, in Chile, Bolivia und Peru in vielfältigste Beziehung gekommen, und hatte daher Gelegenheit genug, ihr Leben und Treiben genau zu beobachten, und habe gefunden, dass in Hinsicht auf Ordnung in Packsätteln und Riemzeug, Zweckmässigkeit des Beladens, Schonung und sorgfältige Behandlung der Thiere unbedingt dem Tropeiro von Minas der erste Platz gebührt. Nur einmal sah ich eine Recua (Tropa) von Maulthieren, die 1858 zwischen den Bergwerken von Potosi und der Hafenstadt Cobija in Bolivien verkehrte, der selbst die beste Tropa von Minas ohne Widerrede die Palme abgetreten hätte. Keins der Thiere war unter 16 Faust hoch, keins hatte unter 500 spanische Thaler gekostet, manches aber weit mehr. Es war ein wahrer Genuss diese herrlichen Thiere, jedes mit 15—16 span. Arrobas (à 25 Pfund, also bei 4 Centner) beladen, daherziehen zu sehen. Sie waren eine grosse Ausnahme von der Regel, der Stolz, die Leidenschaft und etwas Grossthuerei eines sehr reichen Mannes.

Der Tropeiro bewerkstelligt mit seinen Maulthiertruppen den Waarenverkehr zwischea den verschiedenen Landestheilen. Er bringt von den entferntesten Gegenden des Reiches die Erzeugnisse des Bodens und der Industrie nach der Küste und führt von den Hafenstädten Gegenstände des täglichen Bedarfs und des Luxus zurück. Er ist der Vermittler des Handels und

des Geldverkehrs und spielt daher im Staatshaushalte eine nicht unbedeutende Rolle. Seine Ehrlichkeit und folglich das Vertrauen, das er geniesst, ist das Grundkapital, mit dem er arbeitet. In seltenen Fällen ist er ein wohlhabender oder gar reicher Mann. Ein kleines Besitzthum von ein paar Aeckern, die seiner Familie Nahrung und Weiden, die Futter für seine Thiere geben, nebst einigen Sklaven sind in der Regel sein ganzes Hab und Gut. Gefahren, Entbehrungen, Ungemach aller Art, Unglücksfälle mit seinen Thieren oder Sklaven sein tägliches Loos. Er übernimmt die Waaren gewöhnlich unter Garantie gegen Verluste und Beschädigungen und setzt dafür sein Betriebskapital ein. Bei den unzähligen Wechselfällen, denen seine Thiere meistens auf den elendesten Strassen und schlechten Weiden, seine Waaren in den heftigen Regengüssen, in den Morästen und Sümpfen, seine Sklaven durch die vielen Strapazen in ungesunden Gegenden, durch Fieber und andere Krankheiten ausgesetzt sind, ist es leicht erklärlich, dass der Gewinn einer mehrmonatlichen Reise in der Regel ein sehr unbedeutender, sehr oft das Resultat derselben ein empfindlicher Verlust ist. Aber der Tropeiro lässt sich durch solche Widerwärtigkeiten in seinem harten Berufe nicht abschrecken. Er hängt mit Leidenschaft, mit der ihm angeborenen Rührigkeit daran und kaum hat er sich und seine Thiere von den Beschwerden einer Reise erholt, so macht er sich bereit, eine neue anzutreten; gewöhnlich contrahirt er während der einen schon wieder eine andere.

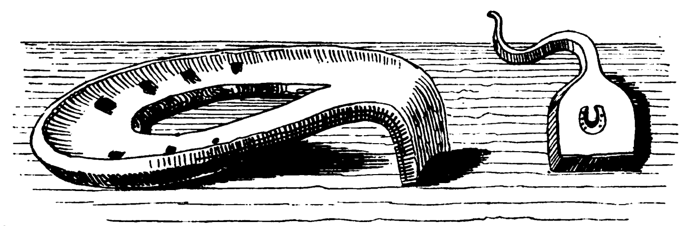
Der Tropeiro ist meist indianischer Abstammung, wenn auch nicht ohne fremde Rassenbeimischung, und vereinigt in sich alle jene Eigenschaften, die zu einem so mühevollen und bewegten Leben unumgänglich nothwendig sind: Muth, Entschlossenheit, Kraft, Gelenkigkeit, Geistesgegenwart, zähe Ausdauer und die grösste Genügsamkeit. Er hat von der Pike auf gedient, entweder ist er schon als Knabe, kaum den Kinderschuhen entwachsen, der Tropa seines Vaters gefolgt, und hat sich unter dessen rauher Leitung allmählich herangebildet, oder er ist bei einem andern Tropeiro als Junge eingestanden und hat bei diesem die lange, harte Lehrzeit durchgemacht. Einmal selbständig

und im Besitze einer Tropa, sind ihm seine Thiere sein höchstes Gut; er besorgt und pflegt sie, als wären sie Glieder seiner Familie. Sie sind ihm lieb, nicht als Mittel um Geld zu verdienen, oder wegen des Werthes, den sie repräsentiren, sondern als seine treuen Gefährten, mit denen er täglich verkehrt, die Mühe und Beschwerde mit ihm theilen. Er gibt jedem seiner Thiere einen eigenen Namen, er kennt die guten und schlechten Eigenschaften eines jeden auf das genaueste und verwerthet sie zu seinem Vortheil; er weiss auf das Pfund, wie viel ein jedes tragen kann, ohne dessen Kräfte zu überspannen, welches er mit zerbrechlichen, oder solchen Waaren, die eine besondere Sorgfalt erheischen, beladen darf, welchem seiner Treiber er diese oder jene Thiere anvertrauen kann, wie er sie in kleine Truppen (lote) am zweckmässigsten zusammenstellen soll.

Jedes Thier hat seinen bestimmten Packsattel und Riemzeug. Der brasilianische Packsattel (cangalhas) ist der einfachste und zweckmässigste, den ich kenne. Er besteht aus einem hölzernen Bocke, dessen vordere und hintere Schenkel sich unter einem ziemlich weiten Winkel nach oben kreuzen. Die innere Seite des Bockes ist mit dünnen Kissen gepolstert, zwischen diesen und dem Holzgestelle befindet sich eine Lage langes, steifes Gras (capim), das nach Erforderniss aufgefüllt oder theilweise entfernt werden kann. Ueber dem Bocke ist eine trockene, ungegerbte Ochsenhaut angebracht, die Haare nach aussen gekehrt. Dieser Packsattel wird nun mittels eines Bauchriemens lose auf das Thier geschnallt. Von ihm aus geht nach vorn ein breiter Brustriemen, nach hinten ein Schwanzriemen, und gewöhnlich mit demselben vereint ein breiter Riemen über den obern Theil der Hinterschenkel des Thieres. Jener verhindert beim Bergansteigen das Rückwärtsrutschen des Cangalha, dieser das Entgegengesetzte beim Berabgehen. Die Ladung, immer aus zwei gleichschweren Theilen bestehend, wird entweder in Bastnetze oder Körbe gethan, oder, wenn sie aus Kisten, Koffern etc. besteht, mit Stricken zweckmässig geschnürt, aus diesen zwei Schlingen gebildet und dieselben an die kurzen Schenkel des Bockkreuzes gehängt. Die Ladung (carga) wird mit einer grossen

rohen, der Länge nach zusammengelegten Ochsenhaut bedeckt und das Ganze mittels eines starken Lederriemens fest auf das Thier geschnallt. Dieser Riemen hat an einem Ende einen starken eisernen Haken, durch den das andere strickförmig gedrehte Ende auf der linken Seite des Thieres, etwa auf die Höhe des untern Drittels des Packsattels, gezogen und dann mit einem Knebel fest angedreht wird, doch ohne den Thieren wehe zu thun, sodass sich die Ladung nicht rühren kann. Der Knebel bleibt am Stricke stecken, um nöthigenfalls während des Marsches die gelockerten Riemen wieder fester zu drehen. Ist die Carga an Form oder Grösse nicht sehr ungeschickt und das Thier gut beladen, so bleibt sie bei günstiger Witterung gewöhnlich den ganzen Tag unverrückt. Wenn sich aber abwechselnd Hitze und Regen folgen, so werden die Riemen bald länger, bald kürzer, und dann ist öftere Nachhülfe nöthig.

Die Tropas in Minas sind in kleine Abtheilungen (lotes) von je 8 Stück zusammengestellt; in den südlichen Provinzen bestehen solche Lotes oft aus 10—12 Thieren. Jedes Lote steht unter der Aufsicht eines eigenen Treibers (tocador); er ist entweder Sklave des Tropeiro oder ein gedungener Knecht. Seine Kleidung beschränkt sich auf ein Hemd und Hosen aus groben Baumwollstoffen; letztere sind durch einen Ledergürtel, in dem ein grosses Messer steckt, zusammengehalten. Bei heftigem Regen schützt er sich einigermassen durch ein langes, schmales Stück Baumwollstoff (baeta), das ihm des Nachts auch als Decke dient. Oft trägt er auch einen ledernen Schurz.



Hufeisen und Nagel.

Die Maulthiere in Minas sind wegen der steinigen Gebirgswege immer beschlagen; im Süden, wo die begrasten Campos

mehr vorherrschen, gehen sie gewöhnlich ohne Hufeisen. Die Form des Hufeisens ist die maurische des Mittelalters. Es bildet einen breiten länglichen Ring, der am hintern schmalen Ende zu einem hohen Stollen umgebogen ist. Den Griff oder vordern Stollen unserer europäischen Hufeisen ersetzen mit sehr grossen Köpfen versehene, stark über das Eisen hervorragende Hufnägel.

Während der Reise gehen die Maulthiere reihenweise hintereinander und fast mit pünktlicher Genauigkeit tritt das folgende in die Fusstapfen des vorhergehenden; daher sind denn auch die Wege durch diesen Verkehr so gründlich ruinirt. Gewöhnlich nimmt ein jedes Maulthier eines Lotes während der ganzen Reise den nämlichen Platz in der Reihe ein. Nicht so in den Südprovinzen, dort gehen die Lotes statt in Reihen in Haufen, drängen sich, stossen mit den Ladungen gegeneinander und richten dadurch an denselben oft beträchtlichen Schaden an. Die Lotes folgen sich in ziemlicher Entfernung, damit im Falle eines Aufenthaltes wegen einer in Unordnung gekommenen Ladung die Thiere sich nicht anhäufen und in Verwirrung kommen.

Die Tropas machen sehr kurze Tagereisen; sie legen 2, höchstens 3 Legoas, je nach der Witterung und dem Zustande der Strassen, zurück, wozu sie 4—6 Stunden Zeit bedürfen. Das Sprichwort, wer langsam reist, reist weit, bewährt sich dabei vollkommen.

Bei Reisen von 150—200 Legoas würden die Thiere auch längere Tagereisen nicht aushalten und auch auf kürzere Distanzen bei solchen zu erschöpft ankommen. Bei dem befolgten Systeme treffen sie aber auch nach sehr weiten Reisen noch verhältnissmässig kräftig ein.

Wenn die Tropa an dem zum Nachtquartier bestimmten Platze ankommt, so findet sie den Tropeiro oder Patron (Patrão), wie ihn seine Leute nennen, schon dort und die ersten Vorkehrungen für das Nachtlager getroffen. Gewöhnlich ist die Station ein sogenannter Rancho, d. h. ein grosser, leerer, viereckiger, auf einer Seite ganz offener Schuppen, vor welchem eine grosse Anzahl Pfähle, an die die Maulthiere festgebunden werden, eingerammt sind. Neben dem Rancho befindet sich in der

Regel, aber nicht immer eine Venda, ein Kramladen, in dem Mais, Branntwein, Eier, Speck, lufttrockenes Rindfleisch, schwarze Bohnen, Reis, Roscos (eine Art Brezeln), Taback u. dergl. Dinge verkauft werden. Reisende finden zuweilen in der Venda ein schlechtes Gemach mit Schlafstätten. Meistens ist ein Farbiger Inhaber einer solchen Venda. Nicht selten vertheilen sich jedoch die Tagereisen so, dass der Tropeiro mit seinen Ladungen unter freiem Himmel zubringen muss.

Sobald das erste Lote der Tropa den Rancho erreicht hat, werden die Thiere unverzüglich an die Pfähle gebunden und der Patron beginnt mit Hülfe des Tocadors die Ladung abzupacken und unter Dach zu tragen; dann werden die Packsättel gelüftet, ohne sie jedoch den gewöhnlich erhitzten Thieren abzunehmen. Diese Geschäfte sind in der Regel beendet, bis das zweite Lote anlangt. Jedes der folgenden wird um so rascher abgepackt, als sich mit ihnen auch mehr Treiber einfinden und alle thätig zusammen helfen müssen. Die Ladungen werden in der grössten Ordnung aneinandergereiht, sodass eine Verwechselung der Lasten für die dazu bestimmten Thiere nicht möglich ist. Sobald dies geschehen ist, sind die Thiere auch so weit abgekühlt, dass die Cangalhas abgenommen werden können. Bei diesem Geschäft wird nun der Rücken eines jeden Thieres aufs genaueste untersucht, ob nicht irgendeine Stelle gescheuert oder gedrückt sei und in diesem Falle entweder von dem Patron selbst, oder dem erfahrensten der Treiber Abhülfe getroffen, indem je nach Erforderniss an den betreffenden Stellen des Sattels entweder Capim weggenommen, oder aufgefüllt, oder die Sattelkissen geklopft und zusammengenäht u. s. w. werden; dann werden, wenn die Witterung es erlaubt, die Sättel in die Sonne gelegt, um die schweissnassen Kissen zu trocknen und später in Reihen gegeneinander in den Rancho aufgestellt. Die Häute dienen zum Zudecken der Ladungen, da die Dächer der Ranchos meistens so defect sind, dass der Regen von allen Seiten durch die Löcher hinunterströmt.

Unterdessen sind die Thiere ungeduldig geworden, denn sie haben das Geräusch des Maises gehört, den die Treiber in die

Futtersäcke schütten, sie wiehern, scharren, stampfen und beruhigen sich erst, wenn jedem sein Futtersack (embornal) umgehängt ist, und nun beginnt ein Zermalmen der harten Körner, als wenn eine Schrotmühle in Bewegung gesetzt wäre. Sobald sie die Mahlzeit beendet haben, werden ihnen die Futtersäcke und die Halftern abgenommen; sogleich wälzen sie sich und suchen dann Wasser auf; die Treiber folgen ihnen, um sie auf die Weide zu bringen. Diese ist entweder offenes Camposland, oder eingefriedetes, künstlich angelegtes Grasland (pasto fechado oder cercado) oder blos Capoeira, in der freilich das Futter sehr spärlich ist. Bei Benutzung von geschlossenen Weideplätzen muss der Tropeiro dem Inhaber der Venda, der gewöhnlich für diesen Fall Bevollmächtigter des Fazendeiro, auf dessen Besitzung die Weide liegt, Futtergeld zahlen.

Einige Thiere bleiben gewöhnlich noch festgebunden. Es sind Marodeurs oder solche, an deren Hufbeschlag etwas fehlt. Ehe sie den übrigen folgen können, müssen die nothwendigen Operationen mit ihnen vorgenommen werden. Hier wird einem eine Rückenwunde gebrannt, dort einem andern wildes Fleisch weggebeizt, wieder ein anderes wird gewaschen oder an einem kranken Fusse verbunden, überall wird unter Anleitung des Patrons das zweckdienlichste Mittel gegen das Uebel angewendet, denn die Tropeiros sind ganz ausgezeichnete empirische Thierärzte. Nachdem diese Invaliden entlassen sind, werden die Beschlagreparaturen vorgenommen, neue Eisen, die immer kalt angepasst werden,, aufgeschlagen, oder die alten abgefallenen und noch aufgefundenen aufgeheftet und fehlende Nägel ersetzt. Der Tropeiro führt stets eine Anzahl Hufeisen, eine hinreichende Menge Nägel und die zum Hufbeschlage nothwendigen Werkstücke mit sich, nämlich einen kleinen Ambos und einen dicken Hammer, um die neuen S-förmig gebogenen Hufnägel gerade zu schlagen und zu spitzen, das Hufmesser, die Zange und den Beschlaghammer. Das Geschäft des Beschlagens verrichtet immer einer der ältern Treiber; oft ist dabei die Hülfe aller seiner Kameraden nöthig, denn es gibt unter den Maulthieren viele, die

sich bei dieser Operation gar wild gebaren und nur durch List und Kraft zu bewältigen sind.

Da die Tropas gewöhnlich früh aufbrechen, so langen sie bei den kurzen Tagereisen oft schon vor Mittag im Rancho an. Das Abladen, Repariren der Sättel, Curiren und Beschlagen erfordert immer mehrere Stunden Arbeit des Patrons und der ältern Tocadores. Der jüngste hat unterdessen im Rancho an einer aus ein paar Steinen bestehenden Feuerstelle die Vorbereitungen zum Mittag- und Nachtessen, die nur eine Mahlzeit bilden, gemacht, Wasser geholt, das Geschirr des Patrons ausgepackt und Kaffee gekocht, von dem jeder Treiber nach vollendeter Arbeit ein paar Schalen voll empfängt. Gegen Abend ist das Essen fertig. Es besteht wie beim Mineiro im allgemeinen aus lufttrockenem Fleische, Speck und schwarzen Bohnen mit Maismehl (farinha de milho), dazu wird statt des Brotes ein steifer Brei aus Wasser und Farinha (angú), seltener ein solcher (pirão) aus Mandiocamehl gegessen. Nach der Mahlzeit folgt wieder Kaffee.

Sorgfältige Tropeiros, die grossen Werth auf ihre Thiere setzen und lange Reisen vorhaben, lassen sie abends noch einmal von der Weide zum Rancho treiben und geben ihnen noch eine halbe Ration Mais, besonders wenn die Nachtweide nicht besonders gut ist. Nachdem nach dem Nachtessen noch ein paar Stunden um die Feuerstelle verplaudert wurden, strecken sich die Gesellen ein jeder auf eine Ochsenhaut und decken sich mit ihren Wollfetzen zu. Der Patron setzt sich gewöhnlich mit dem Inhaber der Venda zu einem gemüthlichen Gespräche auf die Pudel, bringt aber die Nacht ebenfalls bei seinen Ladungen und seinen Treibern zu. Seine Matratze ist, wie die ihrige, eine Ochsenhaut, seine Decke ein wollener Poncho, sein unzertrennlicher Begleiter.

Noch ehe der Morgen graut, ruft der Patron seine Leute wach. Einige von ihnen gehen sogleich aus, um die Thiere zu sammeln, was in eingefriedeten Futterplätzen ein Leichtes ist, sehr schwer aber auf offener Weide, oder im Walde. Jede Tropa ist von einer sogenannten Madrinha geleitet, gewöhnlich

eine freigehende, zahme Stute mit einer Schelle am Halse. Die Maulthiere gewöhnen sich so sehr an die Glocke, dass sie sich selten weiter entfernen, als sie jene noch hören; wenn also der Treiber der Madrinha sicher ist, so folgen meistens auch die übrigen freiwillig, oft aber versteckt sich das eine oder andere oder hat zu weit weg gegrast, dann müssen die Treiber lange nachsuchen, oft springen auch junge muthwillige Thiere davon und machen ihnen viel zu schaffen. Währenddess haben andere Treiber wieder die Futtersäcke gefüllt und die Halfter in Bereitschaft gelegt; der Junge hat Kaffee gekocht und schürt emsig das Feuer, um das Frühstück bald bereit zu halten. Den ankommenden Thieren werden sogleich die Futtersäcke umgebunden und den von der kühlen Morgenluft, dem starken Thau, oft auch vom Regen fröstelnden Treibern heisser Kaffee gereicht, den sie mit ganz besonderm Wohlbehagen einschlürfen. Das Frühstück ist frugaler als das Nachtessen und besteht in aufgewärmten Bohnen und Speck vom vorigen Abend mit Augú, oder aus Minaskäse mit Rapadura, oder aus gebratenem Trockenfleich und aus Kaffee.

Sobald die Thiere ihren Mais gefressen haben, sind auch die Treiber mit ihrem Frühstück fertig und beeilen sich nun, die Packsättel aufzulegen. Rasch ist diese Arbeit vollendet und es beginnt nun das Beladen des ersten Lotes. Behende tragen zwei Tocadores die eine Ladung ausmachenden beiden Stücke (fardos) zum bestimmten Thiere, dem die Augen mit einem Tuchlappen zugebunden sind, heben sie gleichzeitig auf, legen sie gegen die Cangalha und werfen die Schlingen über deren Kreuz; nun erst wird gerückt, gehoben und geschoben, bis die Last regelrecht liegt; dann wird die Rohhaut darübergeworfen, über diese der Riemen und durch ihn das Ganze mit dem Knebel festgeschnürt. Da sieht man oft sonderbare Lasten, die nur die grosse Erfahrung und Geschicklickeit des Tropeiro zu einer zweckmässigen Ladung vereinigen kann. Hier eine 3—4 Fuss hohe und 18 Zoll tiefe Kiste, mit pariser Damenhüten für Diamantina bestimmt, und als Gegengewicht die nämliche Schwere in Roheisen, oder ein Baumwollballen, von einer kleinen Tonne englischer Hufnägel

balancirt, und wieder ein mit leichten französischen Waaren gefüllter Kasten von einem Fässchen portugiesischen Rothweins im Gegengewicht gehalten. Zuweilen besteht die Ladung nur aus einem einzigen grossen Stück, das mit vieler Kunst auf die Mitte des Packsattels befestigt werden muss. Solche Ladungen (es sind oft kleine Klaviere) werden immer viel theurer bezahlt, denn sie ruiniren die Maulthiere weit mehr als die andern.

An der Spitze des ersten Lotes geht das Leitthier, gewöhnlich das schönste, kräftigste und erfahrenste der ganzen Tropa. Es ist nicht nur durch seine trefflichen Eigenschaften, sondern auch durch sein reiches Geschirr ausgezeichnet. Auf dem Kopfe trägt es einen rothen oder bunten Panasch aus Baumwolle, auf dem Stirnriemen ein grosses silbernes Schild mit dem Namenszuge des Patrons; an einem eigenthümlichen Gestelle sind eine Anzahl helltönender Glöcklein angebracht, die bei jeder Bewegung des Kopfes lustig klingen; das ganze Leder des Kopfzeuges, des Brustriemens und zuweilen auch des Hinterzeuges ist mit grossen oder kleinen, oft roh gravirten silbernen Zierathen bedeckt. Das Thier ist sich seines Werthes bewusst und daher stolz auf seinen Putz. Tropeiros versichern, dass das Leitthier, dem sein Schmuck und seine Glocken genommen werden, um sie einem andern zu geben, traurig und oft krank werde. Es ist dieselbe Erscheinung, die wir auf den Schweizeralpen so häufig bei den Leitkühen finden.

Ist das erste Lote fertig beladen, so nimmt der Tocador das Leitthier bei der Halfter, führt es eine kurze Strecke auf den rechten Weg, lässt es los und geht nun hinter der kleinen Truppe her. Jedes der folgenden Lotes wird mit dem Rufe fora! (hinaus) vom Platze weggetrieben und folgt nun dem ersten. Der letzten Truppe schliesst sich das Maulthier mit dem Kochgeschirr und dem Mundvorrath an; es steht unter der speciellen Aufsicht des jüngsten, den Küchendienst versehenden Burschen.

Sobald die ganze Tropa in Marsch ist, folgt ihr der Patron, der bisher das Beladen ordnend, rathend, helfend und befehlend überwacht hat, im gestreckten Galop, überzeugt sich im raschen

Vorüberreiten, ob alles in Ordnung sei und eilt dem Zuge voraus, um den Weg zu untersuchen. Findet er sumpfige Löcher und Moräste (calderões und atoleiros), die er mit einer Stange sondirt, so steckt er an den gefährlichsten Stellen einen Baumast aufrecht hinein; ist irgendwo eine neue Picada eröffnet, um schlechte Wegstellen zu umgehen, so legt er einen Zweig quer über den Weg, der nicht begangen werden soll, haut allzu sehr überhängende Aeste mit seinem grossen, schweren Messer ab, entfernt alle Hindernisse soweit es ihm möglich ist und erwartet dann an dem bestimmten Rancho seine Truppe.

Das Leitthier kennt genau die Bedeutung der vom Patron gemachten Zeichen und weicht ihnen sorgfältig aus; seinem Beispiele folgen die übrigen Maulthiere. Unter dem steten Rufe diabo! o! diabo! (Teufel) muntern die Tocadores die Thiere an. Ist eins lässig, steht es still, oder will es sich vom Wege entfernen, so lässt der Treiber einen ganz eigenthümlichen schrillen Pfiff ertönen, ruft das betreffende Thier beim Namen und schlägt dabei mit einem Stocke auf das Deckfell des lassen Maulthieres, oder wirft seinen Stecken mit grosser Geschicklichkeit nach ihm. Ist eine Ladung in Unordnung, so läuft er hin, verbindet dem Maulthiere die Augen, ordnet die Last, während die übrigen vorbeiziehen; sowie das Geschäft fertig und die Binde weggenommen ist, eilt das Thier in vollem Trabe, um seinen Platz in der Reihenfolge wieder einzunehmen.

So geht es bei grossen Reisen tagaus tagein monatelang. Nur sehr heftige Regen können den Tropeiro nöthigen, seiner Ladungen halber einen Rasttag zu machen. Nicht immer ist ihm vergönnt, das schützende Dach eines Rancho zu finden, er muss oft auf freiem Felde oder im Walde sein Nachtquartier aufschlagen und dann erfordert das ihm anvertraute Gut doppelte Vorsicht, um es vor Schaden zu schützen. Führt ihn der Weg in die Nähe seines Wohnortes und seiner Familie, so macht er gern einen Abstecher, um sich und seinen Thieren eine mehrtägige Erholung von den Beschwerden der Reise zu gönnen. Dies ist besonders bei den Tropeiros der Fall, die Ladungen von Rio de Janeiro nach Diamantina, Minas novas und noch weiter

nach Norden übernehmen. Sie sind meistens in den Municipien S[ta] Barbara, Itabira und Sabará ansässig und können mit geringen Umwegen ihr Heimwesen erreichen.

Die meisten grossen Gutsbesitzer haben ihre eigenen Maulthiere, um ihre Producte auf den Markt, an einen Meereshafen, an die nächste Eisenbahnstation oder zu einem Depot an einer fahrbaren Strasse zu transportiren. Die Recuas stehen unter der Leitung eines Aufsehers (Capataz), der die Stelle des Tropeiro vertritt; die Tocadores sind Sklaven des Fazendeiro. Diese Tropas sind in der Regel weniger gut gehalten als jene der Tropeiros, denn „des Herrn Auge, das die Thiere fett macht", fehlt.

Das Maulthier ist für den Waarentransport sowie für den Reisenden in jenen Gegenden, in denen statt Strassen nur Saumpfade sind, von unbezahlbarem Werthe. Seine Stärke, Ausdauer, Genügsamkeit, Klugheit und Sicherheit sind Eigenschaften, die ihm für diese Bestimmung einen grossen Vorzug vor dem weit edlern Pferde geben. Es ist eine durchaus nicht zu gewagte Behauptung, dass ohne das Maulthier die Culturstufe in einem grossen Theile Südamerikas eine weit niedrigere wäre, als sie es heute ist.

Es ist mir immer aufgefallen, dass die sonst so praktischen und umsichtigen Engländer sich bei ihren Erforschungsexpeditionen von Central-Neuholland nicht der harten und genügsamen Maulthiere statt der viel empfindlichern Pferde bedienten, da die meisten dieser Unternehmen gerade wegen der zu geringen Ausdauer der Reit- und Lastthiere ein zu frühes Ende nehmen mussten. Wahrscheinlich ist nur eine zu geringe Bekanntschaft mit den trefflichen Eigenschaften der Maulthiere die Ursache dieser jedenfalls auffallenden Erscheinung. Es ist freilich nicht in Abrede zu stellen, dass die vielen Untugenden dieser Thiere ihre Behandlung für Fremde, die an dieselbe nicht gewöhnt sind, sehr erschweren und ausnehmend viel Geduld erfordern; aber sie treten vollkommen in den Hintergrund im Vergleich mit ihren ausserordentlichen Vortheilen bei langen und beschwerlichen Reisen.

Kehren wir wieder zum Riberão do Inferno zurück. Von

der Thalsohle dieses Flüsschens führt der Weg meistens steil bergan bergab nach *Queluz*. In geringer Entfernung dieses Ortes passirt man ein Flüsschen über eine gute Brücke. Hier überholte mich der von Rio de Janeiro kommende Kurier, er hatte das vordere Schellenthier mit dem Postfelleisen an das hintere, auf dem er ritt, gebunden und eilte im scharfen Trabe nach Norden.

Von Engenho an nehmen alle Gewässer einen westlichen oder nordwestlichen Lauf; hier liegt das Quellengebiet des Rio Parapoeba. Zwischen Garandahy und Taipas streicht von Westen die Serra dos Vertentes und trennt dieses Quellengebiet von dem des Rio dos Mortes. Dort ist also die Wasserscheide der beiden grossen Stromgebiete des *Rio de S. Francisco*, von dem einer der beträchtlichen Zuflüsse der Parapoeba, und des *Rio Grande*, der mit dem Rio Paranahyba den *Rio Paraguay*, in seinem spätern Verlaufe den *Rio Parana*, bildet.

Kurz bevor man Queluz erreicht, geniesst man eine herrliche Aussicht auf die Serra de Ouro-Branco. Es war Mittag, als ich durch die lange Hauptstrasse dieses Fleckens ritt und ihn ohne Aufenthalt auf elend gepflastertem steilen Wege verliess.

Wie so viele grössere Ortschaften des Innern der Provinz Minas verdankt auch Queluz seine Entstehung den Goldsuchern, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Verbindung mit den Indianern der unfern gelegenen Aldea de Carijos den Ort gründeten. Sie bauten eine N^a^. S^a^. da Conceição geweihte Kirche; einige solid gebaute Häuser mögen bald danach entstanden sein, als die Goldgruben eine noch ziemlich reiche Ausbeute gaben. Später wurden noch zwei kleinere Kirchen, N^a^. S^a^. do Carmo und S. Antonio geweiht, aufgeführt; 1709 wurde der Ort zum Kirchspiel, 1791 zum Flecken (Villa) erhoben. Die Villa selbst soll circa 1200, das ganze Kirchspiel 6000 Seelen zählen. Die Hauptkirche war gerade in Reparatur begriffen und weiss übertüncht, die Thürme aber noch in ihrem alten, verwitterten Kleide, was ganz abenteuerlich aussah.

Kaum hatte ich die letzten Häuser von Queluz hinter mir, als ein fürchterliches Gewitter losbrach und mich nach einer

Stunde nöthigte, in einem Rastrancho vor den gewaltigen Regenströmen Schutz zu suchen. Ein jämmerlich aussehender Soldat, in seinen zerrissenen Kleidern vor Kälte klappernd, hatte hier ebenfalls Obdach gesucht; er war Marodeur einer auf dem Marsche nach Norden befindlichen Truppenabtheilung, die ich später traf. Mein Camarada hatte eben der Ladung eines der Maulthiere den Riemen gelöst, um sie besser zu legen, als plötzlich dicht neben uns ein blendender Blitzstrahl mit betäubendem Schlage niederfuhr. Die Thiere sprangen scheu und wild durcheinander; die nicht festgeschnürte Ladung wurde abgeworfen und getreten und ich hatte nebst manchem andern Verluste auch den eines meiner Aneroidbarometer zu bedauern.

Da keine Aussicht vorhanden war, dass der Regen bald aufhören werde, ritten wir auf dem ungemein schlüpfrigen Wege weiter. Ich bemerkte viele Araucariagruppen, aber grösstentheils abgestorbene Stämme, die ein recht trauriges Aussehen bieten, und Löcher von Tatus (Gürtelthieren) in den Lehmwänden der Wegeinschnitte in ausserordentlicher Menge. Ich erinnere mich nur, sie noch einmal und zwar im Thale des Rio Pirahy in der Provinz Rio de Janeiro so zahlreich gesehen zu haben.

In *Vargem* trafen wir ein einladendes Haus, leider aber kein Unterkommen, denn es war kein Mais für die Thiere, kein Essen für die Reisenden zu erhalten, zudem war sowol das Haus als auch der Rancho voll von Soldaten, die hier Nachtquartier machten. Es blieb uns nichts übrig, als noch eine halbe Stunde lang einen sehr steilen Berg anzusteigen, um im Dorfe *Carreiras de Ouro-Branco* unser Glück zu versuchen. Nach zehnstündigem Ritte fanden wir hier bei einem freundlichen aber sehr neugierigen Manne ein erbärmlich schlechtes Quartier. Er wollte wissen, ob Reis, Mais, Bohnen, Bananen, Orangen u. s. f. auch in Inglaterra wachsen, ob es dort Maulthiere und Pferde gebe, wie die Häuser ausschauen, ob die Hauptstadt so gross wie Rio de Janeiro sei, kurz er wurde mir durch seine Neugierde und Geschwätzigkeit in hohem Grade lästig und als er am nächsten Morgen sein Thema fortsetzen wollte, trieb ich mit Hast zur Abreise.

Den ganzen Tag begleitete uns ein durchdringend feiner Regen, der sich wiederholt zu heftigen Güssen steigerte. Nach anderthalbstündigem Ritte erreichten wir das *Arrayal do Ouro-Branco.* Früher wurde hier ziemlich viel ausgezeichnet feines Gold von lichter Farbe (daher der Name Ouro branco, weisses Gold) gewonnen; gegenwärtig sind die Gruben ausgebaut und Armuth ist an die Stelle eines gewissen Wohlstandes, von dem noch einige gute Häuser Zeugniss ablegen, getreten. Die Bewohner widmen sich wenig dem Ackerbau und der Viehzucht, sie ziehen es vor, in den alten Bergwerken (lavras) nach äusserst spärlichem Goldgewinne zu suchen. Sie sind der Kropfkrankheit ziemlich stark unterworfen. Das Kirchspiel mit seinem Filiale *Itatiaia* zählt 1600 Einwohner.

Ouro-Branco liegt am Fusse des gleichnamigen Gebirgszugs, dessen Hauptstreichen von Südsüdost nach Norden ist. Sie ist die Fortsetzung der Serra do Sapateiro, die wiederum die nördliche Fortsetzung der Serra da Mantiqueira bildet. Von ihr aus streicht ein westlicher Ausläufer. Herr von Eschwege und nach ihm einige andere Reisende nannten diesen Gebirgszug Serra de „Deus te livre“ (Gott bewahre dich). Dieser Name ist den Brasilianern gänzlich unbekannt und es wurde mir in Ouro-Preto von competenter Seite versichert, er sei nur eine Eschwege'sche Erfindung.

Interessant ist diese Serra in botanischer Beziehung durch ihren alpinen Charakter, in geologischer durch das erste Auftreten des Itacolumit, der weiter nach Norden das vorherrschende Gestein bildet.

Gleichh inter Ouro-Branco begann ein neuer, sehr guter, zwischen abgebauten Lavras durchführender Weg. Bald aber mussten wir ihn verlassen und den alten einschlagen, da jener an einer Stelle überbrückt werden sollte; wir konnten erst wieder unmittelbar am Fusse der Serra bei der schönen Fazenda des Manoel d'Acosta in ihn einlenken. Während die alte Strasse im Zickzack steil zum Gebirgskamme emporsteigt, zieht sich die neue allmählich an der südlichen Gebirgslehne bergan, überschreitet den Kamm in einem Sattel und erreicht die Höhe der Serra auf der Nordseite

nach Westen streichend. In kurzer Entfernung vom Kamme bemerkt man rechts neben dem Wege eine eigenthümliche Felsenkuppe mit unzähligen von Südwest nach Nordost streichenden Schichtenköpfen. Auffallend ist die spärliche Vegetation auf diesen Höhen bei verhältnissmässig so unbeträchtlicher Elevation im Vergleich zu europäischen Gebirgen. Baumvegetation beginnt erst ungefähr 200 Fuss unter dem Kamme in einer östlich liegenden Schlucht. In hohem Grade überrascht den zum ersten mal von Süden kommenden europäischen Reisenden der Anblick von mehrere Schuh hohen Pflanzen mit braunen, trockenen, in wenig Aeste getheilten Stämmchen; an jedem Aestchen stehen reihen- und kranzförmig ziemlich grosse, schmale, steife, spitze Blätter, aus deren Mitte eine grosse, blaue, lilienförmige Blüte hervorragt. Es sind Baumlilien (Barbacenien und Vellosien). Die Brasilianer nennen sie Cannela d'Ema (Schienbein des Strausses).

Wir hatten $^5/_4$ Stunden gebraucht, um die Höhe des Gebirgszugs zu erreichen. Stellenweise war auch der neue Weg in einem elenden Zustande, schmal, felsig und vom Wasser unterfressen. Beim Hinunterreiten begegneten mir ein paar Reisende mit ihrem Gefolge. Einer von ihnen bat mich um Feuer und erzählte mir, dass er von Diamantina komme und die Wege im Norden im elendesten Zustande seien, besonders über die Serra de Cocaes. Gegen Mittag erreichten wir die rechts auf einer Anhöhe liegende Fazenda de D[a] Vicenza, dann ein gut überbrücktes Flüsschen, um den zweiten Gebirgszug zu übersteigen. Der Weg war hier noch schlechter als über die erste Serra, stellenweise kaum zum Begehen; an mehrern Punkten waren Brustwehren gegen den Abgrund aufgeführt. Auf dieser Serra tritt der alpine Charakter noch schärfer hervor, die Vegetation ist noch spärlicher als auf der ersten. Ringsum ist schroffes, kahles Gebirge, alle Schluchten sind von Bächen durchfurcht. Am Fusse dieses Höhenzuges angelangt, bleibt noch ein dritter, niedriger Kamm, die Serra de Itatiaia, zu überschreiten.

Diese sogenannte neue Strasse über die Serra ist theilweise

gut, theilweise recht herzlich schlecht. Man bemerkt wol vielen guten Willen, dabei aber auch eine höchst mangelhafte Technik. An manchen Stellen ist sie von Schutt fast unwegsam, an andern von den Gewässern ausgefressen; oft führt sie als schmalster Saumpfad über schroffe Felsenplatten. Die Bauten zum Abflusse der Gebirgsgewässer sind noch die lobenswerthesten, auch sind alle Flüsschen überbrückt. Am Fusse der Serra beginnt eine breite, schöne Strasse, die gen Ouro-Preto führt. Ich benutzte sie nur eine halbe Legoa lang bis zur *Rancheria do Ouro-Preto,* wo ich halt machte. Ich hätte die Provinzialhauptstadt noch diesen Tag erreichen können, da aber die Thiere von einem siebenstündigen Marsche, meistens über Gebirge, ermüdet waren, und wir von dem ununterbrochenen Regen keinen trockenen Faden mehr am Leibe hatten, so beschloss ich hier in einem Rancho zu bleiben, trotzdem der Empfang ein nichts weniger als freundlicher war. Die Besitzerin desselben, eine sehr dunkle und sehr dicke Mulattin, versprach mir nach langem Zureden, uns ein Nachtessen zu kochen. Als ich nach einer mehrstündigen Excursion in die Umgegend ermüdet und hungerig in den Rancho zurückkehrte und ein bescheidenes Mahl zu finden hoffte, hiess es „a Senhora da casa esta doente (die Herrin des Hauses ist leidend) und kann nicht kochen. Diese Nachricht war niederschlagend und ich seufzte:

> O quando faba, Pythagorae cognata simulque [1])
> Uncta satis pingui ponentur oluscula lardo!

Ein Extratrinkgeld als Opfer auf die schwarze Hand einer Sklavin niedergelegt, hatte endlich die glückliche Folge, dass uns ein paar Stunden später eine Schüssel voll schwarzer Bohnen und Angú vorgesetzt wurden. Nur mit vieler Mühe erhielten wir in der Früh schwarzen Kaffee und mit noch mehr Mühe Mais für die Thiere. Nirgends in ganz Brasilien habe ich eine so hartnäckig unfreundliche Behandlung erfahren wie hier.

Bis eine Stunde hinter der Rancheria ist die Strasse ausge-

---

[1]) Wann wird wieder der Tisch Pythagoras' Muhmen, die Bohnen,
Glänzend vom Fette des Specks, mit anderm Gemüse mir bieten?

zeichnet gut, breit und führt grösstentheils sanft bergab. Bei einer steinernen Brücke (ponte de Falcão) in der Nähe der Fazenda de D[a] Felicidad bricht sie plötzlich ab, aber man bemerkt bedeutende Erdarbeiten für eine grosse neue Strasse über den Gebirgszug nach der Hauptstadt. Hier lenkten wir den alten Weg zur Ersteigung der Serra do Itacolumi ein. Auf ziemlich steilem Pfade war der Kamm in weniger als einer halben Stunde links von der Spitze des Itacolumi erreicht. Der Anblick auf den gegenüberliegenden Morro de Villa rica war überraschend. Auf seinem ziemlich kahlen Gehänge erhebt sich eine stattliche Kirche (Igreja do Alto da Cruz de N[a]. S[a]. do Rosario), links neben ihr einzelne grosse weisse Häuser. Man fühlt, dass man sich in der Nähe einer grössern Stadt befindet. Kaum ist man einige hundert Schritt weiter hinuntergestiegen, so eröffnet sich nach links die Aussicht auf Ouro-Preto. Von hier aus hat man die beste Uebersicht über die Provinzialhauptstadt. Ihr Anblick ist kein freundlicher; der Charakter der Mineirostadt des vorigen Jahrhunderts ist in ihr zu scharf ausgeprägt. Wo irgendein glücklicher Goldgräber eine reiche Grube ausbeutete, baute er eine Kirche (meistens sind es Votivkirchen) und neben dieser gruppirten sich unregelmässig genug die Häuser, die erst später zu Strassen verbunden wurden. Die grosse Zahl von Kirchen gibt, von der Vogelperspective betrachtet, der Stadt zwar einen eigenthümlichen, aber keinen schönen Ausdruck.

Der steile Weg ins Thal führt bei mehrern verlassenen Grubenmündungen vorbei. In einem Garten dicht am Wege bemerkte ich eine riesenhafte, prachtvoll gelbblühende Fackeldistel. In der Thalsohle angelangt hielt ich mein Thier auf der Brücke über das Flüsschen Riberão de Ouro-Preto, das hier von Nordwest nach Südost fliessend die Hauptstadt von dem gegenüberliegenden Gebirge trennt, und betrachtete mir die nächsten Umgebungen genauer, während ich auf die weiter zurückfolgenden Diener und Lastthiere wartete. Die Brücke ist solid von Stein gebaut, in der Mitte mit einer Rondelle. Auf der einen Seite steht ein länglicher Stein mit einem steinernen Kreuze und der halbverloschenen Inschrift: „Esta ponte foi feita para

beneficio do publico e acabado em Janeiro 1810." Auf einer Sandbank in dem unbedeutenden Flüsschen hüpften eine grosse Menge Aasgeier (Urubus) herum und vor einem rothangestrichenen Wachthäuschen vor der Brücke amusirten sich einige Soldaten mit Kartenspiel. Sie gehörten zum Posten, der den dort gelegenen Pulverthurm zu bewachen hat. Er stand früher höher oben am Berge, wurde dann herunterverlegt, befindet sich aber immer noch in einer gefährlichen Nähe der Stadt.

Man hatte mir das Gasthaus neben der Kirche Nª. Sª. do Rosario im Stadttheile Rosario als das beste anempfohlen. Der Weg dahin führt durch die Stadt über möglichst schlecht gepflasterte Strassen hinan, hinab, oft so steil bergan, dass man an der Möglichkeit verzweifelt, beritten den Berg zu erklimmen, dann wieder so abschüssig bergab, dass man befürchten muss, mit dem Thiere zu stürzen und den Hals zu brechen. Endlich langten wir vor einem gut aussehenden Hause neben der bezeichneten Kirche an. Es war das „Hôtel dos Amigos". Man wies mir mehrere Gemächer zur Auswahl an. Ich suchte das *beste* aus und es sei mir vergönnt, eine kurze Skizze dieses Fremdenzimmers zu geben. Ein schmuziges Gemach mit ekelhaftem Fussboden, dessen weitgeöffnete Fugen einen Blick in den darunter liegenden Hof voll Unrath erlauben; Wände, von denen der grösste Theil des Kalkanwurfes heruntergefallen, der Rest aber vollgespuckt; die Decke von Strohmatten, theilweise übertüncht, aber da, wo der Regen durchdringt, verfault und in Fetzen herunterhängend; dichte Spinnengewebe in allen Ecken; nur Ein Fenster, das überdies noch in eine Art Vorzimmer geht, daher das Gemach an trüben Tagen so finster, dass ich zum Schreiben Licht anzünden musste; eine kaum verschliessbare Thür; kein Tisch, kein Stuhl (die ich beide erst nach vielem Zureden erhielt), aber zwei Betten mit ekelhaften Matratzen, in einem so trübseligen Zustande, dass, als ich das eine, um mehr Platz zu gewinnen, hinaustragen liess, es beim Anfassen sogleich zusammenbrach; endlich Ungeziefer aller Art, das in Menge den Fussboden und die Wände bevölkerte: dies bildete zusammen das beste Fremdenzimmer des ersten Hôtels der Hauptstadt der Provinz

Minas geraes, im Jahre des Herrn Eintausend achthundert acht und funfzig. Ich bin wahrlich genügsam auf Reisen und habe unzähligemal in den möglichst elenden Winkeln zufrieden mein Lager aufgeschlagen, aber ich gestehe, dass ich noch nie an einem Orte, an den man doch berechtigt ist, irgendwelche Ansprüche auf Ordnung und Reinlichkeit zu machen, ein Quartier so tief unter meinen bescheidensten Erwartungen gefunden habe wie hier in Ouro-Preto.

Ende des ersten Bandes.

Xylographie und Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zusätze und Berichtigungen.

Zu Seite 13. Am 30. October 1865 traf der erste Dampfer „Havana“ der nordamerikanisch-brasilianischen Linie nach einer Reise von $30\frac{1}{2}$ Tagen von Neuyork in Rio de Janeiro ein, wodurch also die neue United States and Brazil Mail-Steam-Ship-Company factisch ins Leben getreten ist. Der Dampfer brachte aus Nordamerika weder Passagiere noch Gut, sondern nur aus den nördlichen Häfen des Reichs und kehrte ebenfalls ohne Passagiere und Fracht nach Neuyork zurück. Eine schlechte Inauguration der Linie, auf die von brasilianischer Seite so unberechtigt grosse Hoffnungen gesetzt werden.

Zu Seite 155. Die Ackerbaugesellschaft „Imperial Instituto Fluminense de Agricultura“ hatte es sich zur Aufgabe gestellt, eine Musterlandwirthschaftsschule zu gründen und zu diesem Zweck von der Regierung eine jährliche Subvention von 12 Contos de Reis erhalten. Der botanische Garten wurde als Sitz dieser Schule bestimmt und als deren Director der Lehrer an einer Realschule in Wien, der weder theoretische noch praktische Kenntnisse der Landwirthschaft besass, berufen. Im Jahre 1865 (Aviso 25 de Agosto) sah sich der Agriculturminister veranlasst, der Gesellschaft die Subvention zu entziehen, „da sie die Bedingungen, eine Musterlandwirthschaft zu gründen, nicht erfüllt habe“.

Zu Seite 170. Seit 1865 erscheint in Rio de Janeiro auch ein grösseres englisches Journal: „The Anglo-Brasilian Times; political, literary and commercial. Editor and Proprietor William Scully.“ Es scheint den Regierungskreisen nahe zu stehen.

An mehrern Stellen, an denen Saõ oder naõ steht, z. B. 29, 30, 33, 35, 124 u. a. m., soll es heissen: São und não.

Seite 113, Zeile 12 v. u., statt Militärbutget, lies: Militärbudget
» 124, » 21 v. o., st.: adiadaa, l.: adiada
» » » 6 v. u., st.: achaõ-se, l.: achão-se
» » » 4 v. u., st.: ficaõ, l.: ficão
» 127, » 9 v. o., st.: délà, l., de là
» » » 12 v. u., st.: von d'Albuquerque, l.: von Albuquerque
» 129, » 4 v. u., st.: die, l.: der
» 151, » 8 v. u., st.: portugiesischen, l.: protestantischen
» 154, » 14 v. o., st.: instrucão, l.: instrucção
» » » 11 v. u., st.: propagadore, l.: propagadora
» 157, » 9 v. u., st.: Guilberme, l.: Guilherme
» 272, » 14 v. o., st.: Manqueira, l.: Mantiqueira
» 290, » 7 v. u., st.: des, l.: der
» 293, » 3 v. o., st.: Roscos, l.: Roscas
» 298, » 18 v. o., st.: lassen, l.: letzten



